Geschichte

des

achtzehnten Jahrhunderts

von

Fr. Aug. Gfrörer,
Professor der Geschichte an der Universität Freiburg i. B.

Nach dem Tode des Verfassers
herausgegeben von

Dr. J. B. Weiß,
Professor der Geschichte an der k. k. Universität Gratz.

I.

Ludwig XIV. Wilhelm der Oranier. Prinz Eugen. Karl XII. Peter der Große. Die Kaiser Leopold I. und Josef I.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1862.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort.

Die Familie des am 6. Juli dieses Jahres zu Carlsbad verstorbenen Geschichtschreibers F. A. Gfrörer hat mich mit der Durchsicht und Herausgabe seines reichen literarischen Nachlasses betraut. Derselbe besteht aus einer Geschichte der deutschen Volksrechte im Mittelalter, einer Fortsetzung seiner Urgeschichte der Menschheit, einer Geschichte Osteuropas und Westasiens im 10. und 11. Jahrhundert, und einer Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von letzterer, über die Gfrörer mehre Male unter großem Beifalle Vorlesungen an der Universität Freiburg hielt, erscheint hier der erste Band.

Was Gfrörers Werke im Allgemeinen auszeichnet, findet sich auch hier: kritische Sichtung des Stoffes, sinnreiche Aufhellung des innersten Zusammenhangs der Dinge, scharfe Charakterisirung, Ueberſicht beim vollen Eingehen ins Leben, fließende Darstellung, kernvolle Sprache und künstlerische Gestaltung. Ein anderer Vorzug ist hier der Standpunkt der Betrachtung.

Ein feuriger Ghibelline tritt uns hier entgegen, welcher durch Studien einziger Art seine Seele genährt hat an der Anschauung jener ruhmvollen Zeit, da unser Volk an der Spitze Europas stand, da Ein Glaube uns Alle verband und die Kirche nicht bloß der Hort der Glaubenswahrheiten, der Kunst und des Wissens, sondern auch der Freiheit der Völker war. Der

Tag, der uns in zwei Heerlager schied, erscheint ihm nicht als der Ehrentag der Nation. Wie Gfrörer in Frankfurt mit den Großdeutschen ging und jeden Versuch, ein Deutschland ohne Oesterreich zu gestalten, für Minderung der Macht und Ehre, für Verrath des Vaterlandes erklärte, so ist auch der großdeutsche Standpunkt maßgebend in der Beurtheilung des Verhältnisses der Fürsten zum Kaiser. Gfrörer ist nicht wie Andere im Voraus geneigt, über Herrschsucht des Hauses Habsburg zu klagen, wenn ein Kaiser sich anstrengte, die Einheit des Reiches zu retten und die Ehre Deutschlands zu wahren, und über Saumseligkeit, wenn die ehrlichsten Bemühungen scheiterten, weil dem Kaiser die Hände gebunden waren. —

Darum das scharfe Urtheil, mit dem so manche Gestalt dieser Zeit gerichtet wird. Ein Zornesblitz flammt aus dem Auge des Geschichtschreibers und seine Feder wird zum zweischneidigen Schwert, das rechts und links trifft, Katholiken wie Protestanten, Fürsten wie Völker. Der Herausgeber hielt sich nicht für berechtigt, an der Kühnheit der Sprache zu mäkeln. Soll die Geschichte eine Lehrerin des Lebens sein, so muß die volle Wahrheit gesagt werden, das Vertuschen ist vom Uebel. Die deutsche Geschichtschreibung trug seit dem westphälischen Frieden leider nur zu oft den Stempel der Lakaiengesinnung. Der Geschichtschreiber soll *immer* im Dienste der Wahrheit stehen, in nationalen Fragen im Dienste der Nation, nicht einer Partei. —

Um so größere Liebe wendet unser Geschichtschreiber in der trüben, kranken Zeit, die er schildert, Männern zu, die den sinkenden Ruhm unseres Volkes wieder auffrischten, wie *Prinz Eugen*, wie *Ludwig von Baden*, dem *Kaiser Josef I.*, den ein hartes Schicksal unserem Vaterlande zu früh entriß, einem *Wilhelm von Oranien*, der Europa vor der franzö-

sischen Universalmonarchie rettete, und vor Allen der kaiserlichen Armee, in welcher der alte Waffenglanz deutscher Nation neu erstrahlte.

Noten wurden in diesem, für ein größeres Publikum bestimmten, Werke möglichst vermieden, die folgenden Bände werden deren mehr enthalten, namentlich die Geschichte Maria Theresias, der Höhepunkt dieses Werkes. Die Quellen für diesen Band sind bekannt und finden sich in jeder größeren Bibliothek, vor allen Saint Simons Memoiren, dann Capefique (Louis XIV. son gouvernement et ses rélations diplomatiques avec l'Europe, Paris 1837), die Monuments inédits, welche die Akademie veröffentlichte; Reuchlins Geschichte von Port-Royal; der zahlreichen übrigen Memoirenwerke, wie die der Montpensier, der Motteville, des Abbé Choisy, Villars' und der Briefe der Sevigné nicht zu gedenken. Ueber die Feldzüge des Markgrafen Ludwig von Baden hat Freiherr von Röder ein treffliches Werk veröffentlicht. Kausler hat Eugens Leben hauptsächlich aus dem militärischen Standpunkte behandelt. Daß die „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen" (Tübingen 1811) eine Fälschung von gröbster Art sei, hat Alfred Arneth in seinem „Prinz Eugen von Savoyen (Wien 1858, 3 Bde.) nachgewiesen, der nach Zimmermann nicht bloß mit Liebe und Geschick, sondern auch mit einem seltenen Reichthum von Mitteln, wie sie keinem Anderen zu Gebote standen, das Leben dieses außerordentlichen Mannes behandelte. Ueber Marlborough ist Coxe und Macaulay beigezogen, über den spanischen Erbfolgekrieg das Werk von Lord Mahon. Wagners Historia Leopoldi beweist, daß die bei Gfrörer durchleuchtende Ansicht, als hätten die Jesuiten überall für Ludwig XIV. gearbeitet, beschränkt werden muß. Ein Jesuit, geisselt Wagner scharf und

treffend Ludwigs Uebermuth; ein anderer Jesuit sprach im Rathe des Kaisers für Eugens Plan, Frankreich wegen des spanischen Erbes den Krieg zu erklären. —

Sollten sich Druckfehler eingeschlichen haben, so wird dem zweiten Bande ein Verzeichniß beigegeben werden. Einstweilen möge die weite Entfernung vom Orte des Druckes den Herausgeber entschuldigen.

Möge dieses Buch den vielen Zuhörern des Verstorbenen ein willkommenes Andenken sein und die politischen Wahrheiten, die es enthält, um so mehr eine gerechte Würdigung finden, als die Sophisten des Tages wieder eifrigst bemüht sind, der Welt vorzupredigen, Deutschland werde groß, wenn man es klein mache. —

Gratz, 17. November 1861.

Dr. Weiß.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Meine Herren!

Ich beginne heute meine Vorlesungen über die neuere Geschichte, worunter ich den Zeitraum vom letzten Drittel des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart verstehe. Ich werde im Laufe dieser Vorlesungen ein Gemälde voll Wechsel, voll Umwälzungen aufrollen. Zu Anfange des angegebenen Zeitraums erscheint das Königthum im unbestrittenen Besitze der ausgedehntesten Macht, bald bemerkt man, daß ein Wurm an dem Lebenskeim desselben nagt, daß schrankenlose Gewalt zu üben und doch Mäßigung zu beobachten, nicht in der Natur des Menschen liegt.

Schenken Sie mir wie früher ihr Zutrauen! Was vor zwei Jahren durch die Februarbewegung unterbrochen ward, soll dießmal vollendet werden.

Der Sieg, welchen das bourbonische Haus nach anderthalbhundertjährigen Kämpfen über die habsburgisch-spanische Macht davonträgt, ein Sieg, welchen in Bezug auf das deutsche Reich der vor 202 Jahren abgeschlossene westphälische Frieden besiegelte, verschaffte dieser Dynastie zugleich eine Macht nach innen, welche dem Throne erlaubte, alle an-

dern politischen Gewalten im Staate, welche aus dem Mittelalter in die neuere Zeit herübergekommen waren, die ständischen Befugnisse des Adels, die Freiheiten des Volks, (welche jedoch im älteren Frankreich nie so groß gewesen waren als in Germanien oder in England), insbesondere aber die Macht des Clerus zu zerreiben und aufzusaugen.

Seit Ludwig XIV. die Krone auf sein Haupt gesetzt, steht nur Eine Gewalt im großen, weiten Frankenreiche aufrecht, die königliche; alles Andere muß sich vor ihr beugen, und dieser Ludwig, durch dessen Kraft das Königthum eine so prächtige Blume trieb, wurde das Vorbild anderer Herrscher. Sehr viele, darunter schwache und mächtige, begabte oder kleinlichte Herren haben dem von ihm gegebenen Beispiele nachzueifern gesucht. Ludwig XIV. opferte Alles seiner Ehrsucht auf, doch muß auch der strengste Richter bekennen, daß er die Krone mit Würde trug. Aber nach seinem Tode gerieth die von ihm gegründete Alleingewalt des Thrones in die Hände von Schwächlingen und wurde das Spielwerk liederlicher Weiber. Der Rächer dieses Verfalls war schon bereit. Neben der eben angedeuteten Verwesung der Regierungsgewalten ging eine Bewegung der Geister her, welche jetzt mit einem Nachdruck, von dem man früher keinen Begriff gehabt, in das Leben einzugreifen begann. Im Laufe des Mittelalters, sowie während des Reformationszeitalters, ja auch noch in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, waren es vorzugsweise religiöse Ideen gewesen, durch welche das Uebergewicht einer einzi-

gen Gewalt im Staate, sei es nun des Thrones, oder der Aristokratie, oder der Demokratie beschränkt und auf ein dem Ganzen nützliches Maß zurückgeführt zu werden pflegte. Diese Ideen hatten jetzt ihre Macht verloren, und zwar meines Erachtens darum verloren, weil die Corporationen, denen früher ihre Handhabung und Vertretung zukam, nicht mehr auf eigenen Füßen standen, sondern von dem Königthum verschlungen und zu einem Werkzeuge der Staatspolizei herabgewürdigt worden waren. Nur wer innerlich stark ist, behauptet in die Länge sein Ansehen, und nach einer trefflichen Bemerkung Napoleons können nur solche Anstalten einer andern zur Stütze dienen, welche selbst geeignet sind, gegen Versuche des Mißbrauchs, von welcher Seite derselbe auch kommen mag, Widerstand zu leisten.

An die Stelle der religösen Ideen, welche so lange Zeit die politische Opposition im christlichen Abendlande geführt, trat jetzt eine Philosophie, welche den gesunden Menschenverstand als Banner aufsteckte, nur das gelten ließ, was vor den Regeln mathematischer oder dialektischer Berechnung Stich zu halten schien, welche ferner zuerst ihren Haß gegen das Königthum, dem eigentlich ihre Angriffe galten, mit wohlberechneter Schlauheit verbarg, dagegen ihre Streiche gegen die christliche Kirche und den Altar richtete, der kraft einer alten Ueberlieferung für die Stütze des Thrones galt, eine Philosophie endlich, welche in kurzer Zeit ihren ganzen Kreis durchlief, und damit endete, daß sie nicht bloß alle Achtung vor den bestehenden politischen

Gewalten, sondern auch den Glauben an Gott, an eine jenseitige Vergeltung, sowie die Grundsätze der Tugend untergrub.

Feuerherd dieser neuen Philosophie war Frankreichs Hauptstadt Paris, und mit solchem Eifer, solchem Aufwande von Geisteskraft wurde sie von dort aus über das germanische, romanische, slavische Europa verbreitet, daß sie bald und zwar unter den höheren, also auch mächtigen Classen der Gesellschaft, Massen von Verehrern zählte. So unglaublich es klingt, ist es dennoch wahr: Paris erhielt um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch seine Bücher und seine Gelehrten eine ausgedehntere Herrschaft über Europa als unter Ludwig XIV. und unter Napoleon durch Waffen und Finanzen. Diese Stadt war im unbestrittenen Alleinbesitz nicht bloß den Maßstab des guten Geschmacks in Waaren, Kleidern und Hausgeräthe, sondern auch der Wahrheit im Denken zu liefern. Sie hatte mehr als die Hände und die Leiber, sie hatte die Köpfe der Menschen gefangen.

Allerdings fehlte es unter denen, die aus den Mißbräuchen der französischen Staatsverwaltung persönlichen Vortheil zogen, oder welche aus überlieferter Pietät und Rechtsgefühl das Wankende halten wollten, nicht an Solchen, welche die Gefahren der neuen Philosophie erkannten. Genug Versuche wurden gemacht, dieselbe niederzuschlagen, aber alles war vergeblich; das was die gewandtesten Köpfe für wahr erklärten, behielt die Oberhand über die Gewohnheit,

die Literatur als öffentliche Meinung behauptete den Sieg. Seit dieser Sieg entschieden war, erhielt die französische Gesellschaft — im Ganzen betrachtet — etwa folgende Gestalt: Die, welche sich sonnten im Glanze der Majestät, die, welche die Steuern der Nation verzehrten, diejenigen, in deren Besitze sich alle Aemter befanden, galten für Vertheidiger der Lüge, des Unverstands, der gewaltsamen Unterdrückung, für Feinde jeden Fortschritts der Menschheit, während man sich gewöhnte, in dem Volke eine Masse Mißhandelter, Unschuldiger, in den Häuptern der neuen geistigen Bewegung Apostel der Wahrheit und des Rechts zu sehen. „Was ist der dritte Stand?" ruft Sieyes in seiner berühmten Brochure aus. Antwort: „Nichts, gar nichts! was soll er werden? Alles!" Konnte ein solcher Zustand in die Länge dauern? Das Ende des 18. Jahrhunderts hat gezeigt, wohin die Bewegung auslief. Gewaltsam wurde das Bestehende umgestürzt, und die Theorien Voltaire's, der Encyklopädisten oder Rousseau's verwandelten sich in Feuerbrände.

Noch ehe es so weit kam, hat ein deutscher König es versucht, die Lehren der neuen Philosophie ohne gewaltsamen Umsturz, und unter dem Schirme absoluter Gewalt, die er von seinem Vater und Ahn ererbt, ins Leben einzuführen. Dieser Versuch brachte dem fraglichen Herrscher großen Vortheil. Ohne Zweifel verdankte Friedrich II. von Preußen sehr viel der Kraft des Schwertes und der Stärke seines Charakters, aber der Ruhm, den ihm die Verbindung mit seinen Pariser Schützlingen erwarb, ein gekrönter Philosoph

zu sein, hat ihm nicht viel weniger genützt. Hätte er dies nicht selbst gewußt, so würde er sich nie von den zum Theil sehr zweideutigen französischen Gelehrten, mit denen er sich umgab, soviel haben gefallen lassen. Und warum anders ahmten mehrere andere Fürsten oder Fürstinnen (wie Catharina von Rußland) dem von Friedrich II. gegebenen Beispiele nach, als weil sie die Erfahrung gemacht hatten, daß durch jenen philosophischen Glanz das Ansehen der preußischen Krone erhöht worden war!

Friedrich II. hatte, man kann es nicht läugnen, einen hohen Begriff von den Obliegenheiten des königlichen Amtes und er brachte diesem Begriffe Ruhe und Bequemlichkeit zum Opfer. Aber genau besehen, war das, was er die Pflichten des Staatsoberhauptes nannte, nichts anderes, als das Interesse seines Hauses, und die Lehren modernster Weisheit, zu denen sich der gekrönte Philosoph von Sanssouci bekannte, haben Preußen und Deutschland wenig Heil gebracht. Unter ihm verwandelte sich das Volk in eine Maschine, welche die Aufgabe hatte, möglichst viel Geld in die königliche Kammer, möglichst viel Rekruten für das Heer zu liefern. Gescheidt war alles, was er that, aber dieser Verständigkeit klebte ein bedauerliches Maß von Selbstsucht an und sie erreichte ihre Zwecke auf Kosten des allgemeinen Glücks. Die an sich so glorreiche militärische Laufbahn des gekrönten Philosophen hat das wohlthätige Uebergewicht des deutschen Kaisers im Reiche, das bis dahin noch einigermaßen fortbestand, vernichtet, an der Stelle einer einzigen, zwei sich

fast gleiche und voll Eifersucht einander überwachende Großmächte geschaffen, sie hat in nothwendiger Folge die Zerstücklung Polens herbeigeführt, und zuletzt den Sieg der französischen Revolution über das europäische Festland entschieden.

Denn das Berliner philosophische Schauspiel dauerte nicht lange, bald wurde es von einem viel kühneren, besser angelegten überholt und in Vergessenheit gebracht. Durch die früher erwähnten wilden Triebkräfte gesprengt, stürzten gegen Ende der achtziger Jahre des vorigen Seculums die längst unterhöhlten oder verfaulten Strebepfeiler des französischen Reichs zusammen und die Philosophie erhielt nun ein freies Feld, ihre Theorie des besten, des allein vernünftigen Staats in Fleisch und Blut zu verwandeln. Wie haben unsere Väter gejauchzt, als über Paris die vermeintliche Morgenröthe wahrer bürgerlicher Freiheit am Himmel sich zeigte, und doch welch unerwartete Wendung nahmen die Dinge! Gewiß hat es allen denen, welche der Reihe nach an der Spitze der französischen Umwälzung standen, nicht an Verstand noch an Thatkraft gefehlt, aber dasjenige, was das anfängliche Mißlingen der großen Aufgabe veranlaßte, war der Mangel an dem die Wuth der Begierde zügelnden Maaße. Die der englischen Staatsverfassung nachgeformte Monarchie, welche die Constituante schuf, verwandelte sich durch das Feuer der Leidenschaft in eine Republik, diese in Pöbelherrschaft, diese hinwiederum schlug kraft nothwendiger Entwicklung in eine soldatische Despotie um. Der große

Feldherr, welcher es vermochte, die erstaunlichen Streitkräfte, welche der zuletzt erwähnte Akt des furchtbaren Dramas hervorgebracht hatte, zu bemeistern und seinem Willen dienstbar zu machen, wurde dadurch in Stand gesetzt, auf Errichtung eines das ganze Abendland umfassenden Weltreichs hinzuarbeiten. Die letzte Frucht, welche das Gewächs der im vorigen Jahrhundert herrschenden Philosophie trieb, war eine zwar sehr gescheidt und zweckmäßig eingerichtete, aber darum doch mit unleidlicher Gewalt auf den Völkern lastende Soldatenwirthschaft.

Bei der Bewegung, von der ich bisher gesprochen, waren vorzugsweise drei Hauptländer Europas betheiligt, England, Frankreich, Deutschland. England nämlich in doppelter und zwar entgegengesetzter Beziehung, sofern es Anfangs der neu entstehenden französischen Philosophie nicht bloß das Vorbild eines besseren Staats, sondern auch, wie ich später zeigen werde, die Grundsätze religiöser Aufklärung lieferte, und dann später, sofern es die überstürzenden Wogen französischer Umwälzung einzudämmen suchte. Frankreich, sofern es aus seinem Innern die Feuerströme auswarf, welche die unreinen Stoffe verbrennen sollten, die sich in Europa angesetzt hatten. Deutschland endlich — unsere nationale Rolle war eine sehr bescheidene — sofern diesem Lande die Aufgabe zu Theil ward, die blutigsten und schmerzhaftesten Experimente an sich machen zu lassen, und dadurch die Ausscheidung dessen, was an dem Neuen brauchbar, an dem Alten noch stark war, anzubahnen und die Vermittlung bei-

der Elemente auf sich zu nehmen. Allein theils während der ersten Vorbereitungen zum großen Drama des vorigen Jahrhunderts, theils während des vollen Verlaufs dieser Bewegung, gingen auf andern Punkten der civilisirten Welt drei sehr folgenreiche Veränderungen vor. Das Volk der Türken, mohammedanischer Erbe des um die Mitte des 15. Jahrhunderts zerstörten byzantinischen Reichs, dieses Volk, das bis zu Ende des 17. Seculums der Schrecken des christlichen Abendlandes gewesen war, und noch im Jahre 1683 den deutschen Kaiser mit nahem Sturze bedroht hatte, sank fast seit der Zeit, mit welcher meine Vorlesungen beginnen, hauptsächlich durch die Thätigkeit des Prinzen Eugen von Savoyen, von dem mehr die Rede sein wird, mehr und mehr in einen Zustand politischer Schwäche, aus dem es sich nicht mehr erholt hat, noch, wie es scheint, erholen wird. Dagegen erhob sich zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts im hohen Norden ein neuer Staat, der als der christliche Erbe von Byzanz betrachtet werden muß. Rußland, bis dahin ein halbasiatischer Staat, begann in die Geschicke Europas einzugreifen und eine Weltstellung einzunehmen, welche auf die Zukunft Deutschlands den größten Einfluß üben muß. Ein halbes Jahrhundert nach Peter dem Großen erfolgte jenseits des atlantischen Oceans ein dritter Schlag, der nicht mindere Bedeutung hat, als das von dem russischen Czaren vollbrachte Werk. Die bis dahin unter englischem Scepter lebenden und zur Fähigkeit des Genusses germanischer Freiheit herangezogenen Colonien

in Nordamerika rissen sich vom Mutterlande los und legten den Grund zu einem transatlantischen Staatensystem. Seit der Entdeckung Amerikas durch Columbus hatte sich dieser Erdtheil durchaus leidend gegen das alte Europa verhalten, er hatte seine Silberflotten, seine tropischen Produkte herübergeschickt und dafür als einzigen Tausch europäische Beamte oder Colonisten bekommen. Seitdem ist es anders geworden; die Unabhängigkeitsakte der dreizehn vereinigten Staaten hat die Losreißung auch der spanischen und portugiesischen Colonien angebahnt und Europa muß sich gewöhnen, in ein Wechselverhältniß zu Amerika zu treten, Anstoß nicht mehr allein zu geben, sondern auch zu empfangen.

Meine Herrn! Ich habe diese allgemeinen Bemerkungen vorangeschickt, um gleich Anfangs die Gesichtspunkte zu bezeichnen, aus welchen ich die Geschichte der neuern Zeit behandeln werde. Klarheit des Verstandes, mathematischer Geist, ist ein großes Gut, aber diese Kraft reicht nicht aus, um den Staat wohnlich einzurichten, und den Völkern einen leidlichen Zustand zu verbürgen. Gewiß verdient eine Regierung gerechten Spott, die, wie die Ludwigs XIV., im Namen der heiligen Dreifaltigkeit Befehle erläßt, durch welche die Pfalz in eine Einöde verwandelt, oder durch welche den eigenen Unterthanen der letzte blutige Heller abgepreßt wird. Verächtlich ist ferner ein Regent, der wie Ludwig XV. sein ganzes Leben zwischen Wollust und den Uebungen einer stupiden Andacht theilt, und mit Berufung auf die göttliche Einsetzung des Königthums sich und Andern Dinge erlaubt,

die man bei dem geringsten Privatmann unerträglich finden würde. Aber nicht besser ist das Verfahren der sogenannten Vaterlandskinder, welche unter dem Geschrei Freiheit und Gleichheit die Guillotine durch Frankreich schleppten und die umliegenden Länder ausraubten! Nicht viel besser ist die stürmevolle Herrschaft Napoleons, der im Namen der großen Nation, oder unter dem Vorgeben des Schicksals, der politischen Nothwendigkeit, Europa mit Blut überschwemmte! In hohem Grade gescheidt und zweckmäßig war Alles, was der französische Kaiser that, aber die Völker befanden sich unter ihm in einer nicht minder schlimmen Lage, als unter dem XIV. oder XV. Ludwig. Woher kam es nun, daß bei dem größten Wechsel in den Formen der Regierung und trotz dem überströmenden Licht einer von Allen bewunderten Philosophie der gewünschte vollkommene Zustand nicht erreicht wurde? Daher, weil trotz aller Vervollkommnung des äußeren Mechanismus der Gesellschaft gewisse sittliche Ideen entweder gar keinen oder doch nicht genügenden Einfluß auf den Staat übten. Die Erfahrung lehrt, daß eine dauernde Ordnung nur da zu Stande kommt, wo neben dem Verstand das gehörige Maas eines gewissen Etwas herrscht, das ich die gesellschaftliche Moral nennen will. Dieser Satz scheint sehr einfach und jeder verlangt, daß der Andere gewissenhaft und sittlich gegen ihn verfahren soll, aber über die politische Verwirklichung dieses Princips herrscht der große Streit. Sittliche Ideen und Lehren, auch die höchsten und besten, sind

den menschlichen Begierden gegenüber nur schwache Kräfte, Einfluß auf das Völkerleben gewinnen sie nur dann, wenn sie sich verkörpern, wenn ihre Anwendung das Berufsgeschäft gewisser Klassen der Gesellschaft wird. Zweitens ist nöthig, daß der Anwendung dieser verkörperten sittlichen Ideen ein gewisser Zwang zu Hilfe komme. Von Natur aus sind alle Menschen selbstsüchtig, und dieser Grundtrieb unsers Wesens erhält begreiflich um so mehr Spielraum, jemehr ein Mensch Macht besitzt. Daher werden die Regierenden stets ihre Gewalt auszudehnen suchen. Die Geschichte kennt nur Ein Mittel, einem solchen Streben unübersteigliche Gränzen zu setzen, dasselbe besteht darin, wenn neben der eigentlichen Regierung im Staate andere lebenskräftige Gewalten bestehen, deren Eigenwille im Stande ist, die Selbstsucht der Regierung zu beschränken, und welche hinwiederum unter einander sich gegenseitig bewachen. Auf dem Gleichgewicht mehrerer solcher Gewalten beruht, wenn man die Geschichte hören will, eine dauernde und vernünftige Ordnung im Staate. Und diese Ordnung wird um so schöner und menschlicher sein, wenn mehrere jener Gewalten, wo möglich alle zugleich, den Charakter verkörperter sittlicher Ideen an sich tragen.

Die Vergangenheit der germanisch-lateinischen Staaten hat vier solcher Gewalten hervorgebracht: Königthum, Kirche (Clerus), Adel, Bürgerthum, und die neuere Zeit hat eine fünfte beigefügt, nämlich die Presse oder die Literatur als politische Macht.

Viele unserer Zeitgenossen sind der Meinung, daß die

Unbehaglichkeit unserer Zustände, welche alle Partheien anerkennen, aufgehoben sein würde, wenn eine dieser fünf Gewalten wie etwa die Presse, oder das Bürgerthum, oder der Clerus, oder der Adel, das Uebergewicht über die andern bekäme — denn derer, welche unbeschränktem Königthum à la Louis XIV. das Wort reden, sind sehr wenige. Aber meines Erachtens ist diese Ansicht ein Irrthum, die Gesundheit wird erst mit wiederhergestelltem Gleichgewicht zurückkehren.

Man kann die öffentlichen Zustände des Continents seit dem 17. Jahrhundert als eine gesellschaftliche Krankheit betrachten.

Im Mittelalter, aus welchem alle neueren Staaten hervorgingen, war die gesellschaftliche Ordnung auf den Gegensatz weltlicher und geistlicher Gewalt gebaut, die sich gegenseitig beschränken sollten und auch beschränkt haben. Seit den großen Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts gewann das Königthum mehr und mehr das Uebergewicht über die andern Gewalten, nämlich nicht bloß über die Kirche, sondern auch über Bürgerthum und Adel, der Sieg der Krone erreichte das vollste Maas in Frankreich, und das neue System erstieg seine Höhe in der Person Ludwigs XIV. Ihm selbst und auch den neuesten Zeitgenossen erschien dieß als ein Fortschritt, aber die Folge hat gezeigt, daß es etwas anderes, daß es eine gesellschaftliche Krankheit war. Gewisse organische Körper haben die Eigenschaft, daß sie selbst die nöthigen Heilmittel hervorbringen, welche an sich und ohne

Rücksicht auf das Ganze betrachtet, wie äzende Gifte erscheinen mögen. Die christlichen Staaten gehören in diese Classe organischer Körper. Als das äzende, an sich giftige, Heilmittel, welches aus der durch allzuüppiges Anschwellen absoluter königlicher Gewalt entstandenen Krankheit des französischen Regierungssystems hervorgieng, betrachtete ich jene spottende, phantasie- und glaubenslose, vernichtende Philosophie. Es ist nutzlos, über die Urheber dieser geistigen Richtung zu klagen, sie war das naturgemäße Ergebniß der öffentlichen Zustände. An solchen Bäumen wachsen solche Früchte. Die französische Revolution selbst, welche ausbrach, sobald jene Lehren bis zu einem gewissen Grade den Staatskörper durchdrungen hatten, ist einem Fieber zu vergleichen, durch das der kranke Staatskörper seine Gesundheit wieder herzustellen suchte. Diese wird eintreten, sobald das oben entwickelte Gleichgewicht hergestellt sein wird.

Zweites Kapitel.

Rußland. Peter der Große.

Ich wende mich nun zu einer Schilderung der Lage Europas in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und zwar bitte ich Sie, mir vorerst nach dem Norden zu folgen. Dabei bemerke ich, daß ich hier nur die hervorstechenden Persönlichkeiten, gleichsam die Knotenpunkte des Ganzen ins

Auge fassen werde; die untergeordneten werden im Verlaufe der Erzählung ihre Stelle finden.

Die Russen, damals häufig nach ihrer Hauptstadt Moskowiter genannt, kamen zum erstenmale mit dem germanisch-latinischen Staatensystem in größeren Conflikt zu den Zeiten des berühmten Schwedenkönigs Gustav Adolf. Schon damals war ihr Bestreben darauf gerichtet, sich der Küste der Ostsee auf den Punkten zu bemächtigen, wo hundert Jahre später Petersburg erbaut worden ist. Anderer Seits bot der Schwedenkönig, welcher die Absicht der Russen, eine europäische Macht zu werden, durchschaute, Allem auf, dieses Volk vom Meere und dadurch von der Berührung mit dem germanisch-latinischen Abendland auszuschließen. Und Gustav erreichte seinen Zweck. Nachdem der russisch-schwedische Krieg von 1611 bis 1616 gedauert hatte, traten im Oktober 1616 beiderseitige Friedensgesandte in dem Dorfe Stolbowa unweit des Ladogasees zusammen. Kurz vor dem Beginne der Unterhandlungen schrieb der junge Schwedenkönig an seine Mutter Christina:

„Die Festungen Kexholm, Nöteborg, Jama, Koporie und Iwangorod sind gleichsam der Schlüssel zu Finn- und Liefland, und sperren dem Russen die Ostsee. Wenn der Moskowiter Nöteborg oder Iwangorod, oder beide bekäme, und künftig seine Macht kennen lernte, namentlich die Bequemlichkeit zur See und die vielen Vortheile von Strömen, Seen, Küsten, die er noch nicht bedachte, noch recht benutzte: könnte er nicht nur Finnland

aller Orten angreifen und zwar besser des Sommers als des Winters, was er bisher nicht verstanden, sondern auch in Betracht seiner großen Macht die Ostsee mit Schiffen füllen, also daß Schweden in beständiger Gefahr wäre. Ich habe selbst bei Newa während meiner Reise die Lage angesehen und gefunden, wie nöthig eine sichere Grenze gegen Rußland ist." Die oben genannten Orte liegen in einem Kreise um das heutige Petersburg und beherrschen das Land, in dessen Mitte der große Peter 100 Jahre später seine Hauptstadt gegründet hat. Mit der Erbauung eben dieser Hauptstadt begann bekanntlich die europäische Bedeutung Rußlands. Welche Voraussicht beurkunden daher jene Worte Gustav Adolfs!!

Der Friede von Stolbowa wurde unterm 27. Februar 1617 abgeschlossen. Die Russen verloren alle kleinen Plätze an den Mündungen der Newa und an dem finnischen Meerbusen, die sie entweder schon besessen, oder deren Besitz sie erstrebt hatten. Auf einem Reichstage, der im Frühlinge 1617 zu Stockholm zusammentrat, setzte Gustav seinen Ständen die errungenen Vortheile in einem beredten Vortrage auseinander.

„Es ist," sagte er, „nicht die geringste unter den Wohlthaten, welche Gott Schweden erzeigt, daß der Russe, mit dem Wir von Alters her in ungewissem und gefährdetem Zustande gelebt, nun auf ewig das Raubnest fahren lassen muß, von wo aus er uns früher so oft beunruhigt hat. Er ist ein gefährlicher Nachbar, seine Marken erstrecken sich bis

an das nördliche und das kaspische Meer und kommen nahe dem schwarzen. Er hat einen mächtigen Adel, Ueberfluß an Bauern, volkreiche Städte und vermag große Heere ins Feld zu stellen. Nun aber kann dieser Feind ohne unsern Willen mit keinem einzigen Boote die Ostsee befahren. Die großen Seen Ladoga und Peipus, die Narwische Au, 30 Meilen breite Moräste und starke Festungen trennen uns von ihm. Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen, und ich hoffe zu Gott, es wird dem Moskowiter von Nun an schwer werden, über diesen Bach zu springen." Letztere Worte des Königs sind, wie wir bald sehen werden, nicht in Erfüllung gegangen. Gustav Adolf ließ an der Gränze, auf dem Boden, der heutzutage die Statthalterschaft von Petersburg bildet, einen Stein mit den drei Kronen Schwedens und folgender lateinischer Aufschrift*) errichten: „hier hat der König von Schweden Gustavus Adolphus die Grenzen des Reiches gesteckt. Möge dies Werk, unter Gottes Obhut, von Dauer sein."

Vier Jahre vor Abschluß des Friedens von Stolbowa im Februar 1613, hatte den damals durch schwere innere Stürme zerrütteten Thron von Moskau Michael Romanow, Sohn des nachmaligen Patriarchen Philaret von Moskau und Stifter des noch heute in Rußland herrschenden Hauses

*) Geijer III, 98. In der Urschrift lautet das Distichon so: Huc regni posuit fines Gustaphus Adolphus rex Sueonum; fausto numine duret opus.

bestiegen. Seitdem ließ Gustav Adolf den neuen Czar und sein Volk fortwährend durch Spione überwachen. Als Gustav 1632 Deutschland erobert hatte und auf der Höhe seines Ruhmes stand, erstattete einer seiner fähigsten Geschäftsträger an ihn über die Zustände Rußlands einen Bericht, welcher überraschendes Licht über die Eigenthümlichkeit dieses Volkes verbreitet, und den ich im Auszuge mittheilen will.

„Der regierende Großfürst," heißt es darin, „ist unkriegerisch; sein Vater, der Patriarch, übt die höchste Macht aus. Der höhere Adel, die Knesen, sind durch die Tyrannei des Großfürsten bis auf wenige Familien vermindert, dagegen ist der niedere Adel (oder die Bojaren) sehr zahlreich. Von beiden gilt, daß sie von den untersten Graden sich empordienen müssen und alle dem Großfürsten Eigenthum und Leben schuldig sind. Der ganze Adel ist kriegerisch, beneidet aber die fremden Soldaten in des Großfürsten Dienst, welche im Ueberfluß leben. Zwei Hauptursachen russischer Schwäche gibt es: erstlich das Verderben der Geistlichkeit (wo irgend ein Verbrechen begangen wird, ist immer ein Mönch dabei), was zur Folge hat, daß die Erziehung in schlechtestem Zustande sich befindet, und daß Völlerei und Blutschande Laster sind, deren man sich rühmt; zweitens die fremden Soldaten. Denn die Moskowiter, so sehr sie auch alles Ausländische hassen, können doch nichts gegen Fremde ohne Fremde ausrichten. Alles, was sie vollbringen, geschieht durch Treulosigkeit und überlegene Zahl. Der ein-

heimische Soldat bekommt keinen Sold, weßhalb er stiehlt; in Vertheidigung von Festungen hat er sich stets rühmlich gezeigt. Der Adel muß auf Gesandtschaften und im Felde sich selbst erhalten und sucht auf andere Weise seinen Schaden zu ersetzen. Denn für Steuern gibt es kein bestimmtes Gesetz, sondern die Statthalter erpressen, so viel sie vermögen, oder nehmen für ihre Nachsicht Bestechungen an. Der Zustand der niedrigen Stände im Moskowiterlande ist aus vier Ursachen elend: wegen der Knechtschaft, wegen Verschiedenheit der Stämme und Völker, wegen der Auflagen, endlich wegen der vielen Festtage, welche der Ausschweifung geweiht werden. Schutz der Gesetze gibt es keinen. Die Bauern, welche fünf Tage in der Woche für ihre Herren arbeiten müssen, haben nur den sechsten und siebenten Tag für sich selbst. Die Einkünfte des Großfürsten sind mehrfacher Art: 1) aus der Münze, welche früher in Rußland gut gewesen, nun aber aus fremdem Gelde zu geringerem Werthe umgeschlagen wird, woran der Großfürst je den dritten Pfenning gewinnt, 2) von dem Getraide, dessen Preis der Großfürst eigenmächtig bestimmt, 3) von den Getränken; denn alle Getränke, außer Wasser, insbesondere das sogenannte Kwaß, dürfen in ganz Rußland nur in und aus den großfürstlichen Schenken verzehrt werden; selbst die Bäder, welche diese Nation vorzugsweise liebt, hat der Großfürst an sich gezogen; der Unterthan darf sie nicht zu Hause, sondern muß sie beim Kronpächter um einen Stüber nehmen;

4) von Zobelfellen, die als Monopol des Großfürsten in so hohem Preise stehen, daß sie in Liefland und Deutschland wohlfeiler verkauft werden, als in Moskowien; 5) von dem Handel, welchen der Großfürst jetzt durch seine eigene Kaufleute treibt, zu großem Verluste der englischen Handelsgesellschaft in Rußland. Von allen Waaren nimmt der Großfürst selbst das Beste. Was nicht verkauft werden kann, pflegt er irgend einem reichen Kaufmann als Bezahlung zu übermachen, wofür der Empfänger wie für eine Gnade danken muß. Knechtschaft sehen die Moskowiter für keine Schande, sondern für eine Ehre an. Alle rühmen sich, des Großfürsten Sclaven zu sein; sein Wille, sagen sie, sei Gesetz, selbst wenn man Einem befehle, Vater oder Mutter zu tödten. Damit ein solcher Zustand bleibe, ist ihnen verboten aus dem Reiche zu gehen, aus Furcht, daß, wenn sie zu fremden Fürsten und Völkern kämen, deren Bildung ihnen die Knechtschaft verabscheuungswerth machen würde" u. s. w. So unermeßlich Rußland seitdem nach Außen anschwoll, ist doch das innerliche Wesen des Volks sich auf wunderbare Weise gleich geblieben. Wie Gustavs Gesandte den Russen vor 200 Jahren beschreiben, ist er noch heute. Ja er war schon derselbe vor 900 Jahren zu der Zeit, da das Christenthum in jenem kalten Lande eingeführt wurde. Und doch macht gerade der Knechtsinn des Russen die Hauptstärke seiner Regierung aus. Denn Laster

der Völker sind für unumschränkte Herrscher sehr oft nützlicher als deren Tugenden.

Die Maßregeln, welche Gustav Adolf gegen die Russen ergriff, sind ein merkwürdiger Beweis von der Sehergabe, welche großen Männern einwohnt. Gustav ahnte, was aus den Russen werden würde und erkannte, daß von dorther seinem eigenen Lande die größte Gefahr drohe. Aber in einem Punkte täuschte er sich. Er glaubte die Gefahr für immer abgewendet zu haben. Peter der Große, Enkel desselben Michael Romanow, den Gustav zum Frieden von Stolbowa genöthigt hatte, führte die Plane aus, welche Gustav vereiteln wollte, und ebenderselbe unternahm noch andere größere Dinge.

Michael Romanow starb im Juni 1645, auf ihn folgte sein Sohn Alexei Michaelowitsch, der bis 1676 regierte. Unter diesem Czar bemerkt man die ersten Anläufe, abendländische Cultur in Rußland einzuführen. Er ließ eine Gesetzsammlung drucken, mehrere wissenschaftliche Bücher des Auslandes ins Russische übertragen und errichtete Fabriken. Neben diesen Versuchen, eine nützliche Cultur zu fördern, ging das Bestreben nach größtmöglicher Ausdehnung der Krongewalt her: der damalige Patriarch, Nikon, vielleicht der beste, redlichste, aufgeklärteste Prälat der ganzen russischen Kirche, hatte durch seine Tugenden ein Ansehen gewonnen, welches die Eifersucht des Czars erregte. Durch eine Synode, welche Alexei berief, wurde Nikon abgesetzt: dies war gleichsam ein Vorspiel dessen, was 40 Jahre später

Peter I. vornahm, indem er das Patriarchat gänzlich abschaffte, und die höchste geistliche Gewalt mit der höchsten weltlichen vereinigte.

Alexei hinterließ aus seiner ersten Ehe mit Marie, einer Tochter des Knesen Milolawski zwei Söhne, Fedor und Iwan (oder Johann), und eine Tochter Sophia; dann aus seiner zweiten Ehe mit Natalia, einer gebornen Narischkin, einen Sohn Peter, welcher den 11. Juni 1672 geboren wurde. Fedor, der als der Erstgeborne, seinem Vater Alexei folgte, ging schon 1682 mit Tod ab. Das nächste Anrecht an den Thron hatte als der Zweitgeborne Iwan, aber er war ein Schwächling an Körper und Geist. Der versammelte Adel oder die Bojaren wählten nicht ihn, sondern seinen Bruder Peter, welcher, obgleich erst damals 10jährig, für einen vielversprechenden Knaben galt, zum Czaren. Allein Sophia, die oben erwähnte leibliche Schwester Iwans, die unter dem schwachen Regiment des Bruders zu herrschen hoffte, widersetzte sich von Stund an dieser Anordnung. Sie fand bereitwillige Helfer. Es gab damals in Rußland eine den türkischen Janitscharen ähnliche, etwa 20,000 Mann starke, meist aus armen Edelleuten bestehende Nationaltruppe, welche den Namen Strelitzen führte. Durch das lügenhafte Vorgeben, daß die mütterlichen Oheime Peters, die Narischkin, dem Czarensohne Iwan nach dem Leben streben, wiegelte Sophia die Strelitzen auf, welche nun in den Kreml oder die Burg von Moskau einbrachen, mehrere Mitglieder der Familie Narischkin zusammenhieben und nachher auch in

der Stadt alle die ermordeten oder ausplünderten, welche Rache oder das öffentliche Gerücht als Anhänger Peters und der Narischkin bezeichnete. Iwan wurde zum Mitkaiser des jungen Peters ausgerufen, die Regierung selbst aber übernahm Sophia. Eine ihrer ersten Maßregeln war, daß sie Iwan verheirathete, damit durch seine Nachkommenschaft Peter vom Thron ausgeschlossen würde. Fürs zweite entfernte sie den jungen Peter nach einem unweit Moskau gelegenen Schloße Preobraschenskoi, umgab ihn dort mit einer Anzahl junger Russen von Adel, die geheimen Befehl hatten, ihn zu Ausschweifungen zu verleiten und dadurch die Kraft seines Geistes und Körpers zu schwächen. In gleich verrätherischer Absicht gesellte sie ihm eine Schaar jener fremden Abenteurer zu, welche seit den Zeiten des ersten Romanow häufig in Rußland ihr Glück suchten; der junge Fürst sollte dadurch beim russischen Volke, das, wie aus dem mitgetheilten Bericht des schwedischen Geschäftsträgers erhellt, tiefen Widerwillen gegen die Fremdlinge hegte, als Beschützer derselben verhaßt gemacht werden. Das eine Mittel schlug an, aber das andere hatte eine entgegengesetzte Wirkung: durch eine zügellose Erziehung, die allen Lüsten des feurigen Knaben freien Lauf ließ, bildete sich die Rohheit, die in seinem Charakter lag, ungehindert aus, und Peter faßte eine wilde Leidenschaft für Trunk und Weiber, die sein ganzes späteres Leben befleckten. Aber Haß gegen die tyrannische Schwester und gegen ihre Werkzeuge, die Strelitzen, verband ihn enger mit den Fremdlingen, in wel-

chen sein scharfsinniger Geist eine Stütze erkannte. Begierig lauschte er ihren Schilderungen der im Abendlande herrschenden höheren Cultur, der Macht und des Ruhms, welchen der Besitz eines regelmäßigen Heeres den Fürsten Europa's verschaffe. Einer dieser Fremdlinge, der Genfer Lefort, wußte ihn für den Gedanken zu gewinnen, die europäische Taktik in seinem Reiche einzuführen. Peter legte selbst Hand an's Werk. Mit Hülfe Leforts schuf er seine russischen und fremden Gespielen in ein kleines nach deutscher Art eingerichtetes Militärkorps um, diente in demselben durch alle Stufen hindurch, schlug die Trommel, ward gemeiner Soldat, schlief als solcher im Zelt, bezog die Wache, arbeitete mit eigener Hand an aufgeworfenen Schanzen, rückte zum Sergeanten, zum Offiziere vor. Zum erstenmale bewies er hier jenes bewunderungswürdige Talent zur Organisation, das nachher Wunder schuf.

Indessen hatten die Strelitzen, pochend auf die Dienste, welche sie bei Iwans Erhebung der Regentin geleistet, sich mehr als diese dulden wollte, in die öffentlichen Angelegenheiten gemischt, und dadurch Sophia genöthigt, strenge gegen einzelne Häupter derselben zu verfahren, daher eine Erkaltung des Verhältnisses zwischen ihr und ihnen. Erfolglose Kriege, welche sie gegen die Tartaren und Türken führte, raubten ihr die Achtung des Volks und bewirkten, daß man eine festere Hand am Steuerruder des Staates zu sehen wünschte. Peter sprach seinen Tadel der Regierung unverhohlen aus; als sich die Sage verbreitete, daß Iwans Gemahlin guter

Hoffnung sei, heirathete er selbst, ohne der Schwester Einwilligung. Nun beschloß diese, den gefährlichen Jüngling aus dem Wege zu räumen. Sechshundert Strelitzen sollten bei Nacht sich seiner bemächtigen. Aber durch seine Anhänger in der Stadt erhielt er hievon Wind, floh in das Kloster zur h. Dreifaltigkeit, rief von hier aus alle getreuen Russen zum Kampfe gegen die Thronräuberin Sophia auf. Der Patriarch erklärte sich für ihn, und seinem Vorgange folgte das Volk. Im Triumph zog Peter nach Moskau, sein Bruder Iwan legte die Regierung, die er nur dem Namen nach trug, in seine Hände nieder, Sophia ward in ein Kloster verwiesen und streng bewacht, ihre Werkzeuge büßten mit der Verbannung. — Dieß geschah 7. September 1689, gerade hundert Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution. Peter behandelte seinen älteren Bruder mit Achtung, Iwan lebte bis 1696 und hinterließ bei seinem den 26. Januar erfolgten Tode 2 Töchter, Catharina, geboren 1692 und seit dem April 1716 vermählt mit dem Herzoge Carl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, zweitens, Anna, welche 1730 Kaiserin von Rußland wurde.

Als 17jähriger Jüngling auf den Thron der Czaren erhoben, setzte Peter vor Allem das zu Preobraschenskoi begonnene Werk der Bildung eines europäischen Heeres fort. Bis zu seiner ersten Reise, von welcher sogleich die Rede sein wird, wurden 12,000 Mann zusammengebracht. Sie bestanden vorzugsweise aus Deutschen und Franzosen. Zu ihrem General erhob er den Schotten Gordon. Im Jahre

1692 besuchte er den am weißen Meer gelegenen Hafen Archangel, den einzigen, den damals Rußland besaß. Hier hatte er durch den holländischen Schiffsbaumeister Brandt eine Fregatte bauen lassen, bestieg dieselbe und fuhr, begleitet von einem Schwarm holländischer und englischer Handelsschiffe, auf dem weißen Meere herum. Er mußte erst selbst die Scheu, die er gleich allen Russen vor dem Meere fühlte, besiegen. Jene Fregatte wurde der Keim der russischen Marine. Keine unter allen seinen späteren Schöpfungen flößte ihm so viel Selbstgefühl ein, als die Flotte. Einmal sagte er in der Freude seines Herzens: wäre ich nicht zum Czaren von Rußland geboren, so möchte ich nichts lieber sein, als ein englischer Admiral.

Im Jahre 1695 führte er seinen ersten Krieg gegen die Türken und zwar Anfangs mit wenig Glück. Aber im folgenden Jahre nahm er nach langer Belagerung die am Ausfluß des Dons ins schwarze Meer gelegene Festung Asow den Türken weg. Asow war zugleich zu Meer und Land angegriffen worden. Durch Venetianische Werkleute hatte Peter 12 Kriegsschiffe in Woronesch bauen und den Don hinunterbringen lassen. Sie leisteten bei der Belagerung gute Dienste. Nach dem Falle der Stadt legte er den Hafen T a g a n r o g g am asow'schen Meere an.

Ein Jahr später — 1697 — trat der Czar seine erste Reise nach dem civilisirten Abendlande an, um mit eigenen Augen die Bildung desselben kennen zu lernen und zugleich

um einen Schlag gegen Schweden vorzubereiten. Als bloßer Edelmann, begleitet von nur zwei Bedienten, zog er fort, aber drei Gesandte, der Genfer Lefort und die Bojaren Wosnizyn und Peter Golowin folgten ihm, um Rußlands Ehre zu vertreten. Der verkleidete Czar wandte sich zuerst nach Riga, wo der schwedische Statthalter Dahlberg ihn sehr kalt empfing. Kaum erlaubte er ihm Eintritt in die Stadt, verweigerte ihm rundweg die Besichtigung der Festungswerke. Ich ziehe hieraus den Schluß, daß die Schweden die Plane ahneten, welche der Russe im Schilde führte. Von Riga begab sich Peter nach Königsberg in Preußen, wo ihn Friedrichs des Großen Großvater, Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, der drei Jahre später erster König von Preußen werden sollte, prächtig bewirthete. Ueber Berlin und Hannover zog er weiter nach Holland. Seine drei Gesandten hielten den 28. August 1697 einen glänzenden Einzug in Stadt Amsterdam, unter die Menge gemischt schaute der Czar zu. Die Werften waren es, welche seine Aufmerksamkeit am stärksten fesselten. Peter that Etwas, was vor ihm vielleicht nie ein Monarch gethan hat. Als Zimmergeselle lernte er die Schiffbaukunst zu Saardam. Die Menge kannte ihn nur unter dem Namen Meister Peter Michailow (Michelsohn). Nur wenige Vornehme, wie der Bürgermeister Niklas Witsen von Amsterdam, mit dem er viel verkehrte, waren im Geheimniß. Auch den Statthalter der Niederlande, den Oranier Wilhelm III., der 8 Jahre früher König von England geworden war, sprach er. Im

Februar 1698 reiste er nach England hinüber. Man hatte ihm dort eine fürstliche Wohnung bereitet, Peter schlug sie aus und nahm ein Quartier nahe am Hafen. Drei Monate blieb er zu London, beschäftigt Künstler, Handwerker, namhafte Gelehrte zu besuchen, auch die Sekten, deren es damals, wie heute, sehr viele in England gab, studirte er. Man berechnet, daß er während seines Aufenthalts in Holland und England gegen 700 geschickte Leute anwarb, die er theils nach Archangel, theils nach Moskau schickte, um dort nützliche Gewerbe zu gründen. Im Sommer 1698 ging er nach Oesterreich und Wien, wo er insgeheim eine Zusammenkunft mit Kaiser Leopold hatte. Eben wollte er nach Venedig abgehen, als die Nachricht einlief, daß von seiner Schwester Sophia angeschürt und von dem russischen Clerus insgeheim unterstützt, ein Aufruhr der Strelitzen ausgebrochen, aber von Gordon mit Hülfe der neuen Truppen für den Augenblick niedergehalten worden sei. Peter eilte nach Moskau, wo er unerwartet den 4. September 1698 eintraf. Und nun schlug ein furchtbares Donnerwetter über den Häuptern der Schuldigen zusammen. Wie zu Saardam die Zimmerart, so führte Peter zu Moskau das Henkerbeil mit eigener Hand. Ueber 80 Strelitzen soll er zum Theil bei Trinkgelagen die Köpfe abgeschlagen haben. Mehrere seiner Bojaren zwang er, sein Beispiel nachzuahmen. Hätte der russische Adel gemeine Sache mit der Kirche gemacht, die, wie ich bereits bemerkte, die Aufrührer heimlich unterstützte, so würde Peter in eine schlimme Lage gerathen sein.

Aber Ereignisse, die in die vorige Regierung hinaufreichten und zugleich den Beweis liefern, daß große Reformversuche schon vor Peter im Werke waren, verhinderten ein Zusammenwirken beider mächtigen Classen. Längst stritten die Mitglieder des höhern russischen Adels unter sich und mit dem niedern Adel oder den Bojaren über den Vorrang bei Hof, im Heer und besonders in Besitzung gewisser einträglicher Aemter. Im Januar 1682, dem letzten seiner Regierung, verabredete Fedor, Peters Vorgänger und Halbbruder, mit dem Patriarchen und einem Theil der Bojaren einen Schlag, der diesem Zank für immer ein Ende machen, und den ganzen Adel in willenlose Werkzeuge des Throns verwandeln sollte. Fedor gebot den Streitenden, alle ihre Titel, Urkunden und Pergamente an den Hof einzusenden und sich selbst einzufinden. Als dieß geschehen war, befahl Fedor, sämmtliche Papiere zu verbrennen, und erklärte den erstaunten Knesen: in Zukunft gibt es keinen Unterschied unter dem russischen Adel mehr, als den des persönlichen Verdienstes, welchen die Krone bestimmen wird. Leistet Eurem Vaterlande treue Dienste, so werden Euch die Ehren nicht entgehen. Diese kurze und kühne That schloß nicht weniger als eine Vernichtung aller politischen Standesrechte des Adels in sich. Doch gelang sie vollkommen, denn der niedere Adel, welcher die Privilegirten haßte und beneidete, lachte in die Faust und unterstützte den Czaren. Anderer Seits waren die Fürsten für immer mit dem hohen Clerus verfeindet, der, wie ich sagte, dem Anschlage Fedors in die

Hände gearbeitet hatte. Dieselbe Maßregel war zugleich Ursache, daß der hohe Adel bei dem Strelitzenaufstande des Jahrs 1698, obgleich er den Czaren haßte, den Clerus im Stiche ließ.

Nach blutiger Bestrafung der Aufrührer hob Czar Peter das Corps der Strelitzen auf, und ordnete die Einrichtung eines ganz auf europäischem Fuße gebildeten Heeres an, das vorerst aus 18 Regimentern Fußvolk (zu 2000 Mann jedes) und aus zwei Regimentern Dragonern bestehen sollte. Seine Schwester Sophia ließ er in engen Gewahrsam bringen, und drei Anführer der Strelitzen vor ihren Fenstern hinrichten. Der Arm eines derselben wurde mit angehefteter Proklamation, in welcher die Aufrührer die Erhebung Sophiens auf den Czaren-Thron verkündigt hatte, in ihrem Zimmer aufgehängt und mußte daselbst bleiben, bis er verfault war. Peter benützte den furchtbaren Eindruck, den diese Scenen auf die Gemüther machten, um eine Menge der wichtigsten Neuerungen einzuführen, von denen ich einige hervorheben will, wobei jedoch zu bemerken ist, daß sie nicht mit einem Schlage, sondern nach und nach erfolgten. Beamte erhielten westeuropäische Titel und französische Kleidung; wer außer dem Volke russische Tracht anlegen, wer russische Bärte behalten wollte, mußte dieselben versteuern. Der Czar gab Feste nach abendländischem Zuschnitte, und wenn seine Beamten und reicheren Unterthanen dasselbe thaten und ihn einluden, hinterließ er Geschenke, welche die Kosten deckten. Die Frauen befreite er aus der orientalischen Abgeschlossen-

heit, die seither Sitte gewesen. Junge reiche Russen mußten reisen. Den Bojaren, die bisher dem Volke unter dem Vorwande der Steuererhebung so viel als möglich abgepreßt, entzog er die Finanzverwaltung und übergab dieselbe fremden Kaufleuten. Jeder Russe, der eine Erbschaft von 200 Rubeln und drüber antreten wollte, mußte erst nachweisen, daß er Unterricht in der eigenen oder einer fremden Sprache erhalten, auch lesen und schreiben könne, sonst verlor er sein Erbrecht. Seit dem Jahre 1709 erließ er sogar das Gesetz, daß ein russischer Edelmann, der ein Alter von 30 Jahren erreicht, ohne dem Czaren in der Verwaltung oder im Heere gedient zu haben, seines Adels, sowie seines Vermögens verlustig gehen solle. Der härteste Schlag traf die Geistlichkeit. Im November 1700 starb der Patriarch Adrian. Peter besetzte den erledigten Stuhl nicht mehr, sondern ließ das Patriarchat bis 1721 durch einen Verweser versehen. Dann, nachdem die Neuerung schon überall Wurzeln getrieben, richtete er im Februar 1721 den sogenannten heiligen dirigirenden Synod ein, welcher die Oberleitung der geistlichen Angelegenheiten übernahm und ganz von den Befehlen des Hofes abhing. Der Czar war jetzt Beides: Pabst und Kaiser in einer Person, und die Unterdrückung aller herkömmlichen Gewalten im Staate vollendet: es gab, politisch verstanden, keinen Adel, keinen Clerus, keinen selbstständigen Stand mehr: Alles hatte der Thron verschlungen.

Mit dem Jahre 1700 legte Czar Peter Hand an das längst vorbereitete Werk, Schweden zu demüthigen, die Ost-

seeküste zu erobern und dadurch Rußland in unmittelbare Berührung mit dem Abendlande zu bringen.

Doch ehe ich hierüber berichte, müssen Sie mir, meine Herren, nach Schweden, nach Berlin, nach Dresden, nach Wien, nach Holland, nach England, nach Paris folgen.

Drittes Kapitel.

Schweden. Christine. Carl X. und XI.

Schweden, das im 30jährigen Kriege dem Scheine nach zum Wohle Deutschlands und des evangelischen Glaubens den Kaiser bekämpfte, in der That aber zügelloser Ehrsucht fröhnte und die umliegenden Länder ausplünderte, ging nicht ungestraft aus. Einmal lernten an Gustav Adolfs Beispiele seine Nachfolger, weit über die von Natur Schweden angewiesene Rolle hinauszustreben, was eine ungeheure Geißel für das arme Land wurde.

Fürs Zweite errang der schwedische Adel während der vormundschaftlichen Regierung, die nach Gustav Adolfs auf der Ebene zu Lützen im November 1632 erfolgten Tode eingesetzt worden war, eine solche Macht, und riß eine so große Masse der Staatsgüter an sich, daß die Krone mit ihren natürlichen Einkünften fast alles Ansehen verlor. Christine, Gustav Adolfs einzige Tochter und Erbin, war ein phantastisches Wesen, Zwitter zwischen Mann und Weib, ausgerüstet mit der dreifachen Eitelkeit, eines Gelehrten, einer

Prinzessin, der Tochter eines großen Mannes. So lange Contributionen aus Deutschland in ihre Kassen floßen, konnte sie sich halten; als aber diese Quelle vertrocknete, als zugleich beinahe alle Domänen an begünstigte Adelige verschenkt oder zur Bezahlung ihrer Schulden verkauft waren, wurde ihr das Regieren zur Last, 1654 dankte sie ab, von Niemand bedauert, oder zurückgewünscht.

Der Mannsstamm des Hauses Wasa war erloschen, man mußte zu Seitenverwandten greifen. Ein Sohn der Schwester Gustav Adolfs, Catharina, aus ihrer Ehe mit dem Pfalzgrafen Johann Casimir von Zweibrücken, Carl X., geboren zu Upsala den 8. November 1622, bestieg nach Abdankung Christinens, seiner Base, Schwedens Thron. Weil die Krone fast ohne Einkünfte war, weil eine eiserne Nothwendigkeit gebot, dieselben zu vermehren, begann die neue Regierung damit, dem Adel Rückerstattung der unter den vorigen Regierungen abhanden gekommenen Staatsgüter aufzuerlegen. Doch wurde, um die Bedrängten nach Möglichkeit zu schonen, ein sehr milder Maßstab festgesetzt. Die vor Gustav Adolfs Tode verschenkten Domänen sollten den gegenwärtigen Besitzern ganz bleiben, von den später weggegebenen nur ein Viertheil an die Krone ausgeliefert werden. Sofort fing der neue König ohne sichtlichen Grund einen Krieg an, wozu ihn meines Erachtens außer seiner Begierde, Gustav Adolfs Ruhme nachzueifern, eine geheime Berechnung des Adels trieb. Carl X. sollte nemlich durch auswärtige Unternehmungen von weitaussehenden Verände-

rungen im Innern abgehalten werden. Im Jahre 1655 fiel er das ungerüstete Polen an, verjagte den König Johann Casimir V. aus dem Lande, nahm die Städte Warschau und Krakau, überschwemmte das ganze Reich. Zum erstenmale tauchte damals der Gedanke, Polen zu zerstückeln, auf. Carl X. lud den Kurfürsten von Brandenburg, den russischen Czaren, den Beherrscher von Siebenbürgen ein, sich mit ihm in das durch Religionsstreitigkeiten und eine allzu freie Verfassung zerrüttete Reich zu theilen. Das Unglück stachelte die Polen auf, die Eifersucht anderer Mächte gegen Schwedens wachsende Größe ermuthigte sie, während die furchtbare Verwüstung des Landes die schwedischen Bewegungen hemmte. Carl X. und seine Schweden erlitten im kleinen Kriege empfindliche Verluste. In seinem Rücken erhob sich König Friedrich III. von Dänemark gegen ihn. Ohne Bedenken stürzte Carl X. auf ihn los, eroberte 1657 Jütland, ging im grimmig kalten Winter von 1657 auf 58 über den kleinen und großen Belt nach Fühnen, dann nach Seeland hinüber und stand vor Kopenhagen. Im Vertrage von Roeskilde mußte Ende Februar 1658 König Friedrich III. durch Abtretung der Provinzen Schoonen, Blekingen, Halland, Bohus, Drontheim, der Insel Bornholm, welche, obgleich ein Theil der skandinavischen Halbinsel, bis dahin zu Dänemark gehört hatten, den Frieden erkaufen. Es war die Absicht Carls X. gewesen, Dänemark ganz mit Schweden zu vereinigen, und nur die Furcht vor den Holländern hatte ihn bestimmt, sich mit einem Stücke

zu begnügen. Noch im nämlichen Jahre fing Carl den Krieg von Neuem an und belagerte seit dem 11. August 1858 Kopenhagen, das die Bürger aufs muthigste vertheidigten. Ein Seesieg der holländischen Flotte über die schwedische rettete die dänische Hauptstadt. Der Krieg gerieth ins Stocken und zum Glück für die Ruhe des Nordens starb Carl X. im Februar 1660.

Carl X. hinterließ einen fünfjährigen Sohn, Carl XI., über den vermöge seines Testaments die Königin Wittwe Hedwig, geborene Prinzessin von Holstein Gottorp, sowie die fünf höchsten Kronbeamten die Vormundschaft führen sollten. Schnell errang jetzt wieder der hohe Adel dasselbe Uebergewicht, das er in den Zeiten Christinens besessen, von weiterer Rückerstattung entfremdeter Staatsgüter war nicht mehr die Rede, im Gegentheile wurden neue verschleudert, und die Schulden stiegen während der Vormundschaft von 16 Millionen Silberthaler auf 20. Ueberdieß machte sich seitdem der Einfluß Ludwigs XIV. in Schweden fühlbar. Durch französischen Sold oder Künste gewonnen, bildete sich eine starke französische Parthei, an deren Spitze das im Lauf des 16. Jahrhunderts nach Schweden eingewanderte Haus der de la Gardie stand. Diese Parthei gewann die Oberhand und vermochte 1675 Schweden rein in Frankreichs Interesse zu einem Kriege wider Dänemark und den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Die Schweden verloren im Juni 1675 die Schlacht bei Fehrbellin, welche den brandenburgischen Kriegsruhm begründete. Kaum

vermochte der Frieden von St. Germain, welchen Ludwig XIV. diktirte, im September 1679 den Schweden ihre in Pommern verlorenen Plätze wieder zu verschaffen. Für den Verlust im Auslande entschädigte sich der junge König durch wichtige Erwerbungen im Innern. Weil der Bauern- und Bürgerstand, sowie die Geistlichkeit erklärte, daß sie nicht vermögend seien, den unglaublichen Verlegenheiten des Schatzes durch neue Steuern aufzuhelfen, weil sie drohend verlangten, daß man endlich in allem Ernste zu dem schon 1651 angezeigten Rettungsmittel greife, mußte zuletzt der Adel sich fügen. Der Stockholmer Reichstag vom Jahre 1680 ordnete eine durchgreifende unerbittliche Rückerstattung aller dem Staate durch Schenkungen entzogenen Krongüter an. Ein Theil des Adels stimmte aus augenblicklichem Aufflackern von Enthusiasmus bei, ein anderer, weil er hoffte, wenn die Vorschläge nur recht weit gingen, würden sie nicht zur Ausführung kommen. Aber letztere Rechnung traf nicht zu. Der König brachte in kurzer Zeit alle seit 200 Jahren entfremdeten Domänen an sich; er war seitdem der einzigreiche Mann im Lande. Der Reichsrath, ein aus den vornehmsten Herrn vom Adel bestehendes Collegium, das bisher eine Mittelmacht zwischen Krone und Ständen gebildet hatte, verlor seine Bedeutung; der Adel, längst theils durch den Raub fremder Länder, theils durch französische oder holländische Bestechungen an großen Luxus gewöhnt, schmeichelte jetzt dem Throne, um irgend Etwas zu erhaschen. Man möchte sich versucht fühlen, dieses Anwachsen der Krongewalt

in Schweden zu loben, wäre nicht alsobald ein entgegengesetztes Uebel daraus entstanden, das wiederholt in Schweden mit Finanzzerrüttung abwechselte. Waren daselbst einmal die Einnahmen geordnet und ein Gleichgewicht hergestellt, so riß ihr angeborner Ehrgeiz die Könige aus dem Wasastamm zu Eroberungskriegen hin. Diese ihrerseits erzeugten ein Uebergewicht der Aristokratie, Erniedrigung der Krone, Verarmung des Volks, bis dieses durch gewaltsame Maßregeln den Thron wieder hob. Dann begann der Kreislauf von Neuem.

Carl XI. benützte rücksichtslos die Vortheile, welche ihm die Beschlüsse von 1680 verschafft hatten, er zahlte einen großen Theil der Schulden. Im Jahre 1693 konnte er den versammelten Ständen erklären, daß — das erstemal seit Gustavs I. Wasa Zeiten — die ordentlichen Einnahmen nicht bloß für den laufenden Dienst, sondern selbst zur Deckung außerordentlicher Ausgaben hinreichen. Insgeheim haßte ihn der Adel, insbesondere der liefländische, auf welchem allerdings seine Hand schwer lastete. Im Jahre 1692 erschien vor dem Throne eine lievische Gesandtschaft; als Sprecher derselben übergab Patkul, ein feuriger Kopf und kühner Charakter, Beschwerden über die finanziellen Bedrückungen, welchen sein Vaterland erliege. Carl XI. hörte sie ruhig an, schien sogar den patriotischen Eifer Patkuls zu bewundern. Aber kurz darauf ließ er Patkul sammt fünf andern lievischen Landräthen, seinen Genossen, verhaften und zum Tode verurtheilen. Patkul fand Gelegenheit zu

entwischen, er entfloh nach Polen. Ich werde später auf ihn zurückkommen. Die übrigen Gesandten entgingen der Hinrichtung nur durch wiederholte Fürbitten der Stände, büßten jedoch mit sechsjähriger Einsperrung. Bei seinem im April 1697 erfolgten Tode hinterließ Carl XI. geordnete Finanzen, ein schönes Heer, eine treffliche Flotte und fast zwei Millionen Thaler im Schatze. Sein einziger Sohn, Carl XII., geboren den 27. Juni 1682, folglich damals 15 Jahre alt, folgte ihm. Gemäß dem Testamente des Vaters sollte er noch einige Zeit unter Vormundschaft stehen, aber die Reichsstände erklärten ihn noch im nämlichen Jahre für volljährig.

Zum Reiche Schweden gehörte damals außer dem Stammlande, das jetzt noch besteht, ganz Finnland, dann die Küstenlande am finnischen Meerbusen, Carelien, wo jetzt St. Petersburg steht, Esthland, Liefland, dann im deutschen Reiche als Erwerbung des westphälischen Friedens ein guter Theil der Stiftlande von Bremen und Verden, Vorpommern nebst der Insel Rügen und etwa die Hälfte von Hinterpommern. Wegen seines kriegerischen Ruhms war Schweden beneidet, wegen seiner Härte, mit welcher die häufigen Siege schwedischer Waffen ausgebeutet wurden, verhaßt; weil die schwedische Dynastie erst seit zwei Menschenaltern sich in die Reihe der Großmächte eingedrängt hatte, wollten sie die alten Häuser kaum als vollbürtig anerkennen.

Jetzt da der fünfzehnjährige Jüngling auf dem Throne zu Stockholm saß, schien es leicht, die Schwingen der Macht Schwedens zu beschneiden, die diesseits des baltischen Meeres

gelegenen Provinzen abzureißen. Außer Peter, dem russischen Czaren, warfen noch Andere ihre Netze aus.

Viertes Kapitel.

Deutschland. Preußen. Sachsen.

Wir müssen uns nach Deutschland wenden. Der 30jährige Krieg wird gewöhnlich für einen Kampf ausgegeben, in welchem der eine Theil für Unterdrückung der Gewissen, der andere für Freiheit des Glaubens gefochten habe. In Wahrheit verhielt sich die Sache anders. Die kaiserliche Parthei wollte die Einheit des Reichs herstellen, die andere Parthei stritt für Unabhängigkeit der hohen Aristokratie oder des weltlichen Fürstenthums; das Ausland aber, das sich in den Kampf mischte, wollte entweder die befürchtete Uebermacht des Hauses Habsburg-Spanien brechen, oder so viel als möglich zum eigenen Vortheil vom deutschen Reiche abreißen. Das Ausland und die mit ihm verbündeten Fürsten siegten, die Fürsten des Reichs wurden so ziemlich unabhängig von dem Kaiser. Seitdem ging eine sehr große Veränderung mit den Deutschen vor. Noch im 16. Jahrhundert war das deutsche Volk reich, das Fürstenthum verhältnißmäßig arm gewesen, jetzt erfolgte das Gegentheil, weil die kleinen Höfe für ihre Zwecke den Wohlstand dermaßen aufsaugten. Noch im 16. Jahrhundert hatten sich alle Nationen vor den Deutschen gefürchtet, jetzt verloren

dieselben, und zwar wohlverdienter Maßen, die allgemeine Achtung und Deutschland sank zum Tummelplatze aller europäischen Kriege herab. Ein sehr reger Wetteifer der größeren und mittleren Fürstenhöfe ward nunmehr im ganzen Reiche bemerklich, die eigene Macht auf Kosten der Mitstände zu vermehren, das Volk wird als bloßes Werkzeug zu solchem Zwecke behandelt, und verliert in erstaunlicher Schnelle alle politischen Rechte. Die Stände verschwinden überall, ein Cabinetsregiment beginnt.

Im nordöstlichen Germanien machten sich hauptsächlich zwei Häuser durch ein hohes Maß des ebenbezeichneten Strebens bemerklich, das kursächsische in Dresden und das kurbrandenburgische in Berlin. Aber bei gleichem Streben verfolgten beide sehr verschiedene Ziele. Die Blicke der brandenburgischen Hohenzollern sind auf die Zukunft gerichtet, sie greifen um sich, begeistert von der geheimen Hoffnung, eine Weltmacht zu werden und einst die Habsburger zu verdrängen. Sie ordnen diesem großen Ziele des Ehrgeizes die eigene Bequemlichkeit und Ruhe unter, sie sind bis auf wenige Ausnahmen haushälterisch. Anders bei dem kursächsischen Geschlechte. Die Selbstsucht dieses Hauses war, in der Weise orientalischer Herrscher, der Freude am Glanze, dem augenblicklichen Sinnengenusse gewidmet. Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, der eine klägliche Rolle im 30jährigen Kriege spielte, starb 1640. Auf ihn folgte sein Sohn, Friedrich Wilhelm I., den man den großen Kur-

fürsten nennt. Der westphälische Friede verschaffte ihm mehrere ehemals geistliche Stifte; den polnischen Krieg Carls X., von welchem oben die Rede war, benützte er sehr klug, um das Herzogthum, oder ehemalige Heermeisterthum Preußen, das er und sein Haus als polnisches Lehen trug, von diesem unangenehmen Bande zu befreien. Er verband sich erst mit den Schweden gegen die Polen, bis Carl X., der damalige Eroberer und Herr von Preußen und Polen, ihm als Preis der Hülfe Aufhebung der Lehenbarkeit versicherte; dann nachdem dies geschehen, bot er den Polen seinen Beistand gegen die Schweden an, wenn sie ihm die gleiche Vergünstigung gewähren würden. Das Spiel gelang, die brandenburgischen Hohenzollern wurden unabhängige Herren von Preußen, dessen Namen sie bald zu ihrem Haupttitel machten. Ebenso haushälterisch, oder wenn man will filzig, verkaufte der Kurfürst seine Hülfe dem Kaiser und Reich bei den Kriegen gegen Frankreich. Durch solche und ähnliche Mittel brachte er während einer 48jährigen Regierung den Kurstaat, den er in einer Ausdehnung von 1370 Quadratmeilen antrat, auf einen Umfang von 1930. Der Staat erhielt also unter ihm einen Zuwachs von mehr als einem Drittheil. Dies ist nur die eine Seite seiner Thätigkeit. Derselbe Kurfürst schlug alle politischen Rechte seiner Unterthanen, des Adels, der Clerisei, des Bürgerthums rücksichtslos nieder — was ihm jedoch mit der preußischen Hauptstadt Königsberg nicht ohne rühmlichen Widerstand des Volks gelang, er gründete ein stehendes Heer, das gegen

Ende seiner Regierung bis auf 24,000 Mann gebracht wurde, führte ein Steuersystem ein, das zum obersten Grundsatz hatte, den Unterthanen so viel abzunehmen, als irgend möglich sei, ohne sie völlig zu Grunde zu richten, und vermehrte die öffentlichen Einkünfte, die er bei seinem Antritt in einem Betrage von 300,000 — 400,000 Thalern überkommen hatte, bis auf die jährliche Summe von dritthalb Millionen. Friedrich Wilhelm I., der große Kurfürst genannt, ist der Schöpfer jenes unerbittlichen preußischen Alleinherrschersystems, das von den meisten neueren Gelehrten als Gipfel der Weisheit gepriesen worden ist, keine unabhängige Stellung irgend eines Menschen im Kurstaate duldete, eines Systems, das den Kurfürsten zum Herrn der Taschen, Gewissen und Leiber seiner Unterthanen machte, dabei aber, wie ich schon bemerkt, nicht auf augenblicklichen Sinnengenuß des Herrschers, sondern auf ferneres Wachsthum der Hausmacht berechnet war, welches Ziel freilich bei der geographischen Lage des Kurstaats nur dadurch erreicht werden konnte, daß man noch fernere Bruchtheile jener Volksmasse, deren Gesammtheit bisher als deutsche Nation ein großes Gewicht in Europa genossen, dem brandenburgischen Körper einverleibte. Der große Kurfürst war, wenn man seine Lobredner hören will, gleich seinen nächsten Vorgängern und Nachfolgern, jedoch mit Ausnahme Friedrichs II., fromm, d. h. er machte Miene, den protestantischen Glauben zu beschützen, so lange dies seinem fürstlichen Vortheile zusagte: doch hinderte ihn seine Frömmigkeit nicht, wenn etwa

zwischen den Reformirten, zu denen er selbst gehörte, und den Lutheranern ein Streit ausbrach, die Dogmen zu commandiren, als wären sie Soldaten. Auch Pracht liebte Friedrich Wilhelm I., in seinen letzten Jahren verwandte er für den Hofstaat jährlich 226,000 Thaler, dabei floßen für geheime Ausgaben in seine Kasse jährlich gegen 200,000; die Jagd, welcher der Kurfürst mit Leidenschaft pflegte, kostete überdies jährlich 54,000 Thaler. Friedrich Wilhelm I. starb den 29. April 1688.

Von den Eigenschaften des Vaters ging neben Erwerbslust nur Prachtliebe auf seinen Sohn und Nachfolger Friedrich III. über. Dieser Fürst, ein Herr von schwachem Geiste, fand, obgleich er die Franzosen haßte, eine Freude daran, die Rolle Ludwigs XIV., was den Luxus der Hofhaltung und die Feste betrifft, im Kleinen nachzuspielen. Anfangs ließ sich die neue Regierung nicht schlecht an. Sein ehemaliger Erzieher, Eberhard von Dankelmann, ein strenger, aber rechtschaffener Mann, leitete die Geschäfte. Derselbe bewog den Kurfürsten, 1696 zu Berlin eine Akademie der Künste, zu Halle 1692 eine neue Universität zu gründen, auf welcher die Wissenschaften in einer Weise vorgetragen wurden, die damals unerhört war. Christian Thomasius, der Begründer des deutschen Rationalismus und des wissenschaftlichen Gebrauchs der Muttersprache, August Hermann Franke, Bestreiter lutherischer Orthodoxie und Vertheidiger innerlichen Christenthums, der ausgezeichnete Jurist Samuel Stryk, der Philologe Cellarius, die ausge-

zeichneten Aerzte Friedrich Hoffmann und Georg Ernst Stahl, fast lauter Neuerer, bestiegen die neu errichteten Lehrstühle. Während dies zu Halle geschah, machte Friedrichs III. Gemahlin Sophie Charlotte, eine Tochter des ersten Kurfürsten Ernst August von Hannover, die Wissenschaften hoffähig, was damals gleichfalls eine sehr große Neuerung war. Diese schöne Dame, welche vor ihrer Vermählung zwei Jahre in Paris zugebracht hatte, das Französische mit anmuthiger Leichtigkeit sprach, und mit dem Philosophen Leibnitz in Briefwechsel stand, sammelte in ihrem Lustschlosse Charlottenburg, ohne Rücksicht auf Rang oder Geburt, einen Cirkel Gelehrter und Schöngeister um sich, in welchem über philosophische Gegenstände verhandelt und religiöse Fragen mit großer Unbefangenheit besprochen wurden. Ohne Zweifel brach die Kurfürstin zuerst, vielleicht sich selbst unbewußt, Bahn zu dem 40 Jahre später von Berlin aus mit großem Geschick befolgten System, in einer neuen Wendung der Literatur eine Stütze für politisches Wachsthum brandenburgischer Macht zu suchen.

Allein der Urheber dieser klugen Maßregeln, Dankelmann, wurde im Dezember 1697 durch eine Cabale der Hofleute gestürzt, welche hauptsächlich deshalb über ihn erbittert waren, weil er sich der Neigung des Kurfürsten zum Verschwenden widersetzte. Man warf ihn ins Gefängniß auf der Festung Spandau und wollte ihm als Hochverräther den Prozeß machen, doch mußte man davon abstehen, weil gar nichts gegen ihn bewiesen werden konnte. Nichtsdesto-

weniger blieb er gefangen und verlor sein bedeutendes Vermögen. Die Gunst des Kurfürsten errang nun derjenige, welcher Dankelmann gestürzt hatte, nämlich der Pfälzer Kolb, nach einem alten Schlosse seiner Familie von Wartenberg genannt. Dieser Mensch wußte dadurch, daß er sein schönes, aber gemeines Weib, die Tochter eines Weinschenken von Emmerich bei Cleve, dem Kurfürsten als Maitresse zuführte, die oberste Leitung des Staats in seine Hände zu bringen, ein jährliches Einkommen von 110,000 Thalern zu erschwingen und in kurzer Zeit ein Vermögen von mehreren Millionen zurückzulegen. Kolb von Wartenberg war es auch, der einen schon seit längerer Zeit betriebenen Plan zu glücklichem Ende führte, indem er den Brandenburgischen Hohenzollern eine im Anfang unbedeutende, in ihren Folgen aber weltgeschichtlich gewordene, Königskrone verschaffte.

Um dies zu erklären, müssen wir zunächst unsern Blick nach Dresden richten.

Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, ein Herr, der zu Anfang des 30jährigen Kriegs an der Spitze der Lutheraner stand, durch seine Feigheit, Herz- und Gewissenlosigkeit sehr viel zum unglücklichen Ausgange des fürchterlichen Kampfes beitrug, und wegen seiner skandalösen Neigung zum Trunk im gangen Reiche unter dem Namen der Biergörgel bekannt war, beherrschte die 700 Quadratmeilen, welche damals der kursächsische Staat, fast dreimal größer als das heutige Königreich, umfaßte, von 1611—1656.

Nachdem er beim Antritt seiner Regierung die ehemalige

Blüthe Deutschlands, sowie zu Ende derselben den völligen Ruin des Reiches gesehen, überlebte er den Abschluß des westphälischen Friedens um volle acht Jahre und starb den 8. Oktober 1656, 72jährig.

Vier Jahre vor seinem Tode beging er an dem durch den Krieg und seine eigene schlechte Verwaltung zu Grunde gerichteten Kurstaate das schreiende Unrecht, durch Testament vom 20. Juli 1652 das Land unter seine vier Söhne in der Art zu theilen, daß dem Erstgeborenen, Johann Georg II., nur ein Schein von Oberherrlichkeit blieb. Neben dem kurfürstlichen Hauptstamme wucherten jetzt drei Nebenzweige auf, welche gleichfalls ihre Höfe hielten, gleichfalls auf Kosten der armen Unterthanen fürstliche Pracht treiben wollten. Kurfürst Johann Georg II., der von 1656—1680, und sein Sohn Johann Georg III., der von 1680—1691 regierte, wurden ihrem Volke auf gleiche Weise durch Prachtliebe, Soldatenspiel, Herrschsucht verderblich. Die Landstände, deren Macht längst gebrochen war, dienten nur dazu, ungeheure Schulden der kurfürstlichen Kammer zu übernehmen. Statt der Thierhatzen, Jagden, Turniere und den Trinkgelagen, mit welchen sich sonst Sachsens Fürsten erlustigt, kamen jetzt Theater, italienische Opern, Feuerwerke, Kunstsammlungen, Luxus im Bauwesen, Herrschaft von Maitressen in Brauch. Der Einfluß des französischen Hofs auf den sächsischen macht sich überall bemerklich, nur fehlte die majestätische Würde, mit welcher sich Ludwig XIV. zu umgeben wußte. Als Mittel, ihren zerrütteten Finanzen aufzuhelfen,

brauchten Sachsens Kurfürsten bereits den Verkauf bewaffneter Landeskinder an fremde Mächte, so schloß zum Beispiele Johann Georg III. im Jahr 1684 mit dem Dogen Contarini von Venedig einen Vertrag ab, kraft dessen er 3000 Mann seiner Landeskinder an die Republik verpachtete, um für die Venetianer in der Halbinsel Morea gegen die Türken zu fechten.

Johann Georg III. hinterließ von seiner Gemahlin Anna Sophia, einer Tochter des Königs Friedrich III. von Dänemark, zwei Söhne, Johann Georg IV. und Friedrich August, beide Riesen an Gestalt, mit seltener Körperkraft und wilder Sinnlichkeit begabt. Johann Georg IV. folgte 1691 als der Erstgeborene. Politik hatte ihn im April 1692 mit der Markgräfin Eleonore Louise von Ansbach, einer Verwandten des brandenburgischen Kur-Hauses vermählt, Leidenschaft machte ihn zum Sklaven der Tochter des Gardeobersten Rudolph von Neitzschüz, Magdalene Sibylle, eines sehr schönen, aber auch sehr rohen und liederlichen Fräuleins. Sachsen erfuhr seitdem in vollem Umfange, was Maitressenwirthschaft sei. Die Tochter, ihre Mutter, ein grundschlechtes Weib, und der Vater plünderten in die Wette das Land. Das war nicht genug. Die Neitzschüz wollte Kurfürstin werden, und Johann Georg gab ihr bereits so weit nach, daß er sie urkundlich für eine rechtmäßige Gemahlin erklärte. Da ihm aber Politik, wie ich sagte, eine Prinzessin zugeführt hatte, blieb dem verliebten sächsischen Kurfürsten nichts Anderes übrig, als daß er die vom Chri-

stenthum, von den Gesetzen des alten Rom, von der Würde menschlicher Natur geheiligte Einrichtung der Monogamie umzustürzen suchte. In der That fehlte es nicht an Gelehrten, welche die Vielweiberei sogar aus Gründen der Bibel zu rechtfertigen suchten. Eine Schrift erschien in diesem Sinne, welche der Wittenberger Jurist Samuel Stryk, den man, wie jetzt noch viele sehr zweideutige Leute, einen berühmten Gelehrten nannte, geschrieben haben soll. Der Kurfürst selbst vertheidigte sein Verhältniß zu Sibylle von Neitzschüz durch Berufung auf den Patriarchen Abraham, welcher Mann Gottes ja auch mit höchster Gutheißung neben Sara die Hagar und andere Weiber gehabt habe. Die Ehe der rechtmäßigen Gemahlin Johann Georgs wurde zur Hölle, schon hatte der Kaiser auf des Kurfürsten Betreiben, Billchen — so nannte sie ihr Liebhaber — zur Reichsgräfin von Rochlitz ernannt, als zum Glück für Sachsen, ein heftiger Anfall von Kinderblattern die 20jährige Maitresse am 4. April 1694 wegraffte. Da der Kurfürst sich von der Geliebten weder während ihrer Krankheit, noch selbst in der ersten Zeit nach erfolgtem Tode trennen konnte, ergriff das Uebel auch ihn, und 23 Tage nach dem Tode der Maitresse folgte er ihr — den 27. April 1694 — ins Grab, ohne gesetzliche Erben zu hinterlassen.

Nun kam Friedrich August I., bekannt unter dem Namen des starken Kurfürsten auf den Dresdener Thron. Als Prinz hatte er Reisen durch halb Europa gemacht, durch seine Stärke, Riesengröße, Schönheit überall Staunen er-

regt und dabei die Rolle des Don Juan der bekannten Oper gespielt. Kaum in Madrid angekommen, mischte er sich unter die Kämpfer bei einem spanischen Thiergefecht, packte einen Stier an den Hörnern und schleuderte ihn auf den Boden. Jedes Weib, das ihm gefiel, verführend, wußte er doch den Dolchen beleidigter Ehemänner zu entgehen. Kurfürst geworden, begann er Ludwig XIV. nachzuäffen, und kehrte mit Hülfe seines Günstlings, des zum Grafen erhobenen Flemming, Sachsen um und um. Die Verschwendungen seiner Vorgänger waren Sparsamkeit gegen die seinige: eine Maitresse verdrängte die andere, sein Hofstaat wurde ungeheuer vermehrt, Paläste, Kirchen, Lustschlösser, worunter die durch ihre Orgien berühmte Morizburg, das sächsische Versailles, erbaut, das sogenannte grüne Gewölbe, eine Anhäufung todter Schätze, bedeutend vermehrt. Alles das mußte das kleine Sachsen bezahlen, es trug die Lasten mit mehr als menschlicher Geduld; als aber der Kurfürst das zahlreiche stehende Heer nicht mehr, wie sonst, aus Freiwilligen warb, sondern durch Aushebungen ergänzte, entstand Aufruhr, doch wurde derselbe erdrückt und auf der Folter lehrte man die Widerspenstigen den Fahneneid nachsprechen.

Fünftes Kapitel.

Polen und Sachsen.

Bisher hatten sich die Sachsen für alle ihre Leiden mit der Theorie getröstet, daß sie jedenfalls im Besitze des ächten

lutherischen Glaubens seien, jetzt lief auch dieser letzte Trost Gefahr, zu Grunde zu gehen. Schon als während des 30jährigen Kriegs Kurfürst Johann Georg, mehr als für das Lutherthum gut war, sich zu Oesterreich hinüberneigte, munkelte man, daß er geneigt sei, zur alten Kirche überzutreten. In der That müssen schon zwischen 1618—1656 Versuche gemacht worden sein, den sogenannten Biergörgel herüberzukriegen, diese Versuche wurden unter den drei nächsten gleichnamigen Nachfolgern Johann Georgs I. beharrlich fortgesetzt. Ehe die sächsischen Stände im Jahre 1656 dem jungen Kurfürsten Johann Georg II. huldigten, machten sie den Vorbehalt, daß in Religionssachen nicht das Mindeste geändert werden dürfe. Deutlich erhellt hieraus, daß sie schon damals proselytische Umtriebe fürchteten. Zehn Jahre später wurden abermals von den Ständen strenge Verbote gefordert, daß kein Sachse die französische oder österreichische Gesandtschaftskapelle, wo damals in Sachsen allein katholischer Gottesdienst gehalten wurde, besuchen dürfe. Allerlei beunruhigende Gerüchte liefen um. Im dritten Jahr Friedrich Augusts I. geschah der von den eifrigen Lutheranern Sachsens längst gefürchtete Schritt. Der Kurfürst, dessen Haus bis dahin von den deutschen Protestanten als politisches Haupt des Lutherthums verehrt worden war, trat am Pfingstfeste den 2. Juni 1697 zu Wien in die katholische Kirche über. Der Preis dieses ohne Glauben, ohne Würde und ruchlos eingegangenen Wechsels war Polens Königskrone. Johann Sobieski, der letzte des Thrones würdige polnische König,

Vorkämpfer der Christenheit gegen den Islam, Befreier Wiens bei dem furchtbaren Türkeneinfall des Jahres 1683, starb den 17. Juni 1696, voraussehend, daß sein Vaterland den Lastern des Volks zum Opfer fallen werde. Als ihn kurz vor seinem Tode seine Gemahlin, an der er mit ritterlicher Zärtlichkeit hing, aufforderte, kraft eines Testaments über die Thronfolge zu verfügen, antwortete er: ein Testament werde, statt zu nützen, nur die Verlegenheiten des Landes vermehren. „Seht ihr nicht, daß allen Polen längst der Kopf verdreht, daß ihr Herz durch und durch verdorben ist. Haben sie je den letzten Willen eines ihrer Könige geachtet!" Der Erfolg rechtfertigte seine Worte. Die Polen benützten jede Thronerledigung als ein Handelsgeschäft, bei dem sich jeder zu bereichern strebte. Neun Bewerber meldeten sich nach Sobieskis Tode um den erledigten Thron, worunter Jakob, des verstorbenen Königs Sohn, der französische Prinz von Geblüt Franz Ludwig von Conti, ein Vetter Ludwigs XIV., und der Kurfürst von Sachsen. Sie begreifen, meine Herren, daß dem deutschen Kaiser sehr viel daran gelegen sein mußte, den französischen Prinzen, den Ludwig XIV. unterstützte, vom polnischen Throne ausgeschlossen zu sehen. Denn die Franzosen machten dem Reiche schon auf der Westgränze genug und mehr als genug zu schaffen, was würde erst geschehen sein, wenn die Bourbonen mittelst des Prinzen noch vollends Polen in ihre Hände bekommen hätten! Also begünstigte Kaiser Leopold den Kurfürsten, dessen Haus seit den Zeiten Carls V. und des Her-

zogs Moriz, der seine ernestinische Stammesvettern mit Hülfe des Kaisers beraubte, vom Kaiserhofe abhängig war, und es durch die Verlegenheiten der polnischen Krone in noch höherem Grade werden mußte.

Aus andern Gründen unterstützte den sächsischen Bewerber ein katholischer Orden, der damals auf der Höhe seiner Macht stand, ich meine die Jesuiten. Um den Preis, daß er katholisch werde, versprachen sie, ihm mit dem sehr großen Einfluß, den sie in Polen besaßen, unter die Arme zu greifen. Sie hielten es nämlich für einen glänzenden Gewinn, selbst durch so zweideutige Mittel, den Fürsten, der Sachsen, die Wiege des Lutherthums, beherrschte, der kezerischen Kirche abspenstig zu machen. Kurfürst Friedrich August II. ging den Handel ein. Nachdem er einen glänzenden Carneval im Februar 1697 zu Dresden gehalten, reiste er im März nach Wien, und trat dort, wie ich bereits sagte, an Pfingsten zur alten Kirche über. Doch reichte dieser Wechsel und der jesuitische Einfluß nicht aus, dem Kurfürsten die Krone Polens zu verschaffen, bei weitem das Meiste mußte sächsisches Geld thun, welches mit den härtesten Mitteln den Erbunterthanen Friedrich Augusts abgepreßt wurde. Bald nach Sobieskis Tode war der polnische Kronschatzmeister und Kastellan von Culm Graf Przebendowsky, ein Schwager Flemmings des kurfürstlichen Günstlings, am Hofe in Dresden erschienen und hatte dem Kurfürsten Hoffnung auf die Wahl gemacht, wenn er nur das Geld nicht sparen würde. Der Kurfürst schickte seinen Feldmarschall Flemming mit wohlgefüllter

Kasse nach Polen. Dieser gewissenlose, rohe, aber bei allem sonstigen Phlegma in Geschäften unvermeidliche Mensch fand dort den französischen Edelmann Polignac, der im Auftrage des Prinzen Conti die gleichen Geschäfte besorgen sollte. Auch der Sohn Sobieskis hatte seine Agenten. Letztere versprachen den Magnaten 5 Millionen polnischer Gulden, wenn sie Jakob Sobieski wählen würden, Polignac bot für seinen Herrn deren zehn; ebenso viele verhieß Flemming und dazu noch weiter mehrere sehr bedeutende allgemeine Vortheile, nemlich die Wiedereroberung der in früheren Kriegen von den Türken eingenommenen wichtigen Festung Kaminieck, sowie der Provinzen Ukraine, Podolien, Walachei, Moldau, Verbesserung der Münzen, Unterhaltung von 6000 Mann deutscher Soldaten, Herstellung einer adeligen Kriegsschule, Alles auf sächsische Kosten. Flemming gewann noch einen dritten Vorsprung über Polignac: während dieser Franzose keinen Heller mehr in der Tasche hatte, konnte der sächsische Agent, besser mit baaren Mitteln versehen, noch immer fortzahlen. Dies gab den Ausschlag. Zwar war der Erzbischof von Gnesen und Primas des Reichs für Conti, aber der zweite Bischof Polens Donski von Cujavien und eine überwiegende Anzahl von Landboten erklärten sich für August. Ende Juni 1697 kam es auf dem Felde Wola bei Warschau zur Königswahl, der Primas von Gnesen erhob sich mit seinem Anhang für den Franzosen; aber während diese in die Kirche nach Warschau zogen, rief Cujaviens Bischof den sächsischen Kurfürsten als König von

Polen aus. Auf die Nachricht hievon eilte Friedrich August von Dresden über Breslau, wo er bei den Jesuiten communicirte, nach Tarnowitz an der polnischen Gränze, wo ihn der Woiwode von Volhynien mit mehr als 1000 polnischen Edelleuten empfing. Achttausend Sachsen folgten dem Könige-Kurfürsten, um nöthigenfalls sein Recht mit gewaffneter Hand gegen Conti zu verfechten. Bei der Zusammenkunft mit den Polen trug August eine mit Brillanten und Schmuck übersäte Kleidung, die auf mehr als eine Million Werth geschätzt wurde. Sie sollte den Polen zeigen, wie reich ihr künftiger Herr sei, und welche Goldströme sie von ihm zu erwarten hätten; den 12. September 1697 hielt August seinen prächtigen Einzug in Krakau und ward den 15. daselbst gekrönt.

Bald darauf kam der zweite König Polens, Prinz Conti, geleitet von dem berühmten französischen Admiral Jean Bart und einer kleinen französischen Flotte auf der Höhe von Danzig an, und hörte eben das von Kanonendonner begleitete Te Deum laudamus, welches die Danziger zu Ehren Augusts feierten. Er hoffte ein Heer seiner Anhänger daselbst vorzufinden, worin er sich täuschte, ebenso täuschte sich seine Parthei, sofern sie erwarteten, daß Conti ein Heer mit sich bringen werde. Da er überdieß kein oder wenig Geld besaß, wurden seine Wähler bald müde, ihm unbezahlte Dienste zu leisten, sie liefen davon. Einige Zeit hielt sich der Scheinkönig in dem Kloster Oliva, unweit Danzig auf, als aber sächsische Truppen herrannahten, um

ihn gefangen zu nehmen, fand er es gerathen, nach Frankreich umzukehren. Von diesem Gegner befreit, zog Friedrich August den 15. Januar 1698 in Warschau ein. So ziemlich ganz Polen erkannte ihn an. Nur der Primas und Erzbischof von Gnesen trotzte noch, aber auch diesen letzten Widersacher wußte August zu gewinnen, indem er an dessen Dame, die Castellanin von Lencziz, eine bedeutende Summe in Diamanten verabfolgte. Denn die Bischöfe und Erzbischöfe Polens hielten gleich den Prinzen und hochgebornen Herren, die damals meist Germaniens und Frankreichs Stühle einnahmen, ihre Buhlerinnen.

Noch will ich Ihnen zeigen, meine Herren, wie der neue König von Polen mit seinen sächsischen Erbunterthanen verfuhr, und wie er von ihnen die Mittel, die Kosten der Krone Polens zu bestreiten, erlangte. Tiefe Niedergeschlagenheit herrschte in dem von lutherischen Predigern gegängelten Stammlande, als die Nachricht einlief, daß der Kurfürst das allein seligmachende Lutherthum verlassen habe und zum polnischen Könige gewählt worden sei. Auf ausdrücklichen Befehl des Hofs mußte gleichwohl in allen Kirchen des Landes das Te Deum laudamus angestimmt werden, aber hintendrein sangen die armen Leute Selnekkers Lied: „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ." Dieß war die einzige Protestation. Den 7. August 1697 lief aus Polen vom Kurfürsten die Erklärung ein, daß der neue König seine lieben Landstände und sächsischen Unterthanen bei dero Augsburgischer Confession, hergebrachten Gewissensfreiheit, Kirchen, Gottesdienst, Cere-

monien, Universitäten, Schulen und allem Andern, wie es jetzo bestehe, allergnädigst erhalten und handhaben, auch Niemanden zu der jetzo angenommenen katholischen Religion zwingen, sondern Jedwedem sein Gewissen frei lassen wolle. Für diese beruhigende Zusicherung brachten die Stände dem neuen König ein Geschenk von 100,000 Thalern dar. Bald darauf schickte aber Friedrich August den katholischen Edelmann Egon von Fürstenberg als seinen Statthalter nach Dresden, und ertheilte ihm den Auftrag, im Verein mit dem Herrn von Hoymb, dem Grafen Löwenhaupt und einem Herrn von Einsiedel, alle im Kurstaat eingerissenen Mißbräuche abzuschaffen. Wie dieß gemeint war, zeigte sich sogleich. Die genannten Herren bildeten sofort ein Collegium, das sich den Namen Revisionsrath beilegte, die ganze Verwaltung, die Justiz, insbesondere aber die Finanzen, in seine Hände nahm, mit einem Wort alle Gewalt an sich riß. Nachdem die Sache so weit gediehen, erschien unter dem 21. Juli 1698 ein königliches Patent aus Polen folgenden Inhalts: keine Behörde dürfe dem großen Revisionsrath entgegenwirken oder hinderlich sein, Jedermann habe vielmehr auf Verlangen des Revisionsraths vor demselben zu erscheinen und dessen Befehlen zu gehorchen, auch solle sich Niemand unterstehen, Ihro königliche Majestät mit unnöthigen Appellationen zu behelligen. Das heißt nun: Vermögen und Eigenthum aller Sachsen war einem Rathe preisgegeben, der unter Niemands Verantwortung stand und nur des stets geldbedürftigen Despoten Befehle zu befolgen hatte. So sahen auch die Stände

Sachsens die Sachen an. Auf einem Landtage im Jahre 1699 führten sie bittere Beschwerde, daß der neuen Behörde eine bisher unerhörte, mit der Landesverfassung unvereinbare Gewalt eingeräumt sei, daß sie den Zutritt zum Landesherrn abschneide und nach Instruktionen verfahre, die Niemand als der Hof in Warschau kenne. Sie baten daher um Abstellung und boten eine Million, wenn der König ihre Wünsche erhöre, der König nahm die Million, schaffte den Revisionsrath ab, bewilligte sogar eine ständige Landesdeputation, welche die Oberaufsicht über die allgemeinen Angelegenheiten führen, und Beschwerden an den Thron bringen möge. Aber nach einigen Jahren hob der geheime Rath die lästige Deputation, mit Berufung auf den bekannten königlichen Willen, wieder auf und vor- wie nachher wurde das Land wieder rücksichtslos ausgebeutelt. Sie sehen, meine Herren, der König-Kurfürst ließ sich die Ausübung einer schrankenlosen Despotie von seinen Ständen abkaufen, aber nachdem er den Preis empfangen, that er doch, was er wollte.

Neben den bedeutenden außerordentlichen Leistungen, die er den Ständen durch solche erlogene Versprechungen abpreßte, wurden die regelmäßigen Steuern auf jede denkbare Weise erhöht; Stempelpapier, Abgaben auf Leder, Tabakpfeifen, Spielkarten, Spitzen, insbesondere auf Perücken, welche in Sachsen, wie in Brandenburg, alle gestempelt werden mußten, und überdieß eine höchst lästige und drückende Accise auf alle Lebensmittel eingeführt. Als diese Mittel, obgleich sie ungeheuer viel abwarfen, für die grenzenlosen

Bedürfnisse Friedrich Augusts nicht ausreichten, griff die Regierung und der Statthalter Fürstenberg zu noch traurigern Hülfsquellen. Nicht nur einzelne Domänen, nein, ganze Aemter wurden an fremde Regierungen verkauft oder verpachtet. Im Jahre der Königswahl, d. h. 1697, versilberte Friedrich August seine nahen Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen-Lauenburg, indem er sie für 1,100,000 Thaler an Braunschweig-Lüneburg überließ; er verhandelte ferner die Erbvogtei über Quedlinburg, die Aemter Lauenburg, Severnberg, Gersdorf, nebst dem Reichsschulzenamt zu Nordhausen, an seinen gierigen Nachbar den Brandenburger Kurfürsten für 300,000 Reichsthaler; an den Herzog von Sachsen-Zeiz, eine der durch Johann Georgs I. Testament entstandenen Nebenlinien, gab er für 42,000 Reichsthaler die dem Kurhause zustehende Landeshoheit über Henneberg hin; abermals verkaufte er im Jahre 1698 an Brandenburg für 40,000 Thaler das Amt Petersburg mit sammt den Erbgräbern des Kurhauses. Im nemlichen Jahre wurde mit der Bedingung des Wiederkaufs in 24 Jahren das Amt Borna an Herzog Friedrich von Gotha um 300,000 Gulden, im Jahre 1702 das Amt Gräfenhausen auf 12 Jahre an Anhalt-Dessau für 32,000 Reichsthaler, 1707 die sächsische Grafschaft Mannsfeld auf 8 Jahre für 600,000 Reichsthaler an Hannover, 1712 das Amt Pforta auf 10 Jahre an Sachsen-Weimar für 100,000 Gulden versetzt.

Welche Wirthschaft, die selbst den Grundstock des Landes Stück um Stück zu verschleudern drohte! Ein Theil der

Schuld trifft jedoch die Stände und das Volk Sachsens. Wären sie statt feiger Memmen Männer gewesen, so würden sie Widerstand geleistet haben. Immer ist es am leichtesten, politische Freiheiten zu erwerben, wenn die Fürsten Geld brauchen. Aber Sachsens Adel hatte sich durch die Wollüste des Hofes entnerven lassen, das Volk war durch Theilnahme an den bei den deutschen Protestanten so häufigen theologischen Zankereien, und durch die Kriecherei der Pfarrer, der Superintendenten, und insbesondere der Universitäts-Lehrer, um Verstand und Thatkraft gebracht worden. Die Stände des weit kleineren Herzogthums Württemberg haben unter ähnlichen Verhältnissen ganz anders gehandelt.

Solche Folgen für Sachsen hatte die polnische Krone! Die Verlockung des neuen Königs zum katholischen Glauben stand nicht allein, um dieselbe Zeit wurde auf ähnliche Weise der Herzog Carl Alexander von Württemberg, der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel durch Jesuiten gewonnen. Viele Privatleute, viele Adelige folgten dem Beispiele dieser regierenden Herren. Unmöglich kann man sich darüber täuschen, daß die religiöse Zerspaltung Deutschlands durch die Reformation Anfang und Ursache unserer nationalen Erniedrigung war, und jeder Patriot muß wünschen, daß eine Zeit komme, wo die Deutschen wieder *einer* Kirche angehören. Allein der Uebertritt muß aus ehrenwerthen Triebfedern, aus Ueberzeugung erfolgen, und es ist über die Maßen traurig, die Religion, so wie es mit Friedrich August, mit Carl Alexander, mit

Anton Ulrich geschehen, zu einem Handelsartikel erniedrigt zu sehen. Im Uebrigen hatte der Uebertritt des Sachsen ganz entgegengesetzte Folgen, als die Jesuiten erwarteten, er zog die Uebertragung einer Königskrone an das Brandenburgische Haus nach sich, und bewirkte dadurch, daß die oberste Leitung der protestantischen Parthei im Reiche oder des sogenannten Corpus Evangelicorum aus den Händen des sächsischen Kurhauses, das sie lau und im Interesse Oesterreichs getrieben hatte, in die Gewalt der Brandenburger gerieth, welche diesen Erwerb trefflich für ihre ehrgeizigen antikatholischen Zwecke zu benützen wußten. Mit gutem Fuge kann man daher behaupten, daß Friedrich Augusts Uebertritt, der in kurzsichtiger Weise auf einen Triumph der katholischen Sache berechnet war, die katholische Parthei in Deutschland geschwächt hat.

Sechstes Kapitel.

Der Kurfürst von Hannover und der König von Preußen.

Ehe ich die Art und Weise schildere, in der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg die Krone Preußen gewann, muß ich noch einmal in die ältere deutsche Geschichte zurückgreifen. In einer früheren Vorlesung wurde gezeigt, daß der Pfalzgraf Carl Gustav von Zweibrücken, von der Schwertseite ein Wittelsbacher, durch seine Mutter Catharina, eine

Schwester Gustav Adolfs — ein Sprößling des Wasastammes, 1654 nach Christinens Abdankung den Thron von Schweden bestieg. Dies war das erste Beispiel der Beförderung eines deutschen Reichsfürsten auf einen fremden Thron und entzündete in den andern hohen Geschlechtern einen Geist der Nacheiferung, welche für das Reich um so gefährlicher war, weil der westphälische Friede die hohe deutsche Aristokratie von der Herrschaft des Kaisers befreit hatte. Dreißig Jahre später ereignete sich ein zweites Beispiel, indem wie unten gezeigt werden soll, der Nassauer Wilhelm III. von Oranien 1688 den Thron Englands an sich riß. Ein drittes, im Anfang minder glänzendes, in seinen Wirkungen viel dauernderes Beispiel folgte. Das alte Welfenhaus, das bis in die Zeiten Carls des Großen hinaufreicht und im 12. Jahrhundert erst eine so glänzende Rolle spielte, aber dann eine schwere Demüthigung erlitt, hatte sich seit 1409 in zwei Hauptstämme, den Braunschweig-Lüneburgischen und den Braunschweig-Wolfenbüttelschen, und diese hinwiederum in mehrere Nebenzweige gespalten. Der Lüneburger Herzog Georg, der, geboren 1582, während des 30jährigen Kriegs, eine wahre Chamäleonsnatur entfaltete, und je nach seinem wechselnden Vortheil erst gegen Schweden mit den Dänen, dann mit den Dänen gegen den Kaiser, dann unter Wallenstein gegen die deutsche Aristokratie, dann unter Gustav Adolf gegen den Kaiser, dann nach Gustav Adolfs Tode auf eigene Faust Krieg führte oder diente, hatte, ein Meister in den Künsten Machiavelli's, die unglaublichsten Anstrengungen

gemacht, um Welfischer Zersplitterung Grenzen zu stecken, und eine neue Blüthe dieses Hauses heraufzubeschwören. Die Früchte dieser Thätigkeit erntete Georgs jüngster Sohn Ernst August, welcher im Oktober 1658 Sophia, die Tochter des unglücklichen Pfalzgrafen und böhmischen Winterkönigs Friedrich V., der bekanntlich Schwiegersohn des König Jakob von England war, heirathete, und durch diese Gemahlin, die damals noch sehr entfernt scheinende, aber nach einem halben Jahrhundert verwirklichte, Anwartschaft auf den englischen Thron an sein Haus brachte.

Derselbe Ernst August wußte ferner zu bewirken, daß die übrigen Seitenlinien des Lüneburger Hauses, Ernst Augusts Sohn, Georg Ludwig zum Erben einsetzten, und dadurch das Wachsthum einer Hauplinie anbahnten, welche bald unter dem Namen Hannover sich zu weltgeschichtlicher Bedeutung erhob. Derselbe Ernst August nöthigte endlich den Kaiser Leopold durch die schlauesten Künste, zu Gunsten des Hauses Hannover, mittelst Akte vom 19. Dezember 1692, eine neunte Kur zu errichten. Ich will nur wenige Worte über die Mittel sagen, welche er zu diesem Zwecke in Bewegung setzte. Bald bot er dem Kaiserhause, das unaufhörlich im Osten durch die von den Franzosen aufgehetzten Türken, im Westen durch Ludwigs XIV. Ländergier bedrängt wurde, eigennützig seine Hilfe, wenn der Kaiser den verlangten Hut gewähre: er zog z. B. gegen dieses Versprechen 1683 mit einem namhaften Heerhaufen gegen die Türken an die mittlere Donau und half Wien entsetzen; bald

drohte er bei dem neuen Franzosenkriege, der 1688 ausbrach und mit dem Frieden von Ryswik endigte, eine neutrale Parthei in Deutschland zu bilden, die Oesterreich sich selbst überlassen würde. Zuletzt gab Leopold nach. Aber die Erhebung Hannovers entzündete in den herzoglichen Häusern eine wüthende Eifersucht über den Vorrang, den ein bisher ihnen gleichgestellter errungen, in den kurfürstlichen Familien dagegen nicht minder großen Unwillen gegen den Eindringling; der Kaiser mußte schon im folgenden Jahre — 1693 — die Kurwürde des Hauses Hannover für so lange zurücknehmen, bis das Kurfürstenkollegium die neue Kur bewilligt haben würde. Es dauerte noch 15 Jahre — bis 1708 — und kostete noch große Geldopfer, ehe Ernst Augusts Sohn und Erbe Georg Ludwig zu Regensburg in das Collegium eingeführt ward.

Am Tiefsten schnitt die Erhebung des hannoverschen Hauses in Berlin ein, wo längst eine feindselige Stimmung gegen die benachbarten Welfen trotz den Verschwägerungen herrschte. Der alte Plan, eine Königskrone zu erwerben, wachte mit neuer Lebendigkeit auf, und als vollends Friedrich August von Sachsen durch die Warschauer Wahl letzteres Ziel erreichte, wurde Allem aufgeboten, dem Hannoveraner einen Vorsprung abzugewinnen, und dem Dresdner es gleich zu thun. Die Erwerbung einer Königskrone durch die brandenburgischen Hohenzollern ist wegen ihrer Folgen eines der merkwürdigsten Ereignisse aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ich will daher ausführlicher darüber berichten.

Prinz Eugenius behauptet in einem Schreiben vom 18. Februar 1701 an den Grafen Kaunitz: Ludwig XIV. habe schon dem großen Kurfürsten, also vor 1688, den Rath ertheilt, sich vom Reiche unabhängig zu machen und den königlichen Titel anzunehmen. Eugen fügt bei, die Absicht dieses Raths sei gewesen, dem deutschen Kaiser im Reiche selbst einen unversöhnlichen Nebenbuhler entgegenzusetzen. Friedrich Wilhelm I. fand es jedoch nicht gerathen, diesen Vorschlag auszuführen, vermuthlich, weil er seiner Macht mißtraute, dagegen soll er auf dem Todbette seinen Sohn und Nachfolger aufgefordert haben, bei gelegener Zeit Preußen in ein Königreich zu verwandeln. Dieser Plan sagte der Prachtliebe Friedrichs III. wunderbar zu. Schon im Mai des Jahrs 1690 verbreitete sich in Polen das Gerücht, daß der Brandenburger Kurfürst nach der Krone strebe. Die ersten Unterhandlungen leitete der Geheimerath Dankelmann, welcher damals noch Friedrichs III. allmächtiger Minister war, in Wien mit solcher Verschwiegenheit ein, daß außer ihm und dem Kurfürsten Niemand zu Berlin etwas davon erfuhr. Bald darauf wurde Dankelmann gestürzt, sein Nachfolger aber, Kolb von Wartenberg, betrieb die Sache mit noch größerem Eifer. Er gewann zunächst den neuen König von Polen, Friedrich August, der, um seinen Rücken zu sichern, dem Brandenburger einen Dienst erweisen wollte. Hiedurch erhielt Augusts Beichtvater, der Jesuite Vota, ein sehr feiner Kopf, Veranlassung, eine Denkschrift über die preußische Frage zu entwerfen. Pater Vota billigte den

Plan vollkommen, rieth aber erstlich, Kurfürst Friedrich möge nicht den Titel eines Königs von Preußen annehmen, weil dieses voraussichtlich in Polen Anstoß erregen und Friedrich August als dem Freunde des Brandenburgers den Haß der eigenen Nation zuziehen würde, sondern Friedrich III. möge vielmehr den Titel eines Königs der Wenden oder Vandalen wählen. — Fürs Zweite machte er den Vorschlag, Friedrich III. möge die neue Würde nicht bei dem Kaiser in Wien, sondern bei dem Pabste in Rom nachsuchen, weil nur dieser, nicht der Kaiser, Könige zu zeugen berechtigt sei. Wohin der Pater steuerte, ist leicht zu zeigen: Der erste Punkt seines Raths hatte die Absicht, das brandenburgische Haus für immer mit der schwedischen Dynastie, als der größten evangelischen Macht im Norden, zu verfeinden, denn das prächtige Wort Wenden- und Vandalenkönig war ein Theil des herkömmlichen Titels der Krone Schweden; dem zweiten Punkte lag die Berechnung zu Grunde, den Berliner Kurfürst durch den Köder des königlichen Namens in den Schoos der alten Kirche zurückzuführen. Denn es ließ sich voraussehen, daß der Pabst nur einem rechtgläubigen Fürsten, nicht einem ketzerischen eine Krone zusprechen werde. Der Pater Beichtvater hielt den Brandenburger für so eitel, daß dieser dachte, Friedrich III. werde alle Bedingungen eingehen, wenn man nur seinen Hauptwunsch befriedige. Bei dem despotischen Regiment, das der Vater Friedrichs III. in seinem Lande eingeführt habe, rechnete der Jesuite weiter, werden erst die Hofleute, dann Offiziere und Heer, dann

die Beamten, zuletzt alles Volk dem Beispiele des neuen Königs-Kurfürsten folgen. Sie sehen, meine Herrn, daß hier dieselben Gedanken thätig waren, wie bei der so zweideutigen Bekehrung des Sachsen.

Aber der Berliner Hof ging nicht auf Vota's Rathschläge ein, sondern betrieb die Sache noch immer unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses zu Wien. Im Februar 1698 wurde die Angelegenheit zum erstenmale dem Ministerrathe zu Berlin mitgetheilt. Denn Keiner außer Wartenberg hatte bisher Etwas davon gewußt. Sie erklärten sich ohne Ausnahme dagegen, theils weil der Vorschlag eine pure lautere Unmöglichkeit sei, theils weil ein königlicher Hofstaat zu viele Kosten für das kleine Land verursachen würde. In einem eigenhändigen Aufsatze widerlegte Friedrich III. diese Bedenken, insbesondere machte er gegen letzten Einwand geltend, das Kurhaus besitze bereits einen königlichen Hofstaat, was zum Unglück für das Land wirklich der Fall war.

Indeß bot der brandenburgische Geschäftsträger in Wien, Bartholdi, allem auf, um des Kaisers Einwilligung zu erlangen — sehr lange vergeblich, zuletzt aber erreichte er doch sein Ziel, theils in Folge ungeheurer Bestechungen, welche er an die Rathgeber des Kaisers verschwendete, hauptsächlich jedoch weil Leopold I. wegen der eben damals eingetretenen europäischen Verwicklungen für nöthig hielt, den mächtigen Brandenburger Kurfürsten durch außerordentliche Verwilligungen in sein Interesse zu ziehen. Zu gleicher Zeit brach nemlich im Norden der polnisch-russisch-schwedische Krieg,

im Südwesten der Kampf um die Nachfolge in Spanien aus, und der deutsche Kaiser brauchte sehr nöthig gefällige Bundesgenossen. Den 16. November des Jahrs 1700 wurde zwischen Kaiser Leopold und Friedrich III. ein geheimer Kronvertrag abgeschlossen, kraft dessen letzterer dem Hause Oesterreich bedeutende Kriegshilfe auf eigene Kosten zu leisten, die hannoversche Kurstimme gut zu heißen, und für Bedrückung, welche protestantische Unterthanen in katholischen Ländern erfahren würden, nicht wie bisher öfter geschehen, in seinem Lande die Katholiken zu plagen versprach; seinerseits machte sich der Kaiser verbindlich zu gestatten, daß der Kurfürst in Betreff seines Herzogthums Preußen den königlichen Titel sich beilege.

Sogleich nach Eintreffen dieser für Friedrich VI. höchst erwünschten Nachricht wurden in Berlin Zurüstungen gemacht, um die Feierlichkeit der Krönung in Königsberg mit größter Pracht zu begehen. Den 17. Dezbr. 1700 brach Friedrich mit seiner Gemahlin, zweien seiner Brüder, dem Kronprinzen, drei Compagnien Gardes du Corps, 100 Mann Schweizer Leibgarden und so zahlreichem Gefolge nach Königsberg auf, daß 30,000 Pferde zum Vorspann nöthig waren. Den 15. Januar 1701 wurde unter Glockengeläute, Kanonendonner, und dem Jubelgeschrei des Volks durch Herolde verkündet: die allweise Vorsehung habe gewollt, daß das bisherige souveräne Herzogthum Preußen in ein Königreich aufgerichtet und Friedrich II. ein König in Preußen werde. Den 17. Januar 1701 stiftete Friedrich im

Gegensatze zu dem polnischen weißen den preußischen schwarzen Adlerorden, zu dessen Kanzler Kolb von Wartenberg, bereits seit einiger Zeit Graf, ernannt wurde. Der 18. Januar war zur Krönung bestimmt. Zu diesem Zweck hatte der Hof Reichskleinodien, nach dem Vorbild der kaiserlichen des deutschen Reichs, als Krone, Schwert, Scepter, Apfel, Siegel, Banner, von Gold mit Edelsteinen besetzt anfertigen lassen. Der König trug ein Scharlachkleid mit Diamantknöpfen, jeden im Werth von 3000 Dukaten, einen Mantel von purpurnem Seidensammt, über und über mit Adlern und Kronen, die in Gold gestickt waren, ausgeziert, die Agraffe bildeten drei Diamanten, 100,000 Thaler werth. Man schätzte den ganzen Krönungsschmuck auf viele Millionen. In seinem Schlafgemach ward der König mit dem Schmuck bekleidet, ging dann in den Audienzsaal, setzte sich hier selbst die Krone aufs Haupt, nahm das Scepter in die Hand, vertheilte die übrigen Kleinodien an die, welche bestimmt waren, sie zu tragen, schritt in das Zimmer seiner Gemahlin, setzte ihr die Krone auf, ging dann mit ihr in den Audienzsaal zurück. Beide Majestäten setzten sich auf den Thron und wurden von den Hof- und Staatsbeamten, den Ständen und Corporationen ehrfurchtsvoll begrüßt. Dann ging der Zug, der König mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand, unter einem prächtigen, von 24 Edelleuten getragenen Baldachin in die Schloßkirche, wo der lutherische Oberhofprediger Bernhard von Sandra, sodann der reformirte Oberhofprediger Benjamin Ursinus, welche

beide vorher der König aus eigener Machtvollkommenheit und nur für diese Ceremonie zu Bischöfen ernannt hatte, den König und die Königin auf die Stirne in Form eines Kreuzes salbten. Durch diese Anordnung der Ceremonien wollte nämlich die neue Majestät anzeigen, daß Höchstsie die königliche Würde keineswegs durch die Salbung empfangen habe, sondern allein von Gott dem Herrn anzunehmen vermeine. Durch einen königlichen Gnadenbrief erhielten alle Gefangenen im Reiche, jedoch mit Ausnahme der Beleidiger göttlicher und menschlicher Majestät, absichtlicher Mörder, ihre Freiheit. Krönungsmünzen im Werthe von 6000 Thalern wurden unter die Menge ausgeworfen.

Bei dem Krönungsmahle dienten siebenundzwanzig Kammerjunker (im Range von Obristlieutenanten oder Hauptleuten), unter vielen Ceremonien mußte jede Speise, jedes Getränk durch 3 bis 4 Hände der vornehmsten Beamten gehen, ehe Etwas an die königl. Majestäten kam, welche von goldenen Schüsseln speisten. Ein mit Schafen, Rehen, Ferkeln, Hasen, Hühnern und anderem Geflügel gefüllter, und nach dem Vorbilde der Frankfurter Kaiserkrönung, unter freiem Himmel am Spieße gebratener Ochse, als Zeichen von Seiner Majestät über Erde, Luft, Wald, Feld und Wiese sich erstreckenden Herrschermacht, wurde dem Volke preisgegeben. Wein sprudelte für dieselbe Bestimmung aus 2 Springbrunnen, Beleuchtungen, Gastmähler, Thierhetzen, Feuerwerke wechselten zur Erlustigung des Hofes ab. In den zahllosen Predigten, die überall in Stadt und Land zu Ehren der

Krönung gehalten wurden, mußten Fetzen aus der biblischen, griechischen, römischen Geschichte, sowie aus der Mythologie herhalten, um das, was in Königsberg geschehen, kunstvoll zu verherrlichen, und der neue König ward unaufhörlich von Juden und Christen als ein zweiter Salomo begrüßt.

Den 8. März brachen Ihro Majestäten von Königsberg nach Oranienburg auf, und hielten von dort aus am 6. Mai ihren überaus glänzenden Einzug, durch 6 zu diesem Zweck erbaute Ehrenpforten, in die Stadt Berlin. Die ganze lange Feierlichkeit schloß damit, daß jede Provinz ihr sehr bedeutendes Geschenk als Kronsteuer — angeblich freiwillig — darbringen mußte. Die arme Kurmark z. B. legte allein 160,000 Thaler zu den Füßen der neuen Majestäten nieder.

Die meisten europäischen Staaten erkannten sofort den neuen König an, oder hatten schon früher, durch Unterhandlungen gewonnen, ihre Zustimmung erklärt; nur der Pabst, der Großmeister des Deutschordens, als des ehemaligen Herrn von Preußen, Baiern und Churcöln legten Widerspruch ein. Die kleineren Höfe in Deutschland beneideten den zum König beförderten Brandenburger. Doch fehlte es nicht an solchen, welche über die Geschichte lachten und sie als eine Posse betrachteten, denn viel zu klein, meinten sie, sei Preußen, um im Ernst seine Stelle unter den Kronen einzunehmen. Allerdings hat der Königsberger Akt seine lächerliche Seite, aber auch seine ernsthafte, welche der Enkel des ersten Königs-Kurfürsten, Friedrich der Große, mit den Worten hervorhebt: indem er die Krone auf sein Haupt setzte, habe

Friedrich gleichsam zu seinen Nachfolgern gesagt: ich habe Euch einen Titel erworben, macht Euch desselben würdig, ich habe den Grund zu Eurer Größe gelegt, vollendet das Werk. Die Königsberger That hat jenen kühnen Ehrgeiz gezeugt, welcher Schlesien der Kaiserin wegnahm, den 7jährigen Krieg zu Behauptung dieser That führte, Polen theilte, das deutsche Reich vollends sprengte. Dieselbe That hat auch nach Außen eine üppige Saat getrieben: sie schuf ein Jahrhundert später die Kronen Hannover, Sachsen, Baiern und Württemberg, alle aus deutschem Stoffe und mit deutschem Blut. Ein ausgezeichneter Mann hat schon 1700 diese Folgen prophetisch vorausgesehen. Dieser Mann war Prinz Eugenius von Savoyen. Als er erfuhr, daß das preußische Königthum von Leopold bewilligt sei, sagte er, die kaiserlichen Minister, welche ihrem Herrn den Rath gaben, Solches zu thun, verdienten alle gehenkt zu werden.

Siebentes Kapitel.

Kaiser Leopold und Ludwig XIV. Straßburg.

Und nun nach Wien und an den kaiserlichen Hof! Der westphälische Frieden hat bekanntlich das Elsaß — mit Ausnahme Straßburgs, der kleineren dortigen andern Reichsstädte und der Reichsritterschaft — den Franzosen, den Schweden dagegen die Reichsstifte Bremen und Verden, Wismar, die Insel Rügen, ganz Vorpommern und einen

guten Theil von Hinterpommern preisgegeben. Dieß war — obgleich an sich ein schmählicher Verlust, doch noch nicht die schlimmste Frucht, denn hätten wir Einheit und Kraft des Reichs gerettet, so würden wir nach wenigen Jahren Erholung stark genug gewesen sein, um den Franzosen und Schweden ein voll gerüttelt Maß heimzuzahlen. Viel verderblicher war, daß jener Friede den Fürstenthümern, in welche sich Deutschland aufgelöst hatte, fast unbeschränkte Gewalt über ihre Unterthanen, und überdieß das Recht verlieh, nach Gutdünken Krieg zu führen, Bündnisse zu schließen, jedoch — diese machtlose Bedingung war beigefügt — nicht zum Nachtheile des Reichs. Das Recht, Bündnisse zu schließen, Krieg zu führen, enthielt das andere in sich, Soldaten zu halten. Wie die Fürsten diese Zugeständnisse benützten, haben wir oben gesehen. Oesterreich, das kaiserliche Stammland, verlor durch den Frieden außerordentlich: nicht nur das Elsaß an die Franzosen, nicht bloß die Lausitz an Sachsen: mehrere alte habsburgische oder Reichslande, die schon früher an die spanische Linie gerathen, verblieben derselben: gegen Norden Flandern, im Süden das von den Deutschen seit Ottos I. Zeiten behauptete Lombardien. Tirol war bis 1665 in den Händen einer Nebenlinie, welche Kaiser Ferdinands I. Bruder, Leopold, ehemals Bischof von Passau, gegründet hatte. Mehr als die Hälfte Ungarns befand sich in der Gewalt der Türken. Siebenbürgen hatte bis 1710 seine eigenen, beinahe stets dem Kaiser feindlich gesinnten, Fürsten. Ferdinand III., unter welchem der westphälische

Friede zu Stande kam, starb im Jahre 1657. Alsbald bot der damals blutjunge König Ludwig XIV. Allem auf, Oesterreich von der Kaiserkrone auszuschließen und dieselbe sich selbst zuzuwenden. Ungeheure Bestechungen wurden in Deutschland gemacht, katholische und protestantische Fürsten nahmen in die Wette Geld, doch wurde der schmähliche Vorschlag hauptsächlich durch den Widerspruch der beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg abgewendet. Nun versuchte die französische Parthei die Wahl auf den Kurfürsten von Baiern, Ferdinand Maria, zu lenken. Auch dieß mißlang, Ferdinands III. Sohn, Leopold I., wurde als Kaiser anerkannt. Aus Rache stifteten die Franzosen die sogenannte rheinische Allianz, welcher die Kurfürsten von Mainz — der damalige Erzbischof war ein Graf Schönborn — von Cöln, die Fürsten von Hessenkassel, Braunschweig, Lüneburg, Württemberg und Andere beitraten. Zweck der rheinischen Allianz war, den Kaiser zu hindern, daß er sich nicht dem damaligen Angriffe des neuen Schwedenkönigs auf Polen und den Räubereien widersetze, welche die Franzosen gegen die spanischen Niederlande im Schilde führte. Zu gleichem Zwecke hetzte der französische Hof die Türken gegen Oesterreich auf, damit das Kaiserhaus, von Osten her angefallen, Ludwigs Eroberungsplanen nirgends in den Weg treten könne und wieder schwach bleibe. In der That waren die Türken besonders geeignet, Oesterreichs Wiedererhebung zu hemmen, denn der Kaiser mußte vor Allem Ungarn zu erobern suchen. Im Jahre 1663 drangen die Türken unter

ihrem Großvezier Koeprili bis nach Mähren vor. Aber der treffliche Feldherr Montecuculi, der schon im 30jährigen Kriege sich ausgezeichnet, trieb sie zurück. Den ersten August 1664 erfochten die Kaiserlichen beim Kloster St. Gotthard an der Gränze Ungarns gegen Steiermark und nicht fern von der Stelle, wo die Lausnitz in die Saale mündet, einen herrlichen Sieg, der als die Grundlage der langen und glorreichen Kämpfe zu betrachten ist, welche vor dem Ende des 17. Jahrhunderts mit völliger Vertreibung der Türken aus Ungarn und mit dem unaufhaltsamen Sinken des Halbmonds endigten. Neben des Kaisers unmittelbaren Unterthanen haben Deutsche aus allen Stämmen, Schwaben, Baiern, Sachsen, Hannoveraner, Brandenburger an diesem Streite wider die Türken Theil genommen, und derselbe bildet die einzige lichte Seite in der deutschen Geschichte aus der andern Hälfte des 17. Jahrhunderts. Denn dort wurde Boden gewonnen und die Ehre des deutschen Namens behauptet, während wir auf der Westgränze nur Schmach ärndeten.

Seit dem letzten Kampfe wider die Türken wagte König Ludwig XIV. immer kühnere Eingriffe in die deutschen Lande auf der Westgränze. Im Jahre 1667 griff er die spanischen Niederlande an, und nahm mehrere Plätze. Der Kaiser schwieg dazu, weil er bei der tiefen Unmacht Spaniens fürchtete, wenn er Widerstand leiste, die ganze Macht des Kampfes auf sich zu laden; aber nun schlossen Holland, England und Schweden einen Bund gegen die Krone Frankreichs

und nöthigten Ludwig XIV. im Aachener Frieden einen Theil des Raubs herauszugeben. Die Generalstaaten waren die Seele dieser Allianz gewesen, darum traf sie des Franzosen ganzer Haß. Erst schützte er durch Unterhandlungen seine Flanken. England, Schweden, viele Reichsfürsten wurden durch Bestechungen entweder zur Unthätigkeit im bevorstehenden Kampfe, oder gar zur Theilnahme an dem Angriffe auf Holland bewogen. Mit einem Heere von 200,000 Mann fiel Ludwig XIV. im Jahre 1672 das Gebiet der Niederlande an, zugleich rückte der Bischof von Münster, Bernhard von Galen, als Verbündeter des Königs mit 20,000 Mann von Südost her gegen Friesland vor, und die englische Flotte lief gegen die niederländische aus. Unrettbar schien Holland verloren, aber der Muth der Bürger, die Tapferkeit der Admirale Ruyter und Cornelius de Witte, die Entschlossenheit des Statthalters Wilhelms von Oranien, vor Allem jedoch die Hülfe des deutschen Kaisers, der Anfangs, wie mir scheint, aus Eifersucht gegen den Kurfürsten von Brandenburg, des Oraniers Verbündeten, Holland sich selbst überlassen hatte, retteten das schwer bedrohte Land. Der holländische Krieg verwandelte sich in einen Reichskrieg, Montecuculi, aus Ungarn abberufen, übernahm den Oberbefehl am Rheine.

Da das Reich nur langsam Hülfe leistete, schwankte der Krieg mehrere Jahre unentschieden hin und her, die Kosten trug das Land am Rheinstrom hinauf. Fürchterlich wurde das ganze heutige Großherzogthum Baden, besonders die

Pfalz verheert. Zwar schlug Montecuculi 1675 die Franzosen bei Sasbach aufs Haupt, in welchem Treffen Turenne fiel, aber im November 1677 eroberte der französische Marschall Crequi Freiburg im Breisgau, unsere Heimath, und behauptete die Stadt; auch am Niederrhein gewannen die Franzosen wieder Boden. In seinem und des Reiches Namen schloß der Kaiser im Februar 1679 zu Nymwegen mit Frankreich einen Frieden, kraft dessen Leopold an die Krone Frankreich Freiburg und das Breisgau abtrat. Von Spanien erhielt Ludwig die Franche comté und zwölf Festungen auf der Westgränze des spanischen Flanderns. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher als Verbündeter des Oraniers lebhaften Antheil am Kriege gegen Frankreich genommen und dafür auf Antrieb des Pariser Hofs von den Schweden angefallen worden war, aber sie bei Fehrbellin geschlagen und ihnen ihre pommerschen Besitzungen abgenommen hatte, wurde genöthigt, Alles wieder herauszugeben. Die wachsende Eifersucht des Kaisers gegen das Brandenburgsche Kurhaus, dessen ehrsüchtige Entwürfe man zu Wien mit glücklichem Scharfsinn ahnte, trug am Meisten dazu bei, daß der Krieg so wenig befriedigende Resultate für das Reich herbeiführte.

Der Uebermuth Ludwigs war durch die Früchte, die er aus dem letzten Kriege zog, so wie durch die wiederholte Erfahrung von der Bestechlichkeit der deutschen Reichsfürsten, in hohem Grade gestiegen. Er ließ eine große Standsäule seiner eigenen Person verfertigen, welche ihn darstellte, wie

er auf den Nacken von vier gefesselten Sklaven trat, welche durch unzweideutige Attribute als der deutsche Kaiser, als Spanien, als Holland und der Brandenburger Kurfürst bezeichnet waren. Auch befahl er, eine Uhr zu machen, an welcher ein künstlicher Hahn bei jedem Stundenschlage krähte, worauf dann ein künstlicher Adler (das deutsche Reich) am ganzen Leibe zitterte. Den praktischen Commentar zu solchen und ähnlichen Spielereien lieferten die sogenannten Reunionskammern, welche damals zum Vorschein kamen. Plötzlich erklärte Ludwig XIV., daß er zu dem, was er bereits vom Reiche eroberte, auch noch sämmtliche Dependenzen, d. h. die Länder, Städte, Klöster, Güter, Rechte, erlangen müsse, welche je mit jenen eroberten Orten zusammengehangen hätten. Zu diesem Zwecke errichtete er zu Besançon, Breisach, Metz und Dornik Reunionskammern, und ließ in allen Archiven nach Beweisen Nachforschungen halten. Wahrscheinlich war es auf die Hauptstadt des Elsaßes abgesehen. Die kleineren Reichsstädte des Landes, wie Colmar, Schlettstadt und andere, die vermöge des westphälischen Friedens Deutschland zugesprochen waren, hatte er schon 1665 weggenommen. Jetzt kam die Reihe an Straßburg.

Die Bürger dieser schönen und wichtigen Stadt lebten schon seit dem 30jährigen Krieg in beständiger Besorgniß vor französischen Angriffen, vermehrten ihre Festungswerke, besoldeten Truppen und zogen den dritten Tag selbst auf die Wache. Aber dieser langjährige Zustand der Anstrengung rieb allmählig ihre Kräfte auf. Handel und Wandel lag

darnieder, der Bischof von Speier preßte den Bürgern, wenn sie zur Frankfurter Messe reisten, bei Lauterburg und Philippsburg schwere Zölle ab. Frankreich sah Straßburgs sinkenden Wohlstand mit Schadenfreude und that Alles, die Stadt noch mehr zu bedrücken. Zu diesem Zwecke wurden Partheiungen unter den Bürgern erregt, der Advokat Georg Obrecht verläumdete den deutschgesinnten Ammeister Dietrich, indem er ihn verdächtigte, als stehe derselbe im Solde Frankreichs, während doch er selbst von dorther Geld empfing. Doch gewann Dietrich die Oberhand, und Georg Obrecht wurde als Verräther enthauptet. Auch lutherische Geistliche wirkten, von französischem Solde gewonnen, für Ludwigs XIV. Plane. Als die Franzosen 1672 die Rheinbrücke abbrannten und nun voll Zorns die Bürger dem Ammeister Wenker das Haus stürmen wollten, weil er die Verbrennung, um den französischen Hof nicht zu beleidigen, ruhig habe geschehen lassen, donnerte der Prediger Salzmann im Münster gegen das Volk, erklärend, diese Auflehnung wider die Obrigkeit sei ein Schandfleck für die Stadt, welche der ganze Rhein nicht abwaschen könne. Am thätigsten arbeiteten für Frankreich Ulrich Obrecht, des enthaupteten Georgs Sohn, Advokat und der Stadtschreiber Günzer. Allein, obgleich die Franzosen nach und nach ihre Bestechungen bis auf die hohe Summe von 300,000 Kronen erhöhten, gewannen sie doch nur eine kleine Parthei, welche unter der Hand dafür sorgte, daß die Vertheidigungsanstalten lässig betrieben wurden. Im Herbste 1681, während viele Bürger auf der Frankfurter und andern

Messen abwesend waren, umzingelten französische Truppen die Stadt und nahmen sie nach wenigen Tagen ein. Die Bürgerschaft mußte dem Könige Ludwig XIV. huldigen, Ulrich Obrecht wurde zum Prätor eingesetzt, der alte Ammeister Dietrich, nach Paris geschleppt, wies dort die Zumuthungen des Kriegsministers Louvois, katholisch zu werden, stolz zurück und büßte mit langer Gefangenschaft. Erst gegen Ende seines Lebens durfte er nach Straßburg zurückkehren, wo er 1694 starb. Durch Ausbreitung der katholischen Religion in der lutherischen Stadt, durch Einführung französischer Tracht und Sprache suchte der Hof die Anfangs noch sehr widerspenstige Bürgerschaft zu trennen und auf die französische Seite herüberzuziehen. Ich lasse eine gleichzeitige Quelle reden. „Den 4. Juni 1685," heißt es in den Frankfurter Relationen, „wurde im ganzen Elsaß ein Mandat verkündigt, des Inhalts, daß König Ludwig XIV. allen denen, welche von dem Augsburger oder reformirten Bekenntnisse zum katholischen übertreten würden, das Recht verwilligte, während 3 Jahren keine Schulden bezahlen und vor keinem Gericht belangt werden zu dürfen. Und obwohl in Straßburg bisher durch fleißige Aufsicht der Obrigkeit die alte Kleidertracht erhalten worden war, während im übrigen Deutschland alle Wohlhabenden mit schweren Unkosten die französischen Moden nachäfften, mußten jetzt auf Befehl des Königs alle jungen Weibspersonen nach französischer Art Kleider tragen, weßhalb auch der Rath daselbst

am 25. Junius solche Tracht bei Strafe anbefahl, auch den Mannsleuten hohe und spitze Hüte zu haben verbot."

Sogenannte patriotische Geschichtschreiber pflegen noch heute Gift und Galle gegen den verruchten Franzosenkönig zu speien, weil er es gewagt habe, auf solche Weise mitten im Frieden eine so schöne deutsche Stadt wegzunehmen. Die Wahrheit zu sagen ist es jedoch, soweit die Weltgeschichte zurückreicht, stets Gebrauch gewesen, daß Starke Schwache überlisten oder unterjochen. Schändlich war die That freilich für uns, aber die Schuld trifft weniger den französischen König als die Mitglieder des deutschen Reichs, weil sie ohne Widerstand da und dort ein Stück vom Reiche abreißen ließen. Die Reichsaristokratie nahm aber den letzten Eingriff hauptsächlich deßhalb schweigend hin, weil er nur eine Reichsstadt, kein fürstliches Haus betraf. Seit der westphälische Friede die Fürsten zu selbstständigen Herren, gleichsam zu Gaukönigen, gemacht, tritt bei ihnen mehr und mehr das Streben hervor, die Reichsstädte zu verschlingen, und längst war hiezu ein guter Anfang gemacht. Baiern unterhandelte seit Jahren mit Frankreich über den Plan, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Regensburg, in Landstädte zu verwandeln, und obgleich der Münchener Kurfürst aus Furcht vor dem Kaiser dieses Gelüste zu befriedigen sich scheute, behielt er doch die Stadt Donauwörth, deren Reichsfreiheit durch den westphälischen Frieden anerkannt worden war. Im Jahre 1661 hatte der Bischof von Galen seine Stadt Münster, welche von Alters her große Vorrechte besaß, mit Hülfe eines französischen

Heerhaufens unterjocht, ebenso der Mainzer Kurfürst 3 Jahre später — 1664 — die Stadt Erfurt. Wieder 2 Jahre später — 1666 — riß der Brandenburger Kurfürst die freie Reichsstadt Magdeburg, die eben aus ihren Ruinen wieder erstanden war, an sich und vernichtete alle ihre Freiheiten. Diesem Beispiel ahmte 1671 der Herzog Rudolph August von Wolfenbüttel nach, indem er die wohlhabende Handelsstadt Braunschweig, welche reichsstädtische Rechte genoß, überfiel und ins welfische Joch spannte, worauf die Kaufleute großen Theils fortwanderten, denn der Handel verträgt sich nicht mit den ewigen Plackereien kleinlichter Herrn. Das gleiche Schicksal hatte 1672 die Stadt Cöln, welche, obgleich erzbischöflich, fast municipale Selbstständigkeit genoß, sie wurde von ihrem Kurfürsten, Maximilian Heinrich, einem der bereitwilligsten Gehülfen des französischen Hofs, zu unbedingtem Gehorsam genöthigt. Wie in Cöln verfuhr der Kurfürst mit der Bürgerschaft von Lüttich, denn dieser geistliche Herr vereinigte in seiner Hand, außer dem Kurhute von Cöln, die Stühle von Lüttich, Hildesheim und zuletzt nach Galens Tode auch gar noch den von Münster. Das Vorbild der deutschen Herren blieb nicht ohne Einfluß auf die fremden Mächte, welche gierig nach Raub Deutschland umlagerten. Im Jahre 1666 bombardirten die Schweden unter dem Vorwande, daß ihnen kraft des westphälischen Friedens die Reichsstadt Bremen gehöre, während ihnen doch nur durch den Vertrag die Stiftslande zugesprochen worden waren, diese Stadt, und nur der Bürger eigener

Muth rettete sie. Man sieht daher, daß Ludwig XIV., als er 1681 Straßburg einnahm, auf einem schon von vielen andern Einheimischen wie Fremden betretenen Pfade ging. Auch ermangelte eine viel kleinere Macht als Frankreich, nämlich die Krone Dänemark nicht, auf gleiche Weise wie Ludwig XIV. ihr Glück an einer noch werthvolleren Eroberung zu versuchen. Die Dänen hatten nemlich mit Hülfe des Hamburger Syndikus Garmers eine Parthei in dieser Stadt gewonnen. Als aber die Verschwörung entdeckt und Garmers verjagt worden war, rückten sie vor Hamburg und suchten die Stadt 1686 unter dem Vorwande, daß sie ein Anhängsel Holsteins sei, zu überrumpeln. Der Anschlag mißlang jedoch theils wegen der Achtsamkeit des Raths, theils weil der Kurfürst von Brandenburg, der dem Dänen den fetten Bissen mißgönnte, Miene machte, Gewalt zu brauchen. Wie tief war Deutschland gesunken, daß der kleinste unter allen damaligen europäischen Königen es wagen durfte, die französischen Reunionen nachzuäffen und den todten Löwen zu beschimpfen.

Achtes Kapitel.

Ungarn. Die Türken vor Wien. Eugens Anfänge.

Derjenige, der allein die Macht besaß, und unter andern Umständen auch den guten Willen besessen hätte, Straßburg den Franzosen zu entreißen, konnte nicht eingreifen, weil alle

seine Streitkräfte auf einem andern noch nothwendigern Punkte beschäftigt waren. Ich meine den deutschen Kaiser. Seit dem glänzenden Siege bei St. Gotthard, von dem ich oben sprach, suchte der Kaiser seine Macht in Ungarn zu befestigen. Diesem Ziele standen außer der türkischen Pforte hauptsächlich zwei Hindernisse im Wege: die sehr ausgedehnten Rechte des Adels und die protestantische Kirche Ungarns. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, und insbesondere seit dem Ausbruche des 30jährigen Kriegs, waren die Protestanten, wie in Deutschland, so auch in Ungarn zugleich eine politische Parthei geworden, und zwar eine Parthei, welche, wie es in der Natur der Dinge liegt, dahin strebte, die katholische Landesregierung zu verdrängen und eine neugläubige an ihre Stelle zu setzen. Aus diesem Grunde begann das Wiener Cabinet zugleich gegen die Verfassung Ungarns und gegen die protestantische Kirche einen Vernichtungskampf. Man kann weder das Eine noch das Andere loben, aber da damals alle Regierungen nach unbeschränkter Gewalt strebten, will ich keinen Stein auf den Kaiser werfen, weil er es ebenso machte, wie die andern. Das Heer wurde zu Unterdrückung des Adels, Jesuiten zu gewaltsamer Bekehrung der Protestanten verwendet. Nun thaten die Ungarn, was zur Zeit der Union die Protestanten Deutschlands gethan: sie bildeten einen Bund zur Vertheidigung der Freiheit und des Glaubens, an die Spitze desselben trat 1667 der Palatinus Ungarns, Graf Weßeleny. Als der Wiener Hof nach dem Tode dieses Mannes über

Constantinopel Wind von den Umtrieben erhielt — denn die mißvergnügten Ungarn hatten sich um Hülfe an die hohe Pforte gewendet — blieb die Palatinwürde unbesetzt, und man bedrückte die Verschworenen noch entschlossener als früher. Nun verbanden sich letztere mit dem Fürsten Michael Apafy von Siebenbürgen und griffen zu den Waffen. Dies hatte der Hof gewollt, Apafy wurde besiegt und genöthigt, deutsche Söldner in seine Festungen aufzunehmen. Ueber die verschworenen Ungarn brach ein Gewitter los, vier endeten auf dem Blutgerüste, andere entflohen, oder erkauften Schonung mit hohen Summen, die dem Kaiser gebliebene Hälfte des Königreichs wurde als erobertes Land behandelt, der Statthalter Leopolds, Deutschmeister von Ambringen, ließ noch viele Andere hinrichten, verbannte Verdächtige, zog protestantische Kirchen ein, verurtheilte mit einem Schlage 250 protestantische Prediger, die sich weigerten, katholisch zu werden, zu den Galeeren. Unaufhörlich trieb der französische Gesandte in Wien, Grattonville, zu strengen Maßregeln an, hinterdrein theilte er dann den Mißvergnügten Ungarns die gefaßten Beschlüsse mit und reizte sie zur Empörung auf, indem er ihnen französische oder türkische Hülfe verhieß. Nun rief der lutherische Edelmann Emmerich Tökely die Ungarn zu den Waffen und ein neuer sehr gefährlicher Aufstand brach aus. Ambringen verdoppelte seine Strenge. Gleichwohl dauerte die Empörung fort, und Tökely erhielt auf Betreiben des französischen Hofs aus Polen 6000 Reiter, von Seiten der Pforte 12,000 Tartaren als Hülfsvölker.

Endlich erkannte man zu Wien, daß von einem aufs Aeußerste getriebenen Volke Alles zu fürchten sei, der Hof lenkte ein, und gelobte auf dem Oedenburger Reichstage im Sommer 1681 Herstellung der urkundlichen Landesverfassung, Vergessenheit für alles Vorgegangene und freie Religionsübung für die protestantischen Sekten. Dies geschah zur nemlichen Zeit, da die Franzosen Straßburg wegnahmen. Viele Ungarn kehrten zum Gehorsam zurück und es schien, als würde der Kaiser freie Hände gegen die Franzosen bekommen.

Aber seitdem boten Tököly, der sich nach Constantinopel gewendet hatte, und der französische Gesandte an der hohen Pforte Allem auf, um die Türken zum Kriege wider Oesterreich aufzureizen. Sie drangen durch. Sultan Mahommed IV. kündigte den nach dem kaiserlichen Siege bei Gotthard abgeschlossenen 20jährigen Waffenstillstand auf und ein Heer von mehr als 200,000 Barbaren wälzte sich 1683 unter dem Großvezier Kara Mustapha verheerend die Donau herauf bis vor Wiens Mauern.

Nie, auch nicht im 30jährigen Kriege, noch zu den Zeiten Ludwigs des Kindes, da die wilden Ungarn zuerst Germanien überflutheten, hatte sich das Reich in so furchtbarer Bedrängniß befunden, von der einen Seite drohte eine Sturmfluth von Türken, von der andern warf Ludwig XIV., das eigentliche Triebrad der Türkennoth, sein eisernes Netz über Germanien aus. Der Kaiser besaß ein Heer von kaum 32,000 Mann, das unter den Befehlen des trefflichen Feldherrn Herzogs Carl von Lothringen stand. Weil die

deutschen Reichsfürsten fürchteten, daß nach Oesterreichs Fall das Gewitter auch über sie losbrechen dürfte, leisteten sie diesmal eifriger und schneller als sonst Hülfe. Der Kurfürst von Sachsen, die Herzoge von Württemberg, Eisenach-Weißenfels, Sachsen-Lauenburg, Braunschweig-Lüneburg, Holstein, Pfalzneuburg führten Schaaren herbei. Ziemlich viel Mühe kostete es den Kaiser, den bayrischen Kurfürsten zu gewinnen. Maximilian Emanuel, der 1679 seinem Vater Ferdinand Maria in der Kurwürde gefolgt war, schwankte hin und her, ob er für Oesterreich oder für Ludwig XIV. Parthei ergreifen solle, denn der französische König hatte ihn mit Leuten zu umgeben gewußt, die ihn unaufhörlich reizten, sich von seinen Pflichten gegen das Reich loszusagen. Schon war damals der Gedanke thätig, der nachher im spanischen Erbfolgekrieg hervortrat. Um Bayerns Hülfe in der drohenden Türkengefahr zu erlangen, wallfahrtete der Kaiser 1682 nach Altötting zum weltberühmten Gnadenbilde der Mutter Gottes. Wie es sich gebührte, eilte der junge Kurfürst, zu dessen Gebiete Altötting gehörte, herbei, um das Oberhaupt des Reichs zu bewillkommnen. Die ungewöhnliche Freundlichkeit, welche ihm Leopold erwies, zeigte, daß es dem Kaiser ebenso um den Kurfürsten, als um das Gnadenbild bei dieser Wallfahrt zu thun war. Er schenkte ihm ein kostbares Schwert mit diamantenem Griff und sprach die Hoffnung aus, ihn noch als Gemahl seiner Tochter Maria Antonia umarmen zu können. Diese Verheißung, welche 1688 ins Werk gesetzt ward, hatte die beabsichtigte Wirkung. Max

Emanuel trat auf die österreichische Seite, er führte nachher 7800 Mann zu Fuß und 3500 zu Roß vor Wien, lauter tapfere Knechte, welche mit ihrem Kurfürsten den rühmlichsten Antheil an den folgenden Kämpfen gegen die Türken nahmen. Auch den Polenkönig Johann Sobieski gewann der Kaiser. Vermöge eines Schutz- und Trutzbündnisses, das Sobieski unter dem 31. März 1683 mit dem Wiener Hofe schloß, machte er sich verbindlich, 40,000 Mann bereit zu halten; doch brachte er nur 18,000 zusammen. Der damalige Pabst Innocenz XI. sandte, den treulosen Rath des Pariser Cabinets verschmähend, bedeutende Geldsummen. Ich muß noch zweier Männer erwähnen, die für den Kaiser fochten, und von denen jeder ein Heer aufwog. Aus einer Seitenlinie des savoyischen Hauses wurde den 18. Oktober 1663 zu Paris Franz Eugen geboren. Sein Vater Eugen Moriz war General-Oberst der Schweizer in französischem Dienste und Statthalter der Champagne. Als der jüngste von vier Brüdern, hatte man Eugen für die Kirche bestimmt, aber er fühlte keine Lust zu diesem Berufe, sondern wünschte sein Glück als Soldat zu versuchen. Mehrmals wendete er sich deshalb an König Ludwig XIV., wurde jedoch stets abgewiesen. Eugen hatte von Jugend an die Gewohnheit, stets sein Haupt aufrecht zu tragen und mit seinen klugen und feurigen Augen Jedermann, selbst dem Könige, fest ins Angesicht zu sehen. Dies verdroß den Stolz Ludwigs XIV., er äußerte einmal, das Gesicht des kleinen Abbé sei ihm widerwärtig. Da ihm nemlich in seinem siebenten Lebens-

jahre die Abteien Casa Nova in Italien und St. Michel de Cluse ertheilt worden waren, nannte man ihn gewöhnlich am Versailler Hofe den kleinen Abbé. Seine Gestalt war eher klein als mittelmäßig, doch der Körper wohlgebaut. Als Eugen noch einen letzten Versuch machte, eine Anstellung im Heere vom Könige zu erhalten, gab ihm Ludwig eine höhnische und kränkende Antwort, er habe das Maß nicht zum Soldaten. Nun verließ der damals 20jährige Prinz den französischen Boden, auf dem er geboren, um, laut dem eigenen Ausdruck in seinen Schriften, ein gutes Land und einen guten Fürsten zu suchen. Er erschien im kaiserlichen Lager zu der Zeit, als die Türken heranrückten. Sein Bruder Julius Ludwig, führte als Obrister ein Dragonerregiment; weil es damals gerade keine offene Stelle für ihn gab, diente Eugen als Freiwilliger.

Der zweite Mann, auf den ich oben hinwies, ist der Prinz Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, beim Volke hier zu Land bekannt unter dem Namen des Türken-Louis. Er wurde geboren den 8. April 1655 zu Paris, sein Vater war der Markgraf Ferdinand Maximilian von Baden-Baden, seine Mutter, Louise Christine, eine geborene Carignan und nahe Verwandte Eugens. Nachdem sein Vater durch einen unglücklichen Zufall — das Losgehen eines Jagdgewehres — geendet hatte, wollte die Mutter, eine vergnügungssüchtige Frau, Paris nicht verlassen und auch ihren Sohn zum Franzosen erziehen. Allein der Großvater fand Mittel, das damals kaum dreimonatliche Kind der Mutter heimlich weg-

zunehmen und in die Markgrafschaft zu befördern. Prinz Ludwig trug die ersten Waffen unter Montecuculi; er vertheidigte im Jahre 1677 die Stadt Freiburg gegen die Franzosen, welche sie belagerten, und hätte der Befehlshaber seinem Rathe gefolgt, so wäre wohl die Festung nicht gefallen. Schwer bedroht durch die Breisacher Reunionskammer Ludwigs XIV., faßte er tiefen Groll gegen die Franzosen, welchen er durch sein ganzes Leben bethätigt hat. Auf die Nachricht vom Anzuge der Türken eilte er nach Wien; seitdem beginnt sein Ruhm in weiteren Kreisen sich auszubreiten.

Als die 200,000 Türken unter dem Großvezier Kara Mustapha heranzogen, hielt der kaiserliche Oberfeldherr, Herzog Carl von Lothringen, eine Musterung seines Volks auf der Ebene vor Preßburg. Nur 22,000 Mann zu Fuß und 11,000 zu Roß betrug das Heer. Die zeitgenössischen Quellen melden, daß unter den Kürassieren sich ein Deutsch-Böhme Namens Christoph Ill befand, der hundert und neun Jahre zählte. Ueber 80 Jahre hatte er schon römischen Kaisern gedient, und war 1631 auf dem Gefilde von Breitenfeld, wo Gustav Adolf Tilly schlug, durch einen Schuß in die Seite verwundet worden, der ihm beim Aufsteigen auf das Pferd Beschwerlichkeit machte, saß er aber einmal fest, so bot er einem jungen Reiter trotz. Der Kaiser hatte ihm einen Ruhegehalt angeboten, aber der alte Knabe schwang sich noch einmal zu Pferd, um gegen den Türken zu fechten.

Prinz Carl von Lothringen zog sich, der Uebermacht

weichend, nach Wien zurück, und bezog den 12. Juli 1683 ein Lager auf einer Donauinsel. Gränzenlose Bestürzung herrschte in der Stadt, der Kaiser, der Hof, wer irgend Geld auftreiben konnte, flüchtete die Donau hinauf nach Linz, später bis nach Passau. Rüdiger, Graf von Stahremberg, wurde vom Kriegsrath zum Befehlshaber der Stadt ernannt, sogleich rief er die ganze Einwohnerschaft zur Schanzarbeit. Wer Kräfte besaß, mußte ohne Rücksicht auf Stand oder Geschlecht an Befestigung arbeiten. Den 14. Juli 1682 traf der Großvezier mit seinem ungeheuren Heere vor Wien ein, nun vermehrte Carl von Lothringen die Besatzung der Stadt, welcher die schwere Aufgabe zufiel, die Wogen des Türkensturms zu brechen, bis auf 10,000 Mann und zog sich nach Mähren zurück, um dort die Ankunft der Verbündeten des Kaisers, des Polenkönigs und der deutschen Reichsfürsten, abzuwarten. Denn ohne sie wollte und durfte er keine Schlacht wagen. Indessen unternahm der Großvezier einen Sturm um den andern auf Wien, wobei es jedoch ein Glück war, daß er nie die ganze Masse oder auch sehr Viele zum Angriff beorderte, denn geizig, wie er war, beabsichtigte er die Stadt ohne Plünderung zu nehmen, was nicht gelungen sein würde, wenn das ganze Heer sich auf die Stadt gestürzt hätte. Alle Angriffe wurden jedoch mit großer Tapferkeit von der Besatzung, wie von der Bürgerschaft, welche, in fünf Abtheilungen geordnet, Dienste that, zurückgeschlagen. Während der ganzen Belagerung, die zwei Monate dauerte, rief keine Glocke mehr zum Gottesdienst,

sondern nur zur Vertheidigung. So oft die große Glocke auf dem St. Stephansdome gezogen ward, war es ein Zeichen, daß der Feind anrücke und daß Soldaten und Bürger auf ihre Posten zu eilen hätten. Die Belagerer ließen fast täglich Minen springen, aber immer wußte Stahremberg ihre Absichten zu vereiteln. Den 10. September hatte theils durch das Schwert der Feinde, theils durch Krankheiten, theils durch Hunger die Noth in der Stadt eine bedenkliche Höhe erreicht. Wien konnte sich im günstigsten Falle nur noch einige Tage halten. Stahremberg ließ von der Spitze des Stephansthurms eine Garbe Raketen als verabredetes Zeichen größter Gefahr auffliegen. Zur unbeschreiblichen Freude der Belagerten antworten hunderte von Raketen, die von der Spitze des Kalenbergs sich in die Lüfte erhoben, daß Hülfe nahe.

Carl von Lothringen hatte im Rücken der Türken Preßburg von einer Belagerung befreit, Tökely's Heer geschlagen, dann die deutschen Reichsfürsten Ende August bei Krems und zuletzt 18,000 Mann Polen, die unter Sobieski herbeieilten, an sich gezogen. Das christliche Heer betrug nahe an 100,000 Mann, ging auf einer Schiffbrücke bei Tuln über die Donau und rückte nun über die von den Türken nicht besetzten Berge vor Wien. Sonntags den 12. September 1683, morgens frühe bei klarem heiterem Wetter, stiegen die vereinigten Schaaren die Höhen des Kalenbergs herab, die Schlacht begann Mittags 2 Uhr und endigte Abends mit einer fürchterlichen Niederlage der Türken, welche

10,000 Tode auf der Walstatt und ungeheure Schätze zurückließen. Wie einen Engel in der Noth empfing das Wiener Volk den Polenkönig, dem die Ehre des Tags zugeschrieben ward, obgleich Alle ihre Schuldigkeit gethan hatten. In den nächsten Wochen verfolgte Sobieski im Verein mit dem kaiserlichen Heere den Großvezier, welcher von Wien bis Raab geflohen war. Weil er sich ohne das Nachrücken des deutschen Fußvolks abzuwarten, mit seiner Reiterei zu weit vorwagte, erlitt Sobieski bei Parkany eine Schlappe. Zwei Tage später, den 7. Oktober, wurde von Sobieski und Carl dem Lothringer der Kampf mit glücklichstem Erfolg erneuert. Die Türken verloren gegen 9000 Mann an Todten und Gefangenen. Parkany fiel, ebenso den 25. Oktober die Hauptfestung Gran, welche in früheren Zeiten Erzherzog Matthias an der Spitze von 50,000 Mann vergeblich belagert hatte. Der Polenkönig kehrte jetzt in die Heimath zurück, aber Carl von Lothringen und der bayrische Kurfürst setzten in den nächsten Jahren den so glücklich begonnenen Türkenkrieg fort. Zum Danke für die im Jahre 1683 bewiesene Tüchtigkeit war der kleine Abbé Eugen unter dem 12. Dezember des genannten Jahrs zum Obersten des Kufsteinischen Dragonerregiments ernannt worden. Im Sommer 1684 nahmen die Kaiserlichen Wissegrad und Waitzen. Aber die Belagerung der Hauptstadt des türkischen Antheils von Ungarn, nemlich Ofens, mißlang, mit einem Verluste von fast 20,000 Mann mußten die Belagerer nach mehrmonatlicher vergeblicher Arbeit abziehen. Im Jahre 1685

wurde Neuhäusel erstürmt, den 2. September 1686 fiel Ofen, nachdem es hundert fünf und vierzig Jahre lang unter türkischer Herrschaft gestanden und während dieses langen Zeitraums sechsmal vergeblich belagert worden war, trotz dem heldenmüthigsten Widerstand der Türken und unter fürchterlichem Morden. Carl von Lothringen, der bayrische Kurfürst Max Emanuel, dessen Schaaren Wunder der Tapferkeit verrichtet, und Prinz Ludwig von Baden theilten sich in die Ehre des Tags. Noch glücklicher war für die kaiserlichen Waffen das Jahr 1687, die Türken erlitten eine tödtliche Niederlage bei Mohacs, auf demselben Gefilde, wo vor 161 Jahren der unglückliche Ungarnkönig Ludwig, Krone und Leben, Ungarn aber seine Unabhängigkeit verlor. Im Dezember 1687 nahmen die Kaiserlichen durch Hunger Erlau, die Herrschaft der Türken über Ungarn war ihrem Ende nahe. In Constantinopel gährte wegen dieser wiederholten Schlappen des Unglücks wüthende Erbitterung, welche nicht eher ruhte, bis Sultan Mahomed vom Throne gestürzt und durch seinen Bruder Soliman III. ersetzt ward. Im Oktober 1687 rief der Wiener Hof unter dem Eindruck dieser Siege einen ungarischen Reichstag nach Preßburg, wo zwei wichtige Veränderungen der Landesverfassung vorgeschlagen und auch durchgesetzt wurden. Die Stände mußten auf das bisher geübte Recht des Widerstands gegen Könige, welche die Verfassung verletzt hatten, sowie auf die Wahlfreiheit verzichten. Die Krone sollte hinfort sich im habsburgisch-deutschen Mannstamme vererben, nach dem Aussterben des letz-

tern auf die spanische Linie übergehen, und erst wenn beide Häuser erloschen wären, möge der ungarische Landtag wieder von seinem Wahlrecht Gebrauch machen. Diese Maßregel war nicht bloß durch das Wohl Oesterreichs geboten, sondern auch für Ungarn selbst ersprießlich, denn in den letzten Jahren hatten stets Ehrgeizige das Widerstandsrecht mißbraucht, um unter dem Vorwande, der Kaiserhof habe die Verfassung verletzt, Partheiungen anzustiften. Aber hart waren die Mittel, welche der Hof anwandte, um die vorausgesehene Weigerung der Ungarn niederzuschlagen. Mit geheimen Aufträgen von den kaiserlichen Ministern ausgerüstet, hatte der italienische General Caraffa eine Masse vornehmer Ungarn ohne allen Rechtsgrund in eine Anklage auf Hochverrath verwickelt und zu Eperies ein Blutgericht niedergesetzt, welches auf grausame Weise viele Vornehme, bloß weil sie für eifrige Vertheidiger der Landesfreiheiten galten, auch dabei Protestanten und reich waren, zum Tod verurtheilte und das Vermögen der Hingerichteten einzog. Hauptsächlich um der Fortsetzung dieser Greuel zu entgehen, bewilligten die Stände zu Preßburg Alles, was der Hof begehrte.

Eine Krankheit hatte im Frühling 1688 den Herzog Carl von Lothringen aufs Lager geworfen. Statt seiner übernahm der bairische Kurfürst, seit Kurzem des Kaisers Eidam, den Oberbefehl, unter ihm diente Prinz Ludwig von Baden und Eugen, der indeß zu Belohnung seiner Tapferkeit zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt worden war. Im

August 1688 griff Max Emanuel die Stadt Belgrad an, von wo aus die Türken vor anderthalb Jahrhunderten Ungarn erobert hatten. Den 6. September 1688 ward sie erstürmt, zu gleicher Zeit machte Ludwig von Baden glänzende Fortschritte in türkisch Bosnien. Schläfriger wurde im folgende Jahre, 1689, der Krieg auf der Türkengränze geführt, weil der Kaiser wegen des gegen die Franzosen eben ausgebrochenen Kampfes, von dem unten die Rede sein wird, einen großen Theil seiner Streitkräfte unter dem Herzog Carl und Eugen an den Rhein oder nach Italien entsenden mußte. Carl von Lothringen, der Sieger von Mohacs, starb den 18. April 1690.

Im Jahre 1690 wirkten die Vortheile, welche die Franzosen am Rhein errangen, stark auf den Türkenkrieg zurück. Von den Gesandten Ludwigs XIV. aufgehetzt, machten die Türken große Anstrengungen und eroberten Belgrad wieder. Im folgenden Jahre — 1691 — führte der neue Großvezier Köprili Mustapha, ein sehr fähiges Haupt, 100,000 Mann ins Feld. Prinz Ludwig von Baden, dessen Heer nur 60,000 Streiter zählte, gerieth in die schwierigste Lage, sogar in Gefahr abgeschnitten und gefangen zu werden; da griff er den Großvezier bei Salankamen an, entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Es war die hartnäckigste und blutigste Schlacht des ganzen Kriegs. Ludwig von Baden errang den Sieg Abends, den 9. August 1691, aber freilich mit entsetzlichem Verlust, 8 deutsche Regimenter bedeckten den Wahlplatz. Der Krieg erlahmte nun abermals, da Prinz

Ludwig 1692 gleichfalls an den Rhein beordert ward. Nach der Schlacht von Salankamen hatte der Kaiser den Türken Frieden angeboten, aber diese ihn auf den Grund hin abgewiesen, weil sie mit dem französischen Könige im Bunde ständen und ihn nicht verlassen dürften. Seitdem befehligte der Kurfürst von Sachsen das kaiserliche Heer in Ungarn ohne Glück.

Im Jahre 1697 dagegen konnte der Kaiser den Prinzen Eugen wieder nach Ungarn senden. Und alsbald that derselbe die veränderte Leitung des Kriegs der Welt durch einen glänzenden Sieg kund. Sultan Mustapha II., der 1695 nach dem Tode Achmets II. den Thron bestiegen hatte, rückte selbst mit mehr als hunderttausend Mann ins Feld, um durch persönliche Anwesenheit gut zu machen, was in früheren Jahren durch die Unfähigkeit der Veziere verdorben worden zu sein schien. Eugen hatte nur 50,000 Mann unter seinem Befehle, aber er war jetzt kommandirender General. Von Belgrad aus rückte der Sultan in Ungarn ein, entschlossen, die Festung Peterwardein zu belagern. Eugen zog hinter den Türken her, auf einen günstigen Anlaß zum Angriff harrend. Bei Zenta schlug der Sultan, den 10. September 1697, eine Brücke über die Theiß, ging mit der Reiterei und einem Theil des Geschützes, sowie des Trosses hinüber und befahl dem Großvezier Elmas Mohammed, das Fußvolk so schnell als möglich nachzuführen. Während so die Macht der Türken durch die Theiß in zwei Hälften geschieden war, griff Eugen am 12. September 1697, dem

Jahrestage der glorreichen Befreiung Wiens, das diesseits des Flusses unter dem Großvezier stehende Fußvolk mit aller Macht an. Als eben seine Schaaren gegen die von den Türken in der Eile aufgeworfenen Verschanzungen vorrückten, erschien mit verhängten Zügeln ein Eilbote aus Wien, mit einem Befehle des Hofkriegsraths, welcher dem Feldmarschall verbot, irgend eine Schlacht zu wagen. Durch seine Freunde in Wien scheint Eugen von dieser Maßregel Wind erhalten zu haben, welche Neid seinen geheimen Gegnern in jenem hohen Collegium eingegeben hatte. Eugen schnell entschlossen, that Etwas, was ihm, wenn die bevorstehende Schlacht unglücklich ausfiel, den Kopf kosten konnte, er beschloß die Depesche erst nach dem Kampfe zu erbrechen. Der Erfolg rechtfertigte die kühne That des Feldmarschalls. Innerhalb zwei Stunden ward das ganze türkische Fußvolk vernichtet. Zwanzigtausend todte Türken bedeckten die Wahlstatt, über 10,000 ersoffen beim Versuch, sich schwimmend aufs jenseitige Ufer zu retten, in der Theiß, denn die Kaiserlichen hatten sich gleich zu Anfang der Schlacht des diesseitigen Zugangs zur Brücke bemächtigt, — gegen 6000 wurden gefangen. Der Sultan, welcher vom jenseitigen Ufer aus, ohne helfen zu können, das Unglück der Seinigen mitansah, ward von Entsetzen ergriffen und floh Abends mit der Reiterei nach Temeswar. Am andern Tage rückte Eugen mit dem siegreichen Heere über die indeß wiederhergestellte Brücke in das jenseitige Lager, wo eine unermeßliche Beute gemacht ward. Das ganze Geschütz, 72 Ka-

nonen diesseits, 160 jenseits des Flusses, das ganze Gepäck, 9000 Wagen, 7000 Pferde, 6000 beladene Kameele, 15,000 Ochsen, unermeßliche Vorräthe an Munition und Lebensmitteln, alle Gezelte, darunter das des Sultans, dessen Privatkasse mit 40,000 Gulden, sein mit 8 Pferden bespannter Reisewagen, acht Frauen seines Harems, die Kriegskasse mit mehr als 3 Millionen Gulden, das Reichssiegel, waren die Trophäen des Tags.

Im Spätherbste kam Eugen nach Wien, mit lebhaftem Jubel von der ganzen Bevölkerung empfangen. Aber seine Feinde im Hofkriegsrath, Graf Auersberg, Markgraf Hermann von Baden und der Italiener Caprara, — Eugen nannte sie mit Anspielung auf die Anfangsbuchstaben ihrer Namen das böse A B C — lagen voll Neid über des Feldmarschalls wachsenden Ruhm dem Kaiser in den Ohren, daß er dem Prinzen als einem Verächter der Befehle des Kriegsministeriums den Prozeß machen solle; und Leopold scheint Anfangs diesen schlimmen Einflüsterungen mehr als billig Rechnung getragen zu haben. Nun gerieth aber die Bürgerschaft Wiens in Aufregung, schickte Abgeordnete an Eugen und benahm sich so, daß die Absicht durchblickte, im Nothfalle Gewalt zu brauchen, wenn der Hof dem Retter des Reichs ein Haar krümmen würde. Dies wirkte. Leopold empfing den Feldherrn gnädig und übertrug ihm auch für das folgende Jahr 1698 den Oberbefehl im ungarischen Kriege. Doch geschah nichts Wichtiges mehr. Beide Theile beobachteten sich, durch die bisherigen Kämpfe erschöpft, und

von den Franzosen, die, wie ich unten zeigen werde, schon 1697 zu Ryswik mit dem Kaiser sich vertragen hatten, im Stiche gelassen, sehnten sich die Türken nach Frieden. Dieser Friede wurde im Januar 1699 zu Carlowitz, einem kleinen Städtchen, unweit Peterwardein, abgeschlossen. Oesterreich erhielt dadurch den ruhigen Besitz Siebenbürgens, ganz Ungarn mit Ausnahme Temeswars und des Bezirks zwischen Theiß, Marosch und der Donau, weiter Slavonien oder die Militärgränze, ausgenommen einen kleinen Strich um Belgrad. Ueberdies verpflichtete sich die Pforte, die Mißvergnügten in Ungarn nicht mehr zu unterstützen. Oesterreich errang durch diesen Frieden sehr große Vortheile: die kaiserlichen Staaten waren abgerundet, Ungarn für immer gewonnen, ein Erfolg, der zugleich sehr wohlthätig auf das deutsche Reich zurückwirkte. Nie wird der Lorbeer der großen Feldherrn, des Prinzen Eugen von Savoyen, des Markgrafen Ludwig von Baden, des Herzogs Carl von Lothringen, noch des Heeres verwelken, durch deren Tapferkeit Ungarn dem Halbmond entrissen worden ist. Schwer war der Kampf, denn die Türken behaupteten damals noch alle ihre Tugenden: Muth, Ausdauer und Gehorsam, und der Krieg wurde von beiden Seiten mit größter Hartnäckigkeit geführt.

Neuntes Kapitel.

Der Krieg am Rhein.

Ich muß jetzt zeigen, was indeß während der ungarischen Feldzüge am Rheine vorgegangen war. Ermuthigt durch die Nachricht, daß die Türken dem Kaiser 1682 den Frieden aufgekündigt hätten und sich zum Einfalle in Oesterreich rüsteten, fuhr Ludwig mit den Reunionen fort. Von Linz aus, wohin er sich beim Anmarsche Kara Mustapha's geflüchtet, schickte Kaiser Leopold an den französischen Gesandten beim Regensburger Reichstage eine Botschaft des Inhalts, der König von Frankreich möchte doch dem Reiche einen Waffenstillstand gewähren, damit man die gesammte Macht gegen den Türken wenden könne. Der Gesandte gab zur Antwort, wenn seinem Könige die bereits ruinirten Orte nebst Straßburg gelassen würden, so werde er einen 30jährigen Waffenstillstand bewilligen, doch solle dies Anerbieten nur dann gelten, wenn bis zum Ablaufe des nächsten Monats August 1683 eine zustimmende Antwort erfolge. Der französische Hof wußte recht gut, daß bei der fehlerhaften Reichsverfassung und bei der Nothwendigkeit, erst alle privilegirten Stände Germaniens zu befragen, die Antwort nicht so schnell erfolgen könne. In der That dauerte es ein ganzes Jahr, bis alle Vollmachten eingelaufen waren. Rücksichtslos benützte der Franzose diese Langsamkeit zu seinem Vortheile. Noch im August 1683 schickte Ludwig XIV. drei Heeresabtheilungen gegen die spanischen Niederlande. Die

Nachricht vom Siege des christlichen Heeres über die Türken vor Wien, welche sonst ganz Europa mit Jubel vernahm, erregte nur am Versailler Hof keinen Wiederklang. Aus Aerger soll sich Ludwig XIV. drei Tage lang eingeschlossen haben. Einige Monate später rückten die Franzosen vor Luxemburg, um mit Einnahme dieser Festung den Reunionen den Kranz aufzusetzen. Die Stadt fiel im Juni 1684. Neun Tage später wurde von ihnen Trier eingenommen und seiner Werke beraubt. Jetzt erst gedieh der Waffenstillstand zur Reife. Gegen die Bedingung eines 20jährigen Friedens und freier Religionsübung in den reunirten Plätzen, erhielt Ludwig XIV. vom deutschen Reiche alle bis zum 1. August 1681 eroberten Orte, überdies die Kehler-Schanze und die Stadt Straßburg. Dieser Vertrag wurde den 9. September 1684 ausgewechselt. Einige Tage später mußte die Krone Spanien Luxemburg sammt mehreren andern Plätzen an Frankreich abtreten, auch derselben Macht alle bis zum 20. August 1683 reunirten Orte überlassen. Man sieht, Spanien kam noch schlechter weg, als das deutsche Reich, ein kläglicher Trost für unsere Nationalehre.

Ludwig band sich jedoch keinen Augenblick an den Vertrag, er fuhr mit den Reunionen fort, zog in deutschem Gebiet gelegene Güter des Straßburger Domkapitels, der Freiburger Universität an sich. Ein Todesfall, der im Frühling 1685 erfolgte, gab ihm erwünschten Anlaß zu neuen Räubereien. Im Mai 1685 starb der Kurfürst Carl von der Pfalz kinderlos. Seine Schwester Elisabethe Charlotte

war im Jahre 1671 an den französischen Herzog Philipp von Orleans, den Bruder Ludwigs XIV., verheirathet worden, in welcher Ehe sie den so berüchtigten Herzog Philipp von Orleans, nachmaligen Regenten während der Vormundschaft Ludwigs XV. und Großvater des im Februar 1848 verjagten Königs Louis Philipp, gebar. Im Namen dieser seiner Schwägerin machte Ludwig XIV. Anspruch auf die Mobiliarverlassenschaft des verstorbenen Kurfürsten und zwar in einer Ausdehnung, welche allem Recht und Herkommen Hohn sprach. Er verlangte, seines Bruders Gemahlin solle berechtigt sein, die Einkünfte der hinterlassenen Länder Carls von der Pfalz zu genießen, bis der Nachfolger, Pfalzgraf Philipp Wilhelm von der Neuburger Linie, urkundlich dargethan haben werde, auf welche Weise das Pfälzische Haus jedes Stück als Mannslehen erworben habe; diejenigen Orte, von welchen ein solcher Beweis nicht geführt werden mochte, hätte dann der ehrliche Schwager Elisabethens Charlottens als Weiberlehen für sie, d. h. für die Krone Frankreich in Anspruch genommen. Durch dieses schamlose Verfahren wurden die deutschen Reichsfürsten, welche bisher den Reunionen oder der Vergewaltigung der Städte und der Ritterschaft ruhig zugeschaut hatten, aufgeschreckt, denn wenn Ludwig XIV. auf solche Weise ungestraft mit einem Kurfürsten umgehen durfte, war kein fürstlicher Besitz mehr sicher.

Im Juni 1686 brachte der Kaiser zu Augsburg den sogenannten großen Bund gegen Frankreich zu Stande, welchem außer dem Hause Oesterreich die Krone Spanien,

Schweden für seine deutschen Besitzungen, Kurfürst Max Emanuel von Bayern, das ganze Haus Sachsen, die diesseits des Rheins gelegenen Oberrheinischen Stände sammt den Westerwaldischen beitraten. Bemerken Sie, meine Herren, welche Zerrüttung des deutschen Wesens es beweist, daß ein Krieg gegen Frankreich nicht mehr vom Reichstage, dem natürlichen Vertreter Germaniens, sondern von einer besondern Association beschlossen wird. Auch für gute rechtmäßige Zwecke gibt es jetzt kein gemeinsames Handeln mehr, sondern Partheiung muß helfen, und der Kaiser selbst ist es, der durch die Noth gedrängt zu diesem gefährlichen Mittel greift. Die Ursache war, weil viele Stände, selbst solche, welche, wie Brandenburg, die Maske des Patriotismus vornahmen, entweder auf das Unglück des Reichs spekulirten, oder da die Gefahr sie zunächst nicht traf, keinen Arm noch Fuß rühren wollten. Seit 1664 war Regensburg zum Sitz eines permanenten Reichstags geworden, auf welchem die Fürsten jedoch nicht mehr in eigener Person erschienen, sondern sich durch Gesandte vertreten ließen. Diese Aenderung rührte daher, weil die höchst verschiedenen Interessen der Stände, ihre heillosen Händel und Eifersüchteleien, ihre Chikanen, Geschäfte ohne Ende erzeugten. Hören Sie nun, mit was die Herren Gesandten auf dem Regensburger Reichstage sich zu der Zeit beschäftigten, da Ludwig XIV. unter dem Namen Reunionen das Reich plünderte und unsere Nationalehre beschimpfte: Sie führten einen Jahre lang fortgesetzten wüthenden Streit über Etikette, dessen Anlaß

gewisse Vorrechte waren, welche die Kurfürsten über die andern Stände begehrten. Die kurfürstlichen Gesandten verlangten erstlich, daß die bloß fürstlichen ihnen die Ehre des ersten Besuchs erweisen sollten. Nach langem Gezänk ward diese Forderung zugestanden. Zweitens verlangten die kurfürstlichen Geschäftsträger, bei feierlichen Gastmählern auf rothbekleideten Prachtstühlen zu sitzen, die fürstlichen und städtischen dagegen sollten nur grüne bekommen. Die kurfürstlichen wollten drittens ihre rothen Stühle auf den Teppich, auf dem der kaiserliche Botschafter unter dem Baldachine saß, gestellt wissen, die grünen Stühle der andern dagegen sollten auf dem nackten Boden des Saals ihren Platz erhalten. Die kurfürstlichen verlangten viertens: sie selbst sollten bei feierlichen Gastmählern von Edelknaben mit goldenen Messern und Gabeln, die andern dagegen von Livreedienern mit silbernen bedient werden. Ebendieselben verlangten endlich fünftens: am Maientage solle ihnen der Reichs-Profoß sechs, den andern dagegen nur vier Maien stecken. Diese fünf Punkte versetzten den Reichstag, die größern und kleineren Höfe Germaniens, die Rathstuben sämmtlicher Reichsstädte in unglaubliche Gährung. Endlich verglich man sich über zwei Punkte, über Farbe und Stellung der Stühle. Beschlossen ward, daß alle ohne Unterschied auf grünüberzogenen Stühlen sitzen sollten. In diesem Punkte waren also die Kurfürstlichen geschlagen. Aber der scharfsinnige Geist eines kurfürstlichen Gesandten wußte seine und seines Hofes Ehre zu retten. Beim ersten Mahle, da für alle

grüne Stühle gesetzt waren, ließ er seinen rothen Mantel über den grünen Stuhl fallen, damit er wenigstens scheinbar auf einem rothen sitze. Voll Selbstgefühl schrieb er nachher an seinen Hof, wie er hoffe, durch solche That die den Kurfürstlichen gebührenden Vorzüge gewahrt zu haben. Welch ein Patriot! Ueber den andern Punkt, nemlich über die Stellung der Stühle, wurde ein Mittelweg eingeschlagen. Man kam überein, daß die Stühle der fürstlichen Gesandten weder auf den Teppich noch auf den nackten Boden des Saales, sondern auf die Franzen des Teppichs gestellt werden sollten. In Betreff der übrigen drei Punkte dagegen blieben solche Zerwürfnisse, daß die fürstlichen Gesandten zuletzt, um sich und ihren Herren Nichts zu vergeben, mit den kurfürstlichen fast gar nicht mehr zusammenkamen. Umsonst schickte Kaiser Leopold, der für seine Person gleichfalls mehr als genug auf Etikette hielt und ein sehr förmlicher Herr war, Botschaften über Botschaften: die Gesandte möchten doch die edle Zeit zur Wohlfahrt des Reichs und nicht zu Lappalien verwenden. Diese Regensburger Zänkereien haben außer der lächerlichen auch ihre ernsthafte Seite: sie zeigen, daß gar kein Gemeingefühl mehr im deutschen Reichskörper herrschte, daß die höheren und mächtigern Stände auf Nichts als Uebervortheilung der niedern sannen: jene Händel enthalten den Keim des Gedankens, der im 19. Jahrhundert unter der Form der Mediatisationen zur Wirklichkeit geworden ist.

Der Brandenburger Kurfürst trat dem Augsburger Bunde

gar nicht bei. Er benützte vielmehr das Andringen der Franzosen, die Angst der Mitstände vor dem drohenden Verderben, die Besorgnisse des Kaisers, als Keil, um eine Vergrößerung seiner Hausmacht auf Kosten der kaiserlichen Erblande zu erpressen. Kraft einer alten Erbverbrüderung machte er Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau, welche der Kaiser 1675 als erledigte Lehen eingezogen hatte. Um ihn zu versöhnen, trat ihm Leopold den Schwiebuser Kreis mit völliger Landeshoheit ab, wogegen der Kurfürst auf jene Fürstenthümer förmlich verzichten mußte. Nun schloß der Brandenburger mit dem Kaiser unter dem 8. April 1686 einen Vertrag, kraft dessen er sich verbindlich machte, zu Vertheidigung der Pfalz und der Artikel des Nymweger Friedens eine bedeutende Heeresmacht zu stellen. Von dem Augsburger Bund dagegen wollte er nichts wissen, offenbar weil er nicht mehr als Mitglied des Reichs, sondern als selbständige Macht betrachtet zu sein begehrte.

Bald gab Ludwig XIV. dem Kaiser und Reich neuen Anlaß zu Klagen. Der hohe Cleriker Wilhelm von Fürstenberg hatte während des Franzosenkriegs, der dem Nymweger Frieden voranging, als Schildträger Ludwigs XIV. das Reich verrathen, so daß ihn der kaiserliche Hof in einer öffentlichen Schrift für einen knechtischen Anhänger der Krone Frankreich und einen Verräther des deutschen Reichs erklärte. Eben dieser Wilhelm war in Folge sehr kräftiger Verwendung Ludwigs XIV. 1682 zum Bischofe von Straßburg,

etliche Jahre später von der römischen Curie zum Cardinal ernannt worden, und jetzt boten die Franzosen Allem auf, ihn auf den Erzstuhl von Cöln zu erheben und folglich zum Kurfürsten des h. römischen Reichs zu machen. Vom Jahre 1583—1688, also 103 Jahre unausgesetzt fort, befand sich der Cölner Curstuhl im Besitze bayrischer Prinzen, denen man diese fette Pfründe fast als Erbgut hingab, um dadurch ihr Haus an die Kirche und das Reich zu fesseln. Zu der Zeit, von der ich rede, saß auf dem fraglichen Erzstuhle Maximilian Heinrich, Alberts VI., Herzogs in Bayern, Sohn, der von 1650—1688 regierte und dabei fast unausgesetzt seine Pflichten gegen das Reich verletzte. Denn seit seiner Erhebung stand er in offener oder geheimer Verbindung mit dem französischen Hof, sein wichtigster Rathgeber aber war jener Wilhelm von Fürstenberg, dessen ich eben erwähnte. Schon dem Tode nahe schlug er auf Betreiben Ludwigs XIV. im Januar 1688 dem Metropolitancapitel den Straßburger Cardinal Wilhelm von Fürstenberg als Weihbischof mit dem Recht der Nachfolge vor, und durch französisches Geld bestochen gaben von 24 Domcapitularen 18 dem Vorgeschlagenen ihre Stimme. Dieß war eine der gröbsten Beschimpfungen, die je dem Reiche widerfahren, denn wenn der Erbfeind an der Seine sich herausnahm, Kurfürsten, also Kaiserwähler zu zeugen, gab es kein Reich mehr. Der Kaiser und auch der Pabst erklärten die weihbischöfliche Wahl für null und nichtig, und als der alte Sünder Maximilian Heinrich den 3. Juni 1688 starb, wurde

durch eine Parthei im Domkapitel nicht Wilhelm von Fürstenberg, sondern der 17jährige Josef Clemens, Prinz von Bayern, Bruder des Kurfürsten Max Emanuel, zum Nachfolger gewählt und sofort von Kaiser und Pabst bestätigt. Als wäre Frankreich hiedurch das größte Unrecht geschehen, erklärte Ludwig XIV. dem Kaiser und Reiche den Krieg. Hauptgrund des Angriffs war jedoch Eifersucht über die großen Vortheile, welche das Kaiserhaus in Ungarn über die Türken erstritten hatte. Im Herbste 1688 fielen 50,000 Franzosen in die Rheinpfalz ein, andere rückten nach der Mosel und dem Niederrhein. Schnell wurden viele Städte und Festungen, Speier, Worms, Mainz, Heidelberg, Mannheim, Frankenthal, Heilbronn, Trier genommen. Damals geschah es, daß die Franzosen jene fürchterlichen Mordbrennereien begingen, welche ewig das Andenken des Kriegsministers Louvois und seines Herrn, des Königs Ludwig schänden werden. Ludwig XIV. hatte befohlen, die Pfalz in eine Wüste zu verwandeln, damit die deutschen Heere keine Lebensmittel mehr fänden, um Frankreich anzugreifen. Mit fürchterlicher Genauigkeit wurde dieser Befehl vollstreckt. Was nützte es, daß König Ludwig zwei Jahre nach der That im Juli 1691 vor versammelten Staatsräthen mit Entrüstung von den begangenen Barbareien sprach, und daß Louvois kurz darauf vor Schreck über die königl. Ungnade eines jähen Todes starb: die Hauptschuld trifft doch den König! Der kaiserliche General v. Thüngen, ein deutscher Edelmann von ächtem Schrot und Korn, ließ mehrere der

Mordbrenner, welche seine Truppen gefangen hatten, lebendig verbrennen. Selbst der Regensburger Reichstag faßte dießmal, doch erst im Frühjahr 1689, nachdem schon unzählige Orte von den Franzosen verheert und verbrannt waren, muthige Beschlüsse: keine französische Gesandten sollten mehr an deutschen Höfen geduldet, keine Franzosen, männlichen oder weiblichen Geschlechts, in Stifte, Klöster oder Privatdienste aufgenommen werden, alle Einfuhr französischer Waaren und Galanterien verboten sein. Der Kaiser erklärte überdieß, daß die Krone Frankreich nicht bloß als Feind des Reichs, sondern der ganzen Christenheit, ja nicht anders als der wahre Türke zu betrachten sei. Es würde mich zuweit führen, wollte ich den ganzen Krieg erzählen; nur so viel: wegen der Schwerfälligkeit der deutschen Reichsverfassung, wegen der Feigheit und auch des bösen Willens der Stände geschah nicht so viel, als hätte geschehen sollen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg erschienen zuerst mit ihren Truppen, im Jahre 1689 kam der Herzog Carl von Lothringen aus Ungarn, übernahm den Befehl, entriß den Franzosen Mainz und Bonn, starb aber im Frühling 1690. Bald traten noch der neue König von England Wilhelm III., zugleich Erbstatthalter der Niederlande, sowie die Krone Spanien und Savoyen dem Bunde gegen Frankreich bei, und der anfängliche Reichskrieg verwandelte sich in einen allgemeinen europäischen. Mitten hinein benützte Kaiser Leopold den erwachten Eifer der Reichsstände, um im Januar 1690 seinen Sohn, den damals 11jährigen

Josef I., zum römischen König wählen zu lassen, und dadurch den Franzosen die Einmischung in die nächste Kaiserwahl abzuschneiden. Das Kammergericht wurde 1689 aus dem zerstörten Speier, wo die Akten von den Franzosen geraubt worden, nach Wezlar verlegt. Doch konnten die dortigen Sitzungen aus Mangel an Räthen oder vielmehr aus Mangel an Besoldungen zu ihrem Unterhalte, erst 1693 eröffnet werden. Das Gewitter des Kriegs zog sich in den Niederlanden zusammen, wo mit wechselndem Glücke gekämpft und mehrere große Schlachten geliefert wurden. Prinz Ludwig von Baden erhielt, aus Ungarn zurückgerufen, 1693 den Oberbefehl am Rheine; da er aber schlecht unterstützt ward, konnte er nicht viel mehr thun, als daß er den Feind vom Vordringen in das Innere Deutschlands abhielt. Mehrere Jahre hindurch behauptete er die am Schwarzwalde hin gezogenen Linien, obgleich an Zahl seiner Streiter dem Feinde bei Weitem nicht gewachsen, mit großem Geschick. Schon zu Anfang des Kriegs herrschte in Frankreich Finanznoth, die durch die neunjährigen Kämpfe aufs Höchste gesteigert wurde. Der Versailler Hof brauchte den Kunstgriff, mit jeder der verbündeten Mächte einzeln zu unterhandeln, zuletzt stand Kaiser und Reich allein da. Nichts blieb Beiden übrig, als gleichfalls sich zu verständigen.

Zu Ryswik in Holland gegen Ende des Jahrs 1697 ward Friede geschlossen. Die Franzosen gaben außer Straßburg und dem Elsaß alle eroberten oder reunirten Orte zurück. Das Haus Lothringen, während des letzten Kriegs

aus dem Herzogthum gleichen Namens vertrieben, erhielt dasselbe wieder, das Churpfälzische Haus wurde hergestellt. Oesterreich bekam Freiburg, Breisach, Philippsburg zurück. Ludwig XIV. war insofern der überwundene Theil, als er nicht, was er seit 15 Jahren mit größter Anstrengung seiner Unterthanen an sich gerissen, behaupten konnte. Durch einen Kunstgriff brachten die Franzosen in den Friedensvertrag einen Artikel hinein, des Inhalts, daß in allen von ihnen zurückgegebenen Orten, in welchen bisher katholischer Gottesdienst eingeführt worden, derselbe fortdauern solle. Diese Bedingung sicherte in nicht weniger als 1900 Dörfern oder Städtchen, welche die Franzosen mit protestantischem Bekenntniß erobert, aber seitdem mit katholischem Gottesdienste versehen hatten, die Fortdauer dieser Aenderung. Ihre Absicht dabei war, Zwietracht unter den beiden Religionspartheien im Reiche zu säen. Doch wurde dieser schmähliche Zweck nicht vollständig erreicht. Die Zeit nahte heran, da man sich für theologische Fragen nicht mehr erhitzte.

Soviel über die Zustände unseres Vaterlands zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Sie sind, man muß es bekennen, trostlos. Kein inneres natürliches Band, sondern nur die Gewohnheit hält das Reich zusammen. Die mächtigeren Stände sinnen darauf, die schwächeren zu unterdrücken, das Volk ist verarmt, zum Dünger fürstlichen Wachsthums heruntergesunken, stumpf, muthlos, die Reichsstädte verlieren mehr und mehr ihren Handel, ihre Freiheit, und schweben in steter Gefahr, ein Opfer der Fürsten zu wer-

den. Der Adel sucht sein Glück an den Fürstenhöfen und wird dort in die herrschende Verderbniß eingeweiht, oder was noch schlimmer, er spielt als winzigster Nachahmer des Versailler Vorbilds auf seinen Dörfern und seinen Städtchen Ludwig XIV. in kleinster Miniatur-Ausgabe nach. Die Universitäten waren in den Händen von Pedanten, die nicht einmal in ihrer Muttersprache zu schreiben wußten, dabei herrschte die gröbste Barbarei, besonders in Bezug auf den sogenannten Pennalismus oder den Füchsendruck. Die deutsche Sprache war in einen Mischmasch von einheimischen, lateinischen, italienischen und besonders französischen Worten verwandelt, so daß man kaum ein deutsches Buch aus jener Zeit lesen kann. Und mit was vertröstete man die Nation für diesen allgemeinen Verfall? Damit, daß die Freiheit der Gewißen, der wahre Glaube gerettet sei! Nie sind die Schlagworte Freiheit und Wahrheit schmählicher mißbraucht worden. Schmeichelei hat übrigens schon damals das Geheimniß aufgedeckt. Der Kanzler Pfaff zu Tübingen hatte einen Religionsstreit angefangen, in dessen Verlaufe er zuletzt die Frage so stellte: welche unter den bestehenden christlichen Religionsweisen, die katholische, lutherische oder reformirte, ist die nützlichste für die Fürsten? Mit großem Scharfsinne bewies er, daß dieser Vorzug der lutherischen zukomme, und zog weiter den Schluß daraus, daß die Fürsten, wenn sie klug seien, überall das Lutherthum einführen sollten, er meinte nämlich, diese Art der Kirchenverfassung vereinige alle denkbare Gewalt in den Händen der Fürsten. Das

war stark aus der Schule geschwatzt! Diesem Servilismus der wortführenden Theologen gegenüber, geriethen einige der besten Köpfe unter unseren Gelehrten auf den Gedanken, daß, weil die kirchliche Spaltung Germaniens die erste Ursache unserer nationalen Erniedrigung sei, auf Wiedervereinigung hingearbeitet werden müsse. Leibniz und der Helmstädter Theologe Calixtus schrieben in diesem Sinne, aber sie wurden als Träumer verlacht, oder auch als Verräther der angeblich guten Sache verläumdet, und mußten auf Ausführung ihrer Ideen verzichten. Der gesunde Menschenverstand hatte sich noch nicht Bahn unter die Massen gebrochen, nur wenn ein allgemeiner Indifferentismus in Bezug auf Alles, was Glauben heißt, voranging, sollten, so schien es, solche Ideen Eingang finden können. Auf Ausbreitung eines solchen Indifferentismus arbeitete damals Alles hin.

Zehntes Kapitel.

Holland. England.

Wenden wir uns nach Holland. Dieses kleine Land hat seit dem Ende des 16. Seculums gezeigt, was bürgerliche Freiheit vermöge, hat mit seiner eigenen scheinbar so kleinen Kraft die Macht der stolzesten und reichsten Monarchie des 16. Jahrhunderts gebrochen, seine Selbstständigkeit errungen, den Welthandel an sich gerissen, in allen Erdtheilen Colonien angelegt und einen früher unbekannten Wohl-

stand gegründet. Holland wurde zugleich im 17. Jahrhundert der Mittelpunkt aller Bestrebungen, die wechselnde Uebermacht Frankreichs einzudämmen. Indeß trug die Verfassung der Republik einen Keim der Zwietracht und des Verderbens in ihrem Innern. Bei republikanischen Einrichtungen hatte sie erbliche Statthalter an den Prinzen von Nassau-Oranien, welche seit Ausbruch des Unabhängigkeitskampfes gegen Spanien dem Lande große Dienste geleistet hatten. Diese Elemente vertrugen sich nicht in die Länge, bald bildeten sich zwei mächtige Partheien: das Kriegsheer, der Pöbel an vielen Orten, die Beamten, ein großer Theil des reformirten Klerus, die Vertheidiger des strengen calvinistischen Lehrbegriffs, welche 1618 auf der Dortrechter Synode mit Hülfe der Oranier über ihre Gegner gesiegt hatten, waren für Ausdehnung der statthalterlichen Gewalt. Der Kaufmannsstand, die Flotte, fast die ganze gebildete Mittelklasse wünschte Abschaffung jener gefährlichen, zu den sonstigen republikanischen Formen nicht passende Würde. Nach Abschluß des westphälischen Friedens kam es zum Kampfe zwischen Beiden. Spanien hatte 1648 die Unabhängigkeit der Generalstaaten nach 80jährigem Kriege anerkannt. Die Staaten von einer übermäßigen, während des langen Kampfs aufgenommenen Schuldenmasse gedrückt, wünschten Einnahmen und Ausgaben in ein richtiges Verhältniß zu bringen, und beschlossen Abdankung des Heers, das bisher unter den Befehlen des Statthalters gestanden. Die Statthalterwürde bekleidete damals Wilhelm II., der 1647 seinem Vater

Friedrich Heinrich gefolgt war. Wilhelm wiedersetzte sich dem Beschlusse der Generalstaaten aus allen Kräften, weil derselbe die Grundlage seiner Macht zu untergraben drohte. Aber vergeblich. Die Deputirten der vereinigten Provinzen beharrten auf ihrem Willen. Nun ließ Wilhelm sechs der angesehensten Mitglieder aus dem Kreise der Staatendeputirten, worunter der Admiral Jakob de Witt, hinterrücks verhaften, indem er sie auf sein Schloß einlud, und schickte zugleich eine Abtheilung Soldaten ab, um die am meisten widerspenstige Stadt Amsterdam mit Gewalt zu besetzen. Dieser Plan wurde verrathen, die Bürgerschaft leistete entschlossenen Widerstand, sie drohte, die Schleußen zu öffnen und Wilhelms Soldaten ein nasses Grab zu bereiten. Damit der Schein vor der Welt gerettet werde, schloßen beide Theile einen Vergleich. Kurz darauf starb Wilhelm II. zum Glück für ihn selbst den 6. Novbr. 1650 an den Blattern. Acht Tage nach dem Tode des nur 25jährigen Statthalters gebar seine Gemahlin, eine Tochter des enthaupteten Königs Carl von England, einen Sohn, der den Namen Wilhelm III. empfing und 1688 den Thron von England bestieg. Unter dem Vorwande der Minderjährigkeit dieses Kindes wurde die Statthalterwürde nicht mehr besetzt und völlige Abschaffung derselben vorbereitet.

England war um die nämliche Zeit unter Cromwells Vorsitz gleichfalls Republik. Cromwell schlug eine Vereinigung beider Staaten zu einem Ganzen vor und forderte zugleich, daß die Holländer sich verbindlich machen sollten,

nie mehr den Oraniern in ihrem Lande eine Würde zu verleihen. Letzteres Ansinnen fand diesseits vielen Beifall, aber nicht so das erstere. Die Holländer, dem ehrgeizigen Parteihaupte mißtrauend, wollten für sich bleiben. Aus Rache erließ Cromwell 1651 die Navigationsakte, wodurch bekanntlich jedem fremden Schiffe untersagt wird, andere Produkte als solche aus dem eigenen Lande nach Britannien einzuführen. Dieß war ein schwerer Schlag für Holland, weil die Holländer den Zwischenhandel fast des ganzen Continents nach England besorgten. Zugleich verlangte Cromwell, daß die Holländer den sehr einträglichen Häringsfang auf der Küste von England unterlassen, oder im Fall der Fortsetzung eine Steuer zahlen, und endlich, daß ihre Kriegsschiffe auf dem Ocean die Flagge vor den englischen streichen sollten. Die Generalstaaten gaben eine abschlägige Antwort und von beiden Seiten rüstete man sich zum Kriege. Ich muß kurz der großen Seehelden gedenken, welche Holland damals besaß, sie waren der Stolz des friesischen Stammes. Martin Hebertsohn Tromp, geboren zu Briel 1597, der schon als 9jähriger Knabe seinen Vater, den Schiffshauptmann Herbert Tromp, zur See begleitete, ward 1623 Capitän, im Jahre 1637 erhob ihn der Oranier Friedrich Heinrich, Wilhelms II. Vater, zum Admirallieutenant. Seine Untergebenen, Matrosen und Offiziere, hingen ihm mit seltener Liebe an und nannten ihn nur den Großvater. Witte Corneliusson de Witt, Sohn eines Bauern, gleichfalls aus Briel und um 2 Jahre jünger als Tromp, war von Haus aus ein

Mennonite: eine Glaubensweise, welche bekanntlich Gegenwehr verbietet. Einmal von seinen Schulkameraden mißhandelt, lief er zu einem reformirten Prediger und ließ sich taufen, nur um die erhaltenen Schläge heimgeben zu können, 17jährig ging er in Seedienst und stieg auf bis zum Admiral. Das Widerspiel von Tromp, zeichnete er sich durch Härte gegen Untergebene, durch hochfahrendes Wesen gegen Vornehme, besonders aber durch seine giftige Eifersucht auf Tromp aus, welche ihn jedoch nicht hinderte, unter diesem Nebenbuhler der Republik treulich zu dienen. Weil Tromp die Bestallung von den Oraniern empfangen hatte, zeigte er Vorliebe für sie, de Witt dagegen hielt zu den Republikanern. Michael Adrianssohn de Ruyter, geboren 1607 als Sohn eines armen Handwerkers, der seine 12 Kinder kümmerlich ernährte, mußte die Seilerei lernen, entlief aber, 11jährig, seinem Meister, ging zur See und stieg allmählig durch sein Verdienst vom Matrosen zum Admiral empor. Rechtlichkeit, gepaart mit einer gewissen Milde, erwarb ihm allgemeine Achtung. Johann Evertson zu Vließingen, 1600 geboren, kommandirte schon 1622 als Jüngling ein Schiff; wie Tromp hielt er zur oranischen Parthei. Als fünfter muß diesem Bunde tapferer Männer Johann von Galen beigefügt werden. Im Jahre 1600, zu Eßen bei Cleve, aus einer verarmten adeligen Familie geboren, schwang er sich, obgleich ein Fremdling, ein Deutscher, vom Matrosen zum Commandeur auf. Der Seekrieg dauerte zwei Jahre, vom Mai 1652 bis in Februar 1654. Der erste Kampf, geliefert den

29. Mai 1652 in der Meerenge von Calais zwischen Tromp und dem englischen Admiral Blake blieb unentschieden, im August siegte Ruyter über Ayscue bei Plymouth. Der Haß der Capitäne gegen den strengen Witt bewirkte, daß die vereinigte Flotte unter des letzten Commando Nachtheile erlitt. Man gab nun den Oberbefehl Tromp, welcher den 10. Dezember 1652 die englische Flotte an der brittischen Küste aufsuchte, fand, schlug und laut den eigenen Berichten der Engländer einen Besen an seinem Fockmast aufsteckte, zum Zeichen daß er den Canal fegen wolle. Unglücklich kämpften die Holländer zu Anfang des Jahrs 1653 an den Dünen, dagegen erfocht van Galen den 14. März 1653 unweit Loverno im Mittelmeere einen glänzenden Sieg über den englischen Admiral Appleton, starb jedoch sofort an einer in der Schlacht empfangenen Wunde. In der letzten Hauptschlacht des Kriegs, die an der Maasmündung den 10. Aug. 1653 geliefert ward, erhielt Tromp eine tödtliche Wunde. Dieß entschied den unglücklichen Ausgang.

Die Holländer sehnten sich nach Frieden, weil der Krieg ihrem über alle Meere verbreiteten Handel furchtbare Verluste durch Caper verursacht hatte. Auch Cromwell war des Kampfes überdrüssig, er bot annehmliche Bedingungen, forderte aber, daß der junge Oranier Wilhelm III. für immer von der Statthalterschaft ausgeschlossen sein solle. Denn Wilhelm war der Enkel des enthaupteten englischen Königs Carls I., Cromwell hatte daher sehr guten Grund, das Wiederaufkommen der Oranier zu fürchten. Nur Holland,

die mächtigste unter den sieben vereinigten Provinzen, nicht alle zusammen, ging auf Cromwells Wunsch ein und damit war dieser zufrieden. Die höchste Magistratur in Holland — oder das Amt eines Rathspensionarius — bekleidete nämlich seit einiger Zeit Johann de Witt, ein ausgezeichneter Staatsmann, geschworener Feind des oranischen Hauses.

Der Tod Oliver Cromwells, des Protektors, welcher den 13. September 1658 erfolgte, veränderte gewaltig den Stand der Sachen, wie in England, so in den Niederlanden. Olivers Sohn, Richard, vermochte die Gewalt des Vaters nicht zu behaupten. Schon zwei Jahre später, im Mai 1660, bestieg Carl II., des enthaupteten gleichnamigen Königs Erbe, den Thron von England wieder. Von Stund an bot Carl II. Allem auf, um seinem Neffen, dem jungen Oranier Wilhelm III., die Statthalterwürde in den Generalstaaten zu verschaffen. Auf dasselbe Ziel arbeiteten die calvinistischen Prediger, die Beamten, die geheimen Gegner und Neider des Pensionarius von Holland, die Soldaten und der Pöbel hin. Johann de Witt hatte einen sehr schweren Stand, doch behielt er die Oberhand und gab nur in so weit nach, als die Staaten auf seinen Vorschlag den damals 16jährigen Prinzen für ein Kind der Republik erklärten und seine Erziehung übernahmen. Gegen die englische Parthei suchte de Witt einen Hinterhalt an Ludwig XIV., dessen Macht eben damals im ersten Aufschwunge begriffen war. Im Jahre 1665 kam es zwischen Britannien und den Niederlanden zu

einem neuen Seekrieg, zu welchem nur zum Theile der Haß des Königs gegen die holländischen Republikaner, viel mehr jedoch die wüthende Eifersucht der englischen Kaufleute gegen ihre glücklicheren Nebenbuhler jenseits der Nordsee Anlaß gab. Trotz der Navigationsakte betrug der holländische Handel das fünffache vom englischen, unaufhörlich brachten die britischen Krämer vor das Parlament Klagen über angebliche Bedrückungen durch die Holländer und verlangten Krieg.

Die Engländer bewiesen damals zum erstenmale vor aller Welt jene rücksichtslose Gewinngier, welche ihr Land seither zum Gegenstand des allgemeinen Hasses gemacht hat. De Witt brachte zu wege, daß auch Frankreich als Hollands Verbündeter den Krieg an England erklärte, was jedoch ersterem keinen namhaften Vortheil brachte, weil die französische Marine um jene Zeit kaum 40 größere Kriegsschiffe zählte. Die Engländer erhielten eine wohlverdiente Züchtigung. Zwar in der ersten Seeschlacht, welche der holländische Admiral-Lieutenant Waßenaar den Gegnern am 13. Juni 1665 unweit Lowestoff an der englischen Küste lieferte, mußten die Holländer sich zurückziehen, denn während des Kampfs gerieth Waßenaars Admiralsschiff von 84 Kanonen in Brand und sprang in die Luft. Aber bald darauf kam Ruyter aus Afrika zurück, wo er viele Besitzungen der Engländer genommen oder zerstört hatte, übernahm den Oberbefehl, führte seine Schiffe, das Senkblei mit eigener Hand auswerfend, bei Südostwind — was bis dahin für unmög-

lich gegolten hatte — aus dem Texel, suchte gegen 100 Segel stark die englische Flotte auf, fand sie in den Dünen, und lieferte nun vom 11. bis 14. Juli 1665 eine viertägige Schlacht, welche die blutigste unter allen neueren Seegefechten war. Der erste Tag entschied Nichts, obgleich die Holländer mehrere Schiffe nahmen. Am zweiten und dritten Tag ward der englische Admiral Albemarle geschlagen und zog sich nach der britischen Küste zurück. Doch am vierten erhielt derselbe eine Verstärkung von 25 Schiffen unter dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, einem Sohne des böhmischen Winterkönigs Friedrichs V., und erneuerte nun den Kampf. Mit verzweifelter Anstrengung stritten beide Theile.

Ruyter durchbrach zweimal die Linie der Feinde und errang einen glänzenden Sieg. Die Engländer verloren 23 Schiffe, 6000 Todte, 3000 Gefangene. Ein Zeitgenosse, der Franzose Souches de Rennefort, der damals aus Indien zurückkam, hat aufgezeichnet, daß am sechsten Tage nach der Schlacht das Meer an der Küste des Canals weithin mit Wracken und Trümmern bedeckt war. Mit bewunderungswürdiger Schnelle ersetzten jedoch die Engländer ihre Verluste. Schon am 4. August desselben Jahres, ward eine dritte Schlacht geliefert, in welcher Ruyter zwei Schiffe einbüßte und sich nach dem Texel zurückziehen mußte. König Carl von England wünschte Frieden, zu dem auch de Witt die Hände bot. Zu Breda wurden im Juni 1667 die Unterhandlungen eröffnet. Da aber die Engländer Anfangs noch unzuläßige Forderungen machten, gab de Witt dem Admiral

Ruyter insgeheim Befehl, eine tüchtige Schraube anzusetzen. Ruyter fuhr den 6. Juni nach der Themsemündung, nahm und schleifte Sherneß, verbrannte auf der Rhede von Chatam fünf große Linienschiffe, sprengte die große eiserne Kette, mit welcher der Fluß verschlossen war, segelte hinauf bis Rochester, verbrannte beim Schlosse Upnore drei weitere Orlogschiffe, jedes von 80 Kanonen. Voll Angst vernichteten die Engländer neun andere Schiffe zu Woolwich und vier zu Blackwall. Zu London fürchtete man, daß der Feind bis nach dem Tower heraufkommen werde, was jedoch Ruyter unterließ, um nicht zu viel aufs Spiel zu setzen. Diese Lektion wirkte mächtig auf die Verhandlungen der Friedensgesandten zu Breda ein. Ohne weitere Schwierigkeiten wurde Ende Juli 1667 der Frieden unterzeichnet. Jeder Theil behielt die eroberten Plätze, England aber mußte in Bezug auf Holland sich zur Aufhebung der Navigationsakte bequemen. Den Eindruck dieser glücklichen Unterhandlungen klug benützend, setzte de Witt in den Generalstaaten den Beschluß durch, daß hinfort nie mehr das Statthalteramt mit dem Oberbefehl über die Truppen der Republik verbunden werden dürfe. Diese Maßregel war gegen den jungen Prinzen Wilhelm III. gerichtet, dessen Parthei fortwährend wuchs. de Witt, der voraussah, daß er ihm, der den Haufen für sich hatte, den Oberbefehl über das Landheer nicht in die Länge werde entziehen können, wollte durch jene Maßregel wenigstens die höchste bürgerliche Macht dem Prinzen ferne halten.

Ludwig XIV., der bisher, wie wir sahen, Holland gegen England unterstützte, um beide Staaten durch gegenseitige Kämpfe zu zerreiben, überfiel 1667 die spanischen Niederlande, indem er sie ohne Weiteres seinem Reiche einzuverleiben gedachte. Er rechnete, daß de Witt, als Vorsteher des einzigen Staats, der den Spaniern in dieser Noth helfen konnte, ihm zur schuldigen Danksagung für die gegen England geleisteten Dienste nicht in den Weg treten werde. Hierin täuschte er sich. De Witt behielt äußerlich den Schein unbedingter Ergebenheit gegen Ludwig XIV. bei, aber insgeheim schloß er mit England und Schweden einen dreifachen Bund zu dem Zwecke, die Franzosen, wenn sie sich nicht mit einigen Plätzen, die ihnen vom spanischen Flandern abgetreten werden sollten, begnügen würden, mit vereinter Macht anzugreifen. Ludwig XIV. mußte nachgeben. Nie hat er seitdem dem holländischen Rathspensionarius vergeben, daß dieser ihn überlistete. Er sann auf Rache. Im Jahre 1672 griff er, wie ich Ihnen früher zeigte, und zwar mit König Carl von England im Bunde, an der Spitze von 200,000 Mann die Niederlande an, deren Nachbar er durch die letzten Abtretungen geworden war. Ich habe schon früher von der furchtbaren Gefahr gesprochen, in welcher sich damals Holland befand, das nur ein kleines, wenig zuverlässiges Landheer besaß. Die Vorposten der Franzosen standen zwei Meilen von Amsterdam. De Witt wollte das Vaterland durch Unterhandlungen retten und bot große Opfer, aber Ludwig machte unerträgliche Bedingungen. Darüber wogte der Volksgeist

auf. Von der oranischen Parthei bearbeitet, schrie die Menge nach Waffen, nach einem Feldherrn, nach Einsetzung Wilhelms in die Würden seines Vaters und schnaubte Mord gegen de Witt, seinen Bruder Cornelius und deren Anhänger, welche man des Landesverraths beschuldigte. Das Edikt von 1667 wurde zurückgenommen, Wilhelm zum Statthalter und Generalkapitän der Republik ausgerufen. Er befreite wirklich das Land, hauptsächlich durch die Bündnisse, die er zu Hollands Schutz mit dem Kurfürsten von Brandenburg, mit dem Kaiser, mit Spanien, mit dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg schloß. Aber an den Brüdern de Witt, Johann dem Rathspensionarius und Cornelius, nahm er schändliche Rache. Durch einen Volksauflauf waren beide im Haag ins Gefängniß geworfen worden. Doch dies genügte ihren Feinden noch nicht. Ein wüthender Haufe Pöbel riß sie den 22. August 1672 aus dem Kerker, zerstückte sie, fraß zum Theil ihr Fleisch. Der glorreiche Admiral Ruyter, Freund Johann de Witts, ein Mann, der so oft das Vaterland gerettet, entging mit genauer Noth demselben Schicksal.

Aufgefordert von den Staaten, die Mörder zur Strafe zu ziehen, entgegnete Wilhelm, daß weil die That durch angesehene Bürger veranlaßt worden sei, Bestrafung schlimme Folgen haben könnte. Die Mörder gingen straflos aus, und der Arzt Tichelaar, welcher durch die erlogene Beschuldigung, Cornelius de Witt habe ihn zu Vergiftung des Prinzen dingen wollen, den Auflauf herbeige-

führt, erhielt sogar von Wilhelm eine Pension von 400 Gulden. Unläugbar ist, daß das Blut zweier der edelsten und verdientesten Bürger des Freistaats an Oraniens Fingern klebt.

Der Krieg in den Niederlanden dauerte bis zum Nymweger Frieden fort, in welchem Holland alle verlornen Plätze wieder erhielt. Noch während des Kampfes, im Jahre 1677, besuchte Wilhelm III. England und heirathete daselbst Maria, Tochter des ehemaligen Herzogs von York, nachmaligen Königs von England, Jakobs II. Dieses Ehebündniß verschaffte ihm durch eine Revolution die Krone von Britannien, wohin wir uns jetzt wenden.

Eilftes Kapitel.

Carl II. von England.

Bekanntlich findet eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der englischen und französischen Revolution statt. Dort wie hier wurde eine alte Dynastie gestürzt, weil sie den Bedürfnissen des Volks keine Rechnung tragen wollte; dort wie hier endete ein König auf dem Blutgerüste, dort wie hier riß ein glücklicher Soldat die Gewalt an sich, dort wie hier erfolgte eine Restauration nach vollendeter Umwälzung, nur in Frankreich durch fremde Waffen erzwungen, in England mit dem Willen der Nation, dort wie hier wußte das wiederhergestellte Königshaus seine Gewalt nicht zu be-

haupten, dort wie hier wurde der vertriebene König durch einen Seitenverwandten ersetzt. Ich habe bereits bemerkt, daß Carl II. nach Abdankung Richard Cromwells im Jahre 1660 den Thron seiner Väter wieder bestieg. Bei seiner Rückkehr empfing ihn allgemeiner Jubel, allgemeines Vertrauen; aber bald schlug diese Gesinnung um, weil man bemerkte, daß der neue König nach unumschränkter Gewalt strebte und insgeheim die katholische Religion im protestantischen England wiederherstellen wollte. Meine Herren, seit der Reformation war der Volksgeist in den germanischen Ländern, theilweise auch in halbromanischen, gegen die katholische Kirche, weil die Ueberzeugung herrschte, daß eben diese Kirche, welche im ganzen Mittelalter die Hauptstütze bürgerlicher Freiheit gewesen, ihrer Selbsterhaltung wegen einen engen Bund mit unbeschränkter fürstlicher Herrschergewalt eingegangen habe. Diese allerdings durch viele Thatsachen beglaubigte Meinung hat der katholischen Kirche den größten Schaden gebracht; um wieder den Sieg über die Gemüther zu gewinnen, müßte sie die bürgerliche Freiheit begünstigen. Carl II. suchte zuerst die hochbischöfliche Kirche auf Kosten der Calvinisten oder der sogenannten Presbyterianer zu heben, aber mehrere Maßregeln, die er in diesem Sinne ergriff, erregten Unwillen und innere Zerwürfnisse. Im Jahre 1672, demselben, da er den Bund gegen Holland mit Ludwig schloß, erließ Carl, seinem Plane eine andere Richtung gebend, eine Akte, welche allgemeine Gewissensfreiheit verkündigte, — dem Scheine nach sollte dieß Gesetz den

vielen Sekten Englands zu gut kommen, in der That war es darauf berechnet, den Katholiken Luft zu schaffen. Die eigentliche Absicht des Hofs blieb dem Volke nicht verborgen. Die Presbyterianer, welche die Oberhand im Parlement hatten, erzwangen 1673 die Testakte, d. h. ein Gesetz, welches vorschrieb, daß Jeder, der irgend ein Amt bekleiden wolle, der englischen Kirche Gehorsam schwören, dem katholischen Dogma schriftlich absagen müsse. Den größten Haß lud des Königs Bruder Jakob, damals Herzog von York und voraussichtlicher Thronfolger, auf sich, denn Carl hatte keine rechtmäßige Nachkommenschaft aus seiner Ehe mit der portugiesischen Infantin Catharina. Jakob hatte nemlich förmlich die katholische Religion angenommen und unterstützte alle Pläne, sowohl den Protestantismus als die Landesverfassung zu untergraben. Im Jahre 1678 machte ein gewisser Oates, ein schlechter Mensch, der Anfangs Mennonisten-Prediger gewesen, dann in ein französisches Jesuitencollegium eingetreten, nachher aber wegen schlechter Aufführung von den Vätern fortgejagt worden war, die Anzeige, daß eine katholische Verschwörung bestehe, welche den Zweck habe, den König Carl zu ermorden, Jakob den Herzog von York an seiner Statt auf den Thron zu erheben, das Werk der Reformation sammt der Verfassung zu vernichten. Das Dunkel, welches auf dieser angeblichen Verschwörung liegt, ist noch nicht vollständig gelichtet. Oates Aussagen wurden von den Partheien mißbraucht, aber schwerlich sind sie ganz unbegründet. Das Parlament griff die

Sache auf, viele Katholiken wurden verfolgt, hingerichtet oder verbannt, wüthender Haß gegen den Papismus in der Menge entzündet. Zu wiederholten Malen mußte der Herzog von York England verlassen, doch bewahrte sein Bruder, der König, stets Anhänglichkeit für ihn. Die Parthei, welche die Fahne der Landesfreiheit aufwarf, beschloß, Jakob von der Nachfolge auszuschließen und einen natürlichen Sohn Carls, welchen der König zum Herzog von Monmouths erhoben hatte, zum Thronerben zu erklären. Mehrfach schwankte der Kampf. Bald wurde dem König ein liberales Ministerium aufgedrängt, bald gewann der Hof wieder im Parlament die Oberhand und verfolgte nun die Liberalen. An Verschwörungen zum Umsturze des Königthums und Wiederherstellung der Republik fehlte es nicht. In die Anklage wegen einer derselben wurde mit Recht oder Unrecht Algernon Sidney, ein edler Mann und entschlossener Republikaner, verwickelt; er endete den 7. Dezember 1683 auf dem Blutgerüste. Der damalige Lord-Oberrichter Georg Jeffreys, gewaltthätig und ganz Creatur des Hofs, hat bei diesem Proceß eine traurige Berühmtheit erlangt.

Wenn diese Partheistürme dazu dienten, Haß gegen die wiederhergestellte Dynastie der Stuart zu erwecken, so machte das Privatleben Carls eben dieselbe verächtlich, Carl II. fröhnte ausgelassenster Sinnenlust und verschwendete große Summen an seine Maitressen und Günstlinge. Am englischen Hofe herrschte unter ihm eine Leichtfertigkeit, welche grell abstach gegen die strengen Sitten der republikanischen Zeiten Cromwells

und der Rundköpfe. Der König griff zu den unwürdigsten Mitteln, um seine Casse zu füllen, weil das Parlament ihm die gewünschte Aushülfe verweigerte. Schon im Jahre 1662 verkaufte er die Stadt Dünkirchen, eine Eroberung der Republik, für fünf Millionen Franken an Ludwig XIV.; später nahm er, um der Nothwendigkeit von Anforderungen an das Parlament enthoben zu sein, förmlichen Jahresgehalt von der Krone Frankreich, und mußte dafür ganz gegen das Interesse Englands den ungerechten Angriff unterstützen, welchen Ludwig XIV., wie ich früher zeigte, 1662 auf die Generalstaaten machte. Sie können sich denken, meine Herren, daß ein solches Betragen die öffentliche Achtung vor den Stuarts tief erschütterte. Noch eine andere wichtige Aenderung trat in Folge des liederlichen Tons ein, der in Carls Tagen am Hofe herrschte und unter den höhern Klassen der Gesellschaft dauernde Nachahmung fand. Bis dahin hatten die politischen Partheien, welche seit der Reformation entstanden, sich unter religiösem Banner bekämpft: die Anhänger des unbeschränkten Königthums, indem sie die Lehre der katholischen Kirche voranstellten, die Vertheidiger der Volks- oder der ständischen Freiheiten, indem sie sich auf die Bibel oder die Grundsätze Calvins beriefen. Jetzt wurde allmählig die religiöse Farbe verwischt. Unter dem Partheinamen Tory und Whigs fiengen die Anfänger des Hofs und der Constitution an sich zu schaaren. Um dieselbe Zeit bemerkt man die ersten Spuren einer freigeistigen Philosophie, welche überall dann zum Vorschein kommt, wenn

die Religion bis zu einem gewissen Punkte mißbraucht worden ist, einer Philosophie, welche ein Menschenalter später von den Franzosen ausgebildet und für allgemeinen Gebrauch zugerüstet wurde. Bei solchem Stande der Dinge starb Carl II., den 16. Februar 1685, im 55. Jahre seines Alters.

Zwölftes Kapitel.

Jakob II.

Der bisherige Herzog von York folgte seinem kinderlosen Bruder als König Jakob II. Eine seiner ersten Handlungen war, daß er im geheimen Rathe erklärte, er werde es sich zur Regel machen, die bestehende rechtlich begründete Verfassung von Staat und Kirche zu erhalten. Aber beinahe im nemlichen Augenblicke verletzte er dieses Versprechen, indem er die nur für die Lebenszeit seines Bruders vom Parlamente bewilligten Steuern forterheben ließ. Jakob hatte die Tugend oder Schwäche, Verstellung zu hassen: offen erklärte er sich als Katholik, indem er die Messe in der Kapelle seiner zweiten Gemahlin Maria Eleonore, einer gebornen Prinzessin von Este, besuchte. Mehrere tausend Katholiken, und 1200 Quäker, die wegen Vergehen gegen die Kirchengesetze gefangen waren, entließ er aus dem Kerker und gebot den Richtern, Anklagen in kirchlichen Dingen zu erschweren. Gleich seinem verstorbenen Bruder

bezog er Jahresgehalt von Ludwig XIV., und wußte diesen schmählichen Sold bedeutend zu steigern. Noch im ersten Jahre seiner Regierung wurden zwei Aufstände glücklich niedergeschlagen. Alle während Carls II. Regierung aus Britannien verbannten oder geflüchteten republikanischen oder antipapistischen Engländer und Schotten hatten sich nemlich nach Carls Tod in Holland, meist zu Rotterdam, insgeheim begünstigt von dem Oranier Wilhelm III., Jakobs Schwiegersohne, versammelt, und den Herzog von Monmouth, der seit seiner Vertreibung aus England zu Brüssel lebte, aufgefordert, sich an ihre Spitze zu stellen, einen Einfall in England zu machen und Jakob vom Throne zu stoßen. Monmouth nahm die Einladung an. Zwei Expeditionen wurden vorbereitet, eine nach England, die zweite nach Schottland. Letztere sollte der Graf von Argyle, gleichfalls ein Verbannter, führen. Argyle ging voran ab, landete in Schottland, fand aber wenig Anhang unter den strengen Calvinisten, auf deren Beistand er gerechnet hatte, ward deßhalb allmählig von seinen Leuten verlassen, und fiel beim Versuch, über den Clyde zu setzen, in die Hände der Königlichen. Zum Tode verurtheilt, starb er heiteren Muthes den 11. Juli 1685. Monmouth fuhr mit einer Fregatte und vier kleineren Fahrzeugen den 24. Mai 1685 aus den Niederlanden ab, landete den 11. Juni in Dorsetshire, erließ so heftige Proklamationen gegen Jakob, daß Viele sich scheuten, auf seine Seite zu treten; in einzelnen Orten jedoch, wo besonders großer Haß gegen den Papismus herrschte,

ward er feierlich empfangen, was seine Eitelkeit so kitzelte, daß er am 20. Juni den Königstitel annahm. Dadurch stieß er einen guten Theil seiner Begleiter vor den Kopf, welche republikanische Grundsätze hegten, und welche von ihm verlangt hatten, daß er den Königstitel sich erst dann beilegen dürfe, wenn sie es für gut finden würden. Keine angesehene Familie, keine Stadt von Bedeutung erklärte sich für ihn. Ein kleines königliches Heer rückte gegen ihn heran. Monmouth zog sich zurück, kehrte dann schnell um und wollte die Gegner bei Sedgemoor den 5. Juli 1685 überfallen, aber der Versuch mißlang und Monmouths Leute erlitten eine vollständige Niederlage. Der Prinz hatte schon zu Anfang des Gefechts, als er erfuhr, daß der Angriff nicht geglückt sei, sich mit dem Lord Grey, der ihm gefolgt war und einem ehemaligen Brandenburgischen Offizier Namens Buye, geflüchtet, dann verkleidet, zuletzt unter Farrenkraut in einem Graben versteckt, ward aber gefangen. Nun schrieb er die demüthigsten Briefe an Jakob, that später einen Fußfall vor dem König, flehte um Gnade und versprach alle Mitverschworenen zu verrathen. Vergeblich, den 15. Juli 1685 ward er enthauptet. Viele andere Hinrichtungen und Verbannungen folgten.

Jakob benützte die Rebellion, um ein größeres stehendes Heer zu bilden und mit katholischen Offizieren zu versehen. Auch nach dem Siege behielt er die Truppen beisammen, worüber das Volk in Gährung gerieth. Um die Soldaten bezahlen zu können, bedurfte er die Hülfe des Parlaments,

rief dasselbe auf den 9. November 1685 zusammen, verlangte eine hohe Summe und zugleich Aufhebung der Testakte, damit die Katholiken unbeirrt in ihren Stellen, namentlich beim Heere bleiben könnten. Das Parlament verwarf letzteren Antrag und bewilligte 300,000 Pfund weniger als der König begehrt hatte. Auch im Oberhause erhob sich heftige Opposition, weßhalb Jakob das Parlament am 20. November vertagte. Am 12. November war ein päbstlicher Nuntius in England erschienen, doch mit der Weisung, Aufsehen zu vermeiden. Am Hofe bestanden zwei Partheien, die eine geleitet von dem Minister Rochester, der zur Mäßigung rieth, die andere, geführt von dem Geheimenrathspräsidenten Sunderland, der den ausschweifendsten Plänen des Königs das Wort redete. Eine Zeitlang hielten sich beide das Gleichgewicht. Im Jahre 1686 schickte Jakob einen Gesandten an den Pabst und ließ katholischen Offizieren mit dem großen Staatssiegel Freibriefe gegen die von der Testakte bestimmten Strafen ausfertigen. Darüber wuchs die Unzufriedenheit mehr und mehr. Compton, Bischof von London, war im Oberhause Führer der Opposition gewesen, sein Beispiel wirkte auf die niedere Geistlichkeit zurück, alle Kanzeln ertönten von Klagen und Verwarnungen vor der einreißenden Irrlehre des Pabstes. Der König ertheilte nun den beiden Erzbischöfen von Canterbury und York Befehl, dafür zu sorgen, daß religiöse Streitfragen auf den Kanzeln nicht mehr erörtert würden. Manche Geistliche fügten sich, aber andere setzten eine Ehre darein, den Befehlen

des Hofes zu trotzen und der Bischof von London weigerte sich, die Widerspenstigen zu bestrafen. Nun entsetzte Jakob II. auf den Vorschlag Sunderlands den Bischof im September 1686. Da der Minister Rochester diese Maßregeln mißbilligte, entließ ihn der König. Die Sunderlandsche Parthei herrschte ausschließlich am Hofe. Viele Beamte, die andere Gesinnungen hegten, wurden entfernt. Jakob begünstigte die Dissenters, indem er hoffte, daß sie der Regierung bei der Wahl eines neuen Parlaments beistehen würden, das alte löste er unter dem 2. Juni 1687 auf, und bereiste die volkreichsten Städte, um die Wähler zu gewinnen. Außer den Maßregeln zu Gunsten der Dissenters erweiterten noch mehrere andere den Riß zwischen dem König und der anglikanischen Geistlichkeit. Jakob empfing den päbstlichen Nuntius, der sich bisher verborgen gehalten, feierlich am Hofe, muthete der Universität Cambridge zu, einem Benedictinermönch, Alban Francs, die Magisterwürde zu ertheilen, und gerieth auch mit der Universität Oxford wegen eines ähnlichen Anlasses in Streit. Um dieselbe Zeit trat Sunderland zur katholischen Kirche über, und der König nahm einen Mönch in den geheimen Rath auf.

Nachdem der Riß soweit gediehen, erhielten die Mißvergnügten ein dem Könige sehr gefährliches Haupt. Jakob hatte in seiner ersten Ehe keine Söhne, sondern nur zwei Töchter gezeugt, nemlich erstens, Marie, welche geboren 1662, sich 1677 mit dem Prinzen Statthalter Wilhelm III. von Oranien vermählte, und zweitens Anna, geboren im Februar

1664 und seit dem 7. August 1683 an den Prinzen Georg von Dänemark vermählt. Die zweite Ehe des Königs mit der Prinzessin von Este war noch im Jahre 1687 kinderlos. Voraussichtlich stand daher die Nachfolge der ältesten Tochter, Marie, der Gemahlin Wilhelms zu, und eben dieser Wilhelm, eifriger Protestant, schürte das Feuer der Unzufriedenheit in England unaufhörlich an. Im Februar 1687 schickte er einen seiner Günstlinge, den Herrn von Dykveld, nach Großbritannien hinüber, dem Scheine nach als seinen Gesandten, in der That um den Schwiegervater zu beobachten und aus seinen verkehrten Handlungen den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Dykveld erforschte die Stärke und Gesinnung des Heeres, suchte die Dissenters zu bestimmen, daß sie sich fern vom Hofe hielten, versicherte den Anhängern der englischen Hofkirche, daß sein Herr, obgleich er selbst Reformirter sei, nie irgend einen Schritt wider erstere billigen werde. Als er im Juni 1687 nach den Niederlanden zurückkehrte, überbrachte er dem Prinzen schriftliche Ergebenheitserklärungen mehrerer der angesehensten Männer des Königreichs, zum Theil aus Jakobs nächster Umgebung. Schon war das Wort ausgesprochen, daß der Prinz mit Waffengewalt England von einer verhaßten Regierung befreien möchte. Vergeblich warnte der französische Hof den König Jakob vor den Umtrieben des Oraniers. Jakob glaubte nicht, daß Wilhelm einen Angriff wagen würde. Während dieser Verwicklungen fühlte sich Jakobs Gemahlin gesegneten Leibes, unter dem 23. Dezember 1687 kündigte Jakob

diesen Zustand seinen Unterthanen voll zuversichtlicher Freude an. Die Gegner des Hofes wurden dadurch immer entschlossener, zur Gewalt zu schreiten.

Endlich im Mai 1688 kam es zum offenen Bruch zwischen dem Hofe und der Nation. Um die eben angegebene Zeit sollte die Erklärung allgemeiner Gewissensfreiheit von den Kanzeln verkündigt werden; eine Anzahl anglikanischer Bischöfe widersetzte sich, und sieben überreichten dem Könige eine schriftliche Protestation und machten dies bekannt. Nun befahl Jakob ihre Verhaftung und Versetzung in den Tower. Dies geschah. Man mußte sie jedoch zu Wasser die Themse hinunterbringen, um einem Volksaufstande vorzubeugen, und als die Gefangenen im Hofe des Towers anlangten, bogen Offiziere und Gemeine der Besatzung die Kniee vor ihnen und verlangten ihren Segen. Zwei Tage nach diesem Ereignisse kam die Königin mit einem Sohne nieder, dessen Geburt die Thronfolge der Gemahlin Wilhelms vernichtete. Alsbald verbreiteten sich unter der Menge Gerüchte, daß der Neugeborene nicht des Königs Sohn, sondern unterschoben sei, Gerüchte, die, obgleich handgreiflich unwahr, Glauben fanden und die Aufregung vermehrten. Man rieth dem Könige, zur Feier der Geburt des Kronprinzen, die gefangenen Bischöfe aus dem Tower zu entlassen, weil dies guten Eindruck auf die Stimmung der Menge machen würde. Jakob wollte Nichts von Milde hören, im Gegentheil befahl er, den Bischöfen den Prozeß zu machen, was die furchtbarste Aufregung, die lebendigste Theilnahme zur Folge hatte.

Die zusammenberufenen Geschworenen beriethen eine ganze Nacht, und als sie am Morgen wieder im Gerichtssaal erschienen, erklärten sie die Angeklagten für nichtschuldig. Wie ein Blitz verbreitete sich die Nachricht in der unermeßlichen Hauptstadt, und von da nach dem unweit London errichteten Lager, wo der König sich eben befand, er mußte dort das Jubelgeschrei der Soldaten über die Freisprechung von Prälaten, die ihm getrotzt hatten, mit anhören.

Den 30. Juni 1688 unterzeichneten Graf Shrewsbury, Graf Danby, der Bischof von London, Lord Lumley, Admiral Russel, ein Schreiben in Chiffern an den Oranier Wilhelm, worin sie erklärten, $^{19}/_{20}$ der Bevölkerung sehen einer Revolution mit Sehnsucht entgegen, der hohe und der niedere Adel sprechen sich zwar noch nicht unumwunden aus, theilen aber dieselbe Gesinnung, der Prinz solle mit einer bewaffneten Macht kommen, die gerade hinreiche, um denen, die seine Parthei ergreifen werden Schutz zu gewähren. Alles werde ihm zufallen.

Dreizehntes Kapitel.

Wilhelm von Oranien und die glorreiche Revolution.

Nun, meine Herren, zurück nach Holland! Seit Anfang des Jahres 1685 rüstete der Oranier. Einen günstigen Vorwand, um dieß ohne Aufsehen zu thun, lieferte ihm die Einmischung des Versailler Hofs in die Cölner Bischofs-

wahl. Ich habe früher gesagt, daß Ludwig Allem aufbot, um den Bischof von Straßburg, Cardinal Wilhelm von Fürstenberg, auf den Erzstuhl von Cöln zu erheben. Die Franzosen zogen Truppen auf der Cölner Gränze zusammen. Unter dem Schein der Abwehr that seiner Seits der Oranier dasselbe, aber in der That waren seine Schaaren nicht gegen Cöln, sondern gegen König Jakob von England bestimmt. Unter andern Vorwänden wurde eine Flotte ausgerüstet, es hieß, daß dieselbe den Schweden gegen die Dänen beistehen werde. Noch bedurfte Wilhelm III. bedeutender Geldsummen, welche er vom niederländischen Kaufmannsstande zu erlangen hoffte; dieser aber war schwierig wegen der fortwährenden Eingriffe Wilhelms in die republikanische Verfassung der Staaten. Dennoch gelang es, das Anlehen zu machen. Weil Wilhelms Freunde, namentlich der Rathspensionarius Fagel, de Witts Nachfolger, den Staaten vorstellte: es gelte der Freiheit Europas, nur wenn England durch den bevorstehenden Seezug von Ludwigs XIV. Einfluße befreit werde, sei es möglich, diesem Tyrannen, der die Unabhängigkeit Aller bedrohte, ein eisernes Gebiß anzulegen. Dies war kein Gerede, sondern Wahrheit. In wenigen Tagen schossen holländische Kaufleute die Summe von 4 Millionen Gulden zusammen, und zwar noch immer unter dem Siegel des Geheimnißes. Erst im September 1688 schöpfte Ludwigs XIV. Gesandter im Haag, d'Avaur, ein feiner Fuchs, Verdacht und warnte seinen Herrn. Hätte Ludwig noch in diesem Augenblicke Holland angegriffen, so

wäre der Zug Wilhelms nach England vereitelt worden. Aber Ludwig konnte nicht wohl etwas thun, denn er hatte eben damals den Krieg am Mittelrhein eröffnet und jene schändlichen Mordbrennereien in der Pfalz begonnen. Sie sehen, meine Herren, die Pfalz ist auf solche Weise das Lösegeld der Freiheit Englands geworden. Indeß waren die Rüstungen zum Zuge beendigt, die Soldaten von der deutschen Gränze nach der Seeküste abgeführt, den 29. Oktober 1688 segelte der Prinz ab, die Flotte zählte 50 Kriegs-, mehr als 400 Frachtschiffe und trug 40,000 Soldaten. Widrige Winde nöthigten jedoch den Prinzen in den Hafen von Helvoetsfluis zurückzukehren. Noch ehe es so weit kam, hatte Jakob durch seine Handlungen bewiesen, daß der Trotz, den er Anfangs zur Schau trug, bei nahender Gefahr wie Wachs schmelze, er entließ den verhaßten Sunderland, er bat am 22. September die ihrer Haft entlassenen Prälaten um ihren Beistand, schlug viele andere gerichtliche Verfolgungen nieder, setzte Leute, die ihre Aemter verloren hatten, wieder ein. Endlich verkündigte er in einer Proklamation, der Prinz von Oranien gehe damit um, England anzufallen; er, der König, werde alle fremde Hülfe ablehnen und sich einzig auf die Treue seiner Engländer verlassen. Diese Maßregeln, welche nicht Gerechtigkeit, sondern Angst eingab, fruchteten nichts mehr, man sah in ihnen ein Zeichen, daß Jakob selbst seine Sache verloren gebe. Den 11. November 1688 lief des Prinzen Flotte wieder aus dem Hafen von Helvoetsluys. Anfangs war es des Prinzen Plan, im Norden zu landen,

aber der Wind trieb ihn südwestwärts, zum Glück für Wilhelm, denn im Norden hatte Jakob ein Lager zusammengezogen. Ohne weiteres Hinderniß segelte die Flotte nach dem Canal. Es war ein prächtiger Anblick, fast 600 Schiffe beisammen zu sehen, welche die Geschicke Europas ändern sollten, und auch geändert haben. Die Küsten von England und Frankreich bei Calais und Dover wimmelten von Zuschauern. Den 15. November 1688 lief die Flotte in den Hafen von Torbay auf der Küste von Devonshire ein, vom Wetter begünstigt ging die Ausschiffung der Pferde und Mannschaft rasch vor sich. Aber in den ersten Tagen erschienen wenige Engländer in des Prinzen Lager, denn der unglückliche Ausgang des Unternehmens von Monmouth und sein blutiger Kopf schreckte die Gemüther. Jakob beschloß, sein Heer bei Salisbury, in der Nähe von Exeter, das Wilhelm besetzt hatte, zu sammeln, allein die Führer seiner Truppen verlangten, er solle eine Stellung bei London beziehen. Diese Theilung der Ansichten brachte dem König Verderben. Hätte er den Schwiegersohn rasch angegriffen, so wäre es ihm vielleicht gelungen, den Fremdling zu vertreiben, denn noch bewährte die große Masse der Soldaten dem Könige Treue. Lord Cornbury wollte eine Abtheilung Reiterei zu dem Prinzen hinüberführen, allein die Offiziere, die unter ihm dienten, folgten ihm nicht und nöthigten ihn durch ihren Widerstand, allein zu entweichen. Jene Unschlüssigkeit dagegen brachte im Heer eine Verschwörung zur Reife, an deren Spitze ein Mann trat, der nachher eine

große Rolle als Feldherr gespielt hat. Johann Churchill, ein englischer Edelmann, geboren 1649, erlernte das Kriegswesen auf dem Continent unter Turenne, der den künftigen Feldherrn in ihm erkannte. Doch verdankte Churchill die Anfänge seiner Laufbahn nicht den Waffen, sondern Hofkünsten und zwar auf Kosten der Ehre seiner Familie. Churchill hatte eine schöne Schwester, für welche in König Carls Tagen der damalige Herzog von York Leidenschaft faßte. Churchill wurde der Vertraute dieser Liebschaft, die nicht ohne Folgen blieb, denn Mistreß Churchill gebar dem Herzog von York den nachmaligen Herzog von Berwick und noch einen andern Sohn sammt einer Tochter. Nachdem York als Jakob II. Englands Thron bestiegen, ernannte er Churchill zum Hauptmann einer Abtheilung seiner Leibwache und übertrug ihm auch den Oberbefehl über das Heer, das Wilhelm vertreiben sollte. Aber Churchill war von Natur also geartet, daß er seinen Degen nicht gern dem Unglück lieh, sondern mehr als den Vortheil seines Gebieters den eigenen im Auge hatte. Sein Scharfblick erkannte, daß Jakob verloren sei, und um aus der Rathlosigkeit des bisherigen Gönners Gewinn zu ziehen, beschloß er, ihn dem Prinzen in die Hände zu spielen. Nur ein Zufall hinderte die Ausführung dieses schändlichen Plans. Als der König sich mit den Truppen nach London zurückzog, floh Churchill mit dem Lord Grafton zu Wilhelm. Seinem Beispiele folgten mehrere andere Männer von Ansehen, Obriste im Heere, und nun, nachdem der Oranier die bedeutendsten Männer

des Landes um sich versammelt sah, war er so gut als Sieger. Den 24. November 1688 verließ den König auch sein zweiter Schwiegersohn, Prinz Georg von Dänemark in Begleitung des Herzogs von Ormond und Anderer. Am folgenden Tage reisten die Prinzessin Anna, sowie Lady Churchill, längst die geheimste Vertraute Anna's, ihren Männern nach. Ich muß hier die Bemerkung einflechten, daß die Töchter aus erster Ehe des Königs Jakob, Marie, die Gemahlin des Oraniers, und Prinzessin Anna an ihrem Vater ungefähr ebenso handelten, wie mit Ausnahme einer einzigen die Töchter König Lears bei Shakespeare an dem ihrigen. Sie hatten — ich will nicht sagen — keine Thränen, sondern nicht einmal einen Funken Mitgefühl für die Leiden Jakobs II. Die Flucht der Prinzessin erfüllte den König mit tiefem Kummer. Er berief eine Versammlung von 40 protestantischen Peers und diese riethen ihm zu Erlassung einer vollständigen Verzeihungsakte, zu Ernennung von Bevollmächtigten für weitere Verhandlungen, zu Einberufung des Parlaments, zu Entlassung aller Katholiken aus königlichen Diensten. Alles wollte Jakob gewähren, nur gegen letzteren Punkt sträubte er sich. Indessen drang der Oranier weiter gegen London vor, und lehnte jede Auseinandersetzung ab. Der König faßte den Gedanken, das Land zu räumen, seine Gemahlin Marie flüchtete mit dem damals 5 Monate alten Erbprinzen, der nie den Thron des Vaters besteigen sollte, nach Calais. Nachdem Jakob seine Truppen förmlich entlassen hatte, ward er auf der Küste, in der Nähe

von Sheerneß auf der Flucht von einem Haufen Schiffer angehalten. Auf die Nachricht, daß der König gefangen sei, sandten ihm die noch immer in London versammelten Peers einen Theil der Leibwache zum Schutze und hoben ihre Sitzungen auf. Als Jakob die Truppen herannahen sah, faßte er wieder Muth und beschloß nach London zurückzukehren. Hiedurch gerieth der Prinz von Oranien, der bereits die höchste Gewalt auszuüben begonnen, in nicht geringe Verlegenheit und auch in London ging kein geringer Wechsel in der Gesinnung vor. Viele meinten, es könnte denn doch dem Könige noch gelingen, die Oberhand zu gewinnen, und suchten daher durch erheuchelte Ergebenheit die bisherigen Sachen gut zu machen. Wie im Triumphe hielt Jakob Einzug in London. Um keinen Preis wollte der Oranier den Schwiegervater in seine Gewalt bekommen, weil ihm die Belastung mit dessen Person große Unbequemlichkeit zugezogen hätte. Da er Jakobs Charakter kannte, sprengte er das Gerücht aus, daß er darauf sinne, ihn in Kerkerbande zu werfen. Dies wirkte. Freiwillig verließ Jakob London wieder den 18. Dezember und floh nach Rochester, von da nach Frankreich hinüber zu seiner Gemahlin.

Kurz nach Jakobs Abfahrt hielt Wilhelm seinen Einzug im Palaste von St. James. Was sollte nun geschehen? Der vertriebene König, der allein dazu befähigt war, hatte kein Parlament berufen, und der Prinz von Oranien konnte als solcher keines versammeln, ehe ihm durch die Nation

die höchste Gewalt übergeben war. Sehr verschiedene Meinungen machten sich geltend; Hofleute riethen, da König Jakob durch seine Flucht thatsächlich auf die Krone verzichtet habe, solle man des Prinzen Gemahlin Marie, als die nächste Erbin, ohne Weiteres zur Königin ausrufen. Aber die Whigs, auf deren Seite fast die ganze Nation stand, widersetzten sich diesem Rathschlage. Ihrer Ansicht nach hatte man im Jahre 1660, als Carl II. nach England zurückkam, den großen Fehler dadurch begangen, daß man den neuen König nicht durch einen festen Vertrag band, der die Rechte der Nation für immer sichern sollte. Dieser Fehler dürfe jetzt, so sprachen die Whigs — nicht mehr wiederholt werden. Und insgeheim war auch Oranien selbst, jedoch aus besondern Gründen, mit den Whigs einverstanden. Er wollte, daß die Krone ihm selbst, nicht aber seiner Gemahlin übertragen werde, was geschehen sein würde, wenn erstere Meinung gesiegt hätte. In diesem Sinne nun übergaben jene 40 Peers, eine Anzahl ehemaliger Mitglieder des Unterhauses und der Stadtrath von London dem Prinzen eine Bittschrift des Inhalts, daß er auf künftigen Januar in eigenem Namen ein Parlament nach London berufen möge. So geschah es: den 28. Januar 1689 erklärte das Unterhaus: da Jakob II. durch Verletzung des Vertrags zwischen Krone und Volk die Verfassung des Reichs umzustürzen gestrebt, auch auf den Rath der Jesuiten und schlechtdenkender Menschen die Gesetze des Landes gekränkt, endlich durch seine Entfernung aus dem Königreiche

die Regierung thatsächlich niedergelegt habe, so sei hiemit der Thron erledigt. Bemerken Sie, meine Herrn, das Wort Urvertrag zwischen Krone und Volk. Dieser Begriff gehört einem Staatsrechte an, welches nichts zu schaffen hat mit dem bisher bestandenen Jakobitischen, denn vermöge des letztern besaß das Haus Stuart kraft göttlicher Einsetzung unveräußerliche Rechte auf den Thron von England. Auch diese letztere Ansicht machte sich im damaligen Parlamente, besonders im Oberhause geltend. Eine Parthei, ursprünglich aus anglikanischen Bischöfen bestehend, dann aber auch durch weltliche Lords verstärkt, verweigerte gemäß den anglikanischen Grundsätzen über höchste Gewalt den Eid, weil wahrer König von England nur der Stuart Jakob II. sei. Man nannte daher diese Parthei Eidverweigerer, nonjurors. Aber eben dieselben capitulirten mit der politischen Nothwendigkeit in sofern, als sie sich ohne Widerstand dem neuen Herrn unterwarfen, und ihm willig Gehorsam leisteten, nur mit einziger Ausnahme des Eides. Dem Scheine nach handelten die nonjurors im Geiste einer metaphysischen Theorie, in Wahrheit war aber die Triebfeder bei Weitem der meisten unter denselben feige Berechnung: sie wollten für den möglichen Fall, daß Jakob II. mit französischer Hülfe gewaltsam wiederhergestellt würde, eine Hinterthüre für sich offen erhalten. Lange stritten in den beiden Häusern die zwei Partheien, Legitimisten und Liberale, wider einander so schroff, als jene in den französischen Kammern vor 20 Jahren. Einerseits berief man sich auf

das Wohl des Volks als höchstes Gesetz und sprach der Nation das Recht, einen König zu wählen, zu, auf der andern wollte man zwar Wilhelms Erhebung der That nach, aber nicht nach dem Buchstaben des Rechts gelten lassen.

Am Ende gewann der Oranier durch persönliche Unterhandlung und metallene Gründe einzelne Tories im Oberhause, und den 7. Februar 1689 trat die Mehrzahl der Lords der Ansicht des Unterhauses bei. Die Whigs wollten nun die Krone dem Oranier allein übertragen, aber die Tories setzten durch, daß Wilhelms Gemahlin Theilhaberin der königlichen Würde, der Oranier jedoch alleiniger Ausüber der Gewalt sein solle. Eine Akte, welche die Rechte der Nation sicherte oder vielmehr dem Königthum Schranken steckte, die sogenannte bill of rights, ward entworfen. Dieselbe besagte, der König darf nicht von den Gesetzen entbinden, oder Gesetze aufheben, er darf keine außerordentliche geistliche oder weltliche Gerichte niedersetzen, er darf ohne Einwilligung des Parlaments kein stehendes Heer halten, keine Steuer erheben. Grausame oder ungewöhnliche Strafen hören auf, sowie auch unerschwingliche Bürgschaften. Parlamente müssen häufig berufen und Rede- wie Wahlfreiheit darf nicht beschränkt werden. Auf diese Grundlage hin ward die Krone dem Oranier Wilhelm und seiner Gemahlin angeboten und von ihnen angenommen. Am 21. Februar 1689 erfolgte die feierliche Verkündigung des neuen Königthums. Sie sehen, meine Herrn, König Wilhelm verdankte seinen Thron den Whigs, ganz ebenso, wie vor 20 Jahren

Louis Philipp von Frankreich den Liberalen und England war zu einer konstitutionellen Monarchie im neuen Sinne des Worts geworden, nur mit dem Unterschied gegen die jüngeren Nachahmer, daß es schon unter den Stuarts bedeutende politische Rechte errungen und jetzt dieselben mit Geschick anzuwenden wußte, während andere konstitutionelle Länder theils zu klein und unmächtig sind, um Ernst aus Theorien zu machen, theils erst eine lange Schule durchlaufen müssen.

Jakob gab jedoch sein verlornes Königreich nicht auf den ersten Wurf hin. Das katholische Irland war für ihn. An der Spitze von 5000 Franzosen, die ihm Ludwig XIV. mitgab, setzte er im Februar 1689 nach der Insel hinüber, ward mit ausgelassener Freude empfangen und berief im Mai ein irisches Parlament, das die protestantische Gewaltherrschaft brach, die eingebornen Katholiken zu Herren des grünen Erin machte. Die Insel gehorchte Jakob mit Ausnahme der im Norden gelegenen Stadt Londonderry, wohin sich die irischen Protestanten warfen und eine Belagerung muthig aushielten. Im März 1690 führte ihm der Graf Lauzun weitere 8000 Mann Franzosen zu Hülfe. Aber nun kam Wilhelm mit starker Macht selbst aus England herüber und schlug Jakob den 11. Juli am Boyneflusse, worauf der unglückliche Fürst nach Frankreich zurückfloh. Die Einnahme der Stadt Limerik im Oktober 1691 machte dem Krieg ein Ende und die Katholiken Irlands wurden wieder in das alte Joch eingespannt.

Durch eine am Schwiegervater verübte Gewaltthat hatte Wilhelm III. Englands Krone errungen, aber dieselbe drückte gewaltig auf sein Haupt und gewährte ihm sehr wenig Genuß. Beide Hauptpartheien Englands, Whigs und Tories, ärgerten ihn in die Wette und zogen enge Schranken um sein Königthum. Sie zwangen ihn, das Heer zu verkleinern, die Regimenter ausgewanderter französischer Reformirten, die er errichtet hatte, zu entlassen, selbst was für Wilhelms Gefühl das größte Opfer war, seine holländischen Leibwachen fortzuschicken. Während in Holland, wo er doch nur den Namen eines Statthalters trug, sein Wille wie ein Gesetz befolgt wurde, hatte er in England wenig zu sagen. Witzige Leute meinten daher, Wilhelms Titel sei verkehrt, man sollte ihn lieber König der Niederlande, Statthalter von England nennen. Auch die Holländer zogen wenig Gewinn aus dem englischen Königthum des Oraniers. Sie hatten anfänglich gehofft, daß Wilhelm sofort die Navigationsakte aufheben werde. Sie täuschten sich. Wilhelm, durch freie Wahl auf den Thron befördert, mußte das englische Interesse über jedes andere stellen, und Holland wurde auf kränkende Weise als Stiefkind behandelt, woher es kam, daß die Opposition gegen den Oranier mehr und mehr wuchs und daß nach Wilhelms Tode auf lange Zeit die Statthalterwürde erlosch.

Werfen wir noch einen Blick auf die allgemeinen Zustände Hollands und Englands am Ende des 17. Jahrhunderts. Das kleine Holland, das nicht über 2 Millionen

Einwohner zählte, besaß durch seine Thatkraft, seinen Reichthum, seinen Kunstfleiß, seinen Handel einen Einfluß ersten Rangs. In Bezug auf Gewerbe, Mittel des Geldgewinns, Steuern, wurde es das Vorbild, dem Fürsten, wie Peter der Große, wie die Brandenburger, nachzuahmen strebten. Die holländische Schifffahrt betrug im Jahre 1697: 900,000 Tonnen, die englische 500,000, die aller übrigen Nationen zusammen 2 Millionen Tonnen. Ausgewanderte Franzosen hatten sehr blühende Gewerbe begründet, überall herrschte Wohlstand. Ich will die Worte eines Schotten Fletcher anführen, der im Jahre 1698 die Niederlande besuchte und folgende Vergleichung zwischen ihnen und seiner Heimath anstellt. In Schottland gebe es 200,000 Bettler und Landstreicher, gelegentlich auch Räuber, in den Niederlanden sehe er Wunder des Kunstfleißes, große und prächtige Städte, Häfen voll Schiffe, herrliche Weiden, Kanäle, Schifffahrt in rastloser Abwechslung, Handelshäuser, deren tägliche Bezahlungen den ganzen Jahresertrag der schottischen Hochlande übertreffen, eine dichte Bevölkerung, die, an Arbeit gewöhnt, ihre Nahrung nicht im Raube, sondern im Wohlstand ihrer Nachbarn suche. Holland war zugleich das erste Land, wo in religiöser Beziehung Duldsamkeit geübt wurde. Alle protestantischen Sekten durften neben einander bestehen, die Türken erhielten zu Amsterdam eine Moschee, nur den Katholiken wurde Anfangs in den großen Handelsstädten kein öffentlicher Gottesdienst bewilligt, sie mußten in Bethäusern still sich versammeln. Die republikanische, oder besser

die aristokratische, Parthei wollte auch ihnen gleiche Rechte einräumen, aber der von den Oraniern stets gehätschelte Fanatismus des reformirten Clerus und des Pöbels widersetzte sich. Diese Freiheit der Meinungen wirkte mächtig auf die Literatur und den Buchhandel ein. Der Jude Spinoza, ein schmächtiger Mann von engbrüstigem Wesen, mit ernsten freudelosen dunkeln Augen, mit hoher Stirne und dünner, aber langer Nase, schrieb ein System der Metaphysik, das jede geoffenbarte Religion für eine dem Staate nützliche, nur zum Gehorsam der Massen erdachte Einrichtung erklärte und namentlich die Dogmen des Christenthums als unmöglich läugnete. Zwei reformirte Fremdlinge, ein Genfer und ein Franzose, Leclerc und Peter Bayle, lehrten zuerst an Allem zweifeln. Die holländischen Buchhändler druckten jedes Buch, das ihnen Gewinn verhieß, gleichgültig gegen den Inhalt, und ihre Pressen wurden später das Werkzeug, welches die kühnen verneinenden Lehren der französischen Philosophen in der Welt verbreitete und dadurch die Revolution beförderte.

England erhielt zunächst deßhalb hohe Bedeutung, weil es das erste Land war, in welchem sich seit Wilhelm und der protestantischen Erbfolge die konstitutionelle Regierungsform vollständig ausbildete. Diese Regierungsform haben nachher Montesquieu und Andere der Welt als Muster vorgehalten und ihr dadurch einen merkwürdigen Einfluß auf die Gestaltung von Europa verschafft.

Die Vereinigung Hollands mit England war gegen die despotischen Plane des Königs von Frankreich gerichtet.

Jener entschlossene, selbstsüchtige, kluge, herzlose Oranier Wilhelm III., hat die Waffen geschmiedet, mit welchen zuletzt Ludwig XIV. zu Paaren getrieben wurde. Der Bankerott des unbeschränkten französischen Königthums, der, obgleich anfangs noch verborgen, am Ende der Regierung Ludwigs XIV. eintrat, ist vorzugsweise das Werk des Oraniers.

Vierzehntes Kapitel.

Französische Zustände.

Ich habe den Staat, der den Ton im übrigen Europa angab, auf die Letzte verspart. Zahlreiche Wirkungen desselben haben wir gesehen, betrachten wir nun die Werkstätte! Cardinal Richelieu, der die Alleinherrschaft des Hofes in Frankreich begründete und dessen unbeugsamer Charakter dem eigenen Gebieter Ludwig XIII. ein Gegenstand der Furcht war, starb den 4. Dezember 1642. Auf dem Todbette rieth er, seine Stelle dem Italiener Julius Mazarin, einem Cleriker, zu übergeben, dessen Geist Richelieu hatte kennen lernen. Mazarin ward noch am Todestage desselben in den Staatsrath eingeführt und den 16. Dezember zum Cardinal erhoben. Im folgenden Jahre starb jedoch — 14. Mai 1643 — König Ludwig XIII., zwei Söhne hinterlassend, den Thronfolger Ludwig, geboren 3. September 1638, der also damals fünf Jahre alt war, und Philipp, geboren 20. September 1640, der nachher den Titel Herzog von Or-

leans empfing und Stifter der vor zwei Jahren in Frankreich regierenden Linie wurde. Alle Gegner Richelieu's hatten sich bis dahin an die Gemahlin des Königs, jetzige Wittwe Anna, eine spanische Prinzessin, angeschlossen, und Jedermann erwartete, daß Mazarin als Günstling des verhaßten Cardinals, unfehlbar fallen werde. Allein weil die Königin Wittwe einsah, daß sie bei ihrer Unkenntniß der Geschäfte und ihrer Abneigung gegen ernste Arbeiten unmöglich selbst mit bloßen Günstlingen das Reich regieren könne, weil sie ferner erwog, daß Mazarin, der in alle Geheimnisse der Regierung eingeweiht war, wenn man ihn absetze, zu den Spaniern übergehen würde, weil sie endlich berechnete, daß er ihr als verhaßter Ausländer treuer dienen müsse, als irgend ein französischer Großer, bestätigte sie den Italiener in seinem Amte als dirigirenden Minister.

Ludwig XIII. hatte in seinem Testamente die Verfügung getroffen, daß ein Regentschaftsrath während der Minderjährigkeit des Thronfolgers Frankreich verwalten solle. Die erste Handlung der Königin Wittwe war, daß sie diese Anordnung durch den obersten Gerichtshof von Paris, das sogenannte Parlament, umstoßen ließ. Anna wurde durch einen Parlamentsbeschluß zur unumschränkten Regentin und Vormünderin ihres Sohnes erklärt. Die Rolle, welche man auf solche Weise dem Parlamente zutheilte, hatte wichtige Folgen. Die kostspielige Verwaltung Mazarins machte neue Steuern nöthig, diese erweckten Unzufriedenheit. Da nun die Krone das Pariser Parlament als ein

Collegium behandelt hatte, das Macht habe, über die wichtigsten Fragen des Staats zu entscheiden, glaubte sich ebendasselbe befugt, auch in Bezug auf Steuern und politische Rechte der Franzosen die Nation zu vertreten. Das Parlament widersetzte sich den von Mazarin geforderten neuen Steuern und verweigerte die Eintragung derselben in das Verzeichniß der gültigen Gesetze und Verordnungen. Mazarin und die Königin Regentin suchten das Parlament durch Verhaftung einzelner Mitglieder zu schrecken. Aber vergeblich. Seit 1648, demselben Jahre, da Frankreich durch Abschluß des westphälischen Friedens Elsaß gewann, vereinigten sich andere größere Collegien, wie die Rechnungskammer (chambre des comptes) der Steuerhof (cour des aides) der Stadtrath von Paris mit dem Parlament und verlangten Staatsreform, Abstellung der schlechten Wirthschaft, Aufhören des Verschleuderns der öffentlichen Gelder, Freiheit des Handels, Abschaffung der Monopole. Fünfjährige, anfangs sehr ernsthafte, Unruhen entstanden, während welcher die Pariser Bürgerschaft eine Art Nationalgarde bildete, Barrikaden errichtete, den Hof und seine Soldaten aus der Stadt verjagte und nahe daran war, dem Volke Bürgschaften politischer Rechte zu erringen, welche die Eroberungskriege Ludwigs XIV. verhindert, und der Revolution von 1789 vorgebeugt hätten. Diese Unruhen sind bekannt unter dem Namen der Fronde, sie führten zuletzt zu Nichts, weil Parlament und Volk sich mit den der Königin Regentin abgeneigten Prinzen von Geblüt

einließen, welche eine Parthei um die andere verriethen und in die ganze Bewegung eine Verwirrung hineinbrachten, daß man nicht mehr wußte, was man wollte. Zuletzt war das Volk, durch die Streitigkeiten erschöpft, noch froh, als der 14jährige König Ludwig XIV. sich selbst für volljährig und jede weitere Widersetzlichkeit gegen die Gewalt der Krone für ein Kapitalverbrechen erklärte. Mazarin, der durch die Partheiung vertrieben worden war, kehrte im Februar 1653 im Triumphe nach Paris zurück und behauptete seine Gewalt bis zum 9. März 1661, an welchem Tage er starb.

Nunmehr verkündete der junge König, damals 23jährig, daß er allein regieren werde, kein neuer Ministerchef trat mehr an des Verstorbenen Stelle, die Königin Mutter Anna, deren Einfluß schon in den letzten Zeiten Mazarins herabgesunken war, mußte sich in eine Abtei zurückziehen. Mazarin hinterließ dem jungen Könige nach Außen eine treffliche Erbschaft, Grundlage der nachmaligen Eroberungen. Auch nach Abschluß des westphälischen Friedens hatte der Krieg gegen Spanien fortgedauert. Erst den 7. November 1659 wurde derselbe durch den sogenannten pyrenäischen Vertrag beendigt, kraft dessen Spanien auf Seiten der Pyrenäen, Perpignan, Roussillon, Conflans auf Seiten der Niederlande, mehr als die Hälfte von Artois und mehrere Festungen in Flandern und Luxemburg an die Krone Frankreich abtrat. Ueberdies gab Don Philipp IV. seine älteste Tochter, Maria Theresia, dem jungen französischen Könige zur Gemahlin. Obgleich die Prinzessin vor ihrer Vermäh-

lung auf alle ihre Rechte an Spanien hatte verzichten müssen, gründete später Ludwig XIV. auf diese nemliche Heirath seine Ansprüche auf die bourbonische Nachfolge in Spanien. Die Heirath des Königs ward am 9. Juni 1660 vollzogen; die neue Gemahlin gebar ihm den 1. November 1661 einen Thronerben, und nachher noch zwei Söhne und drei Töchter, welche alle vor dem Vater dahin starben. Ludwig liebte seine Gemahlin nicht, behandelte sie jedoch mit Achtung. So lang er jung war, beherrschte ihn eine Reihe Maitressen durch ihre körperlichen Reize, später, als er alt wurde, die Wittwe Scarron durch ihre Kenntniß seines Charakters und die Frömmigkeit, welche sie zur Schau trug.

Die Herrschaft, welche Ludwig in einer Ausdehnung, wie vielleicht kein Fürst vor ihm, theils nach Innen über Frankreich, theils nach Außen über ganz Europa übte, beruhte hauptsächlich auf vier Punkten: er hat erstlich alle Zweige der Staatsverwaltung dergestalt in seiner Hand vereinigt, daß die Beamten, deren er sich bediente, bloß seine Handlanger waren; er hat zweitens durch eine neue Einrichtung des Finanzwesens die Geldkräfte Frankreichs auf einen bisher unerhörten Grad gesteigert und zugleich vollkommen zur Verfügung des Thrones gestellt; er hat drittens wie den materiellen Reichthum des Landes, so auch die geistigen Kräfte der Franzosen der Regierung dienstbar gemacht; er hat endlich die Macht der höheren Stände, die bis dahin noch einen Schein von Unabhängigkeit behaupte-

ten, des Clerus und des Adels, vollends gebrochen und dadurch das von Richelieu begonnene Werk zu Ende geführt. Unter ihm wurde der König die Seele des Landes, es gab keinen Willen außer dem seinigen, mit Recht konnte er sagen: „der Staat bin ich."

Weit mehr als durch die Waffen hat er durch die Finanzen das Uebergewicht Frankreichs befördert, ich beginne daher mit diesen. Während Mazarins Zeiten war Intendant des Schatzes der Bretagner Nikolas Fouquet, ein gescheidter, aber außerordentlich verschwenderischer Mensch, dem Mazarin die Zügel schießen lassen mußte, weil er mit seiner Hülfe sich selbst bereicherte. Aber auf seinem Todbette gestand der Cardinal dem Könige, daß Fouquet die Schuld an der Bedrückung und Verarmung Frankreichs trage und rieth ihm, einen jungen Mann bürgerlicher Herkunft, Johann Baptist Colbert, künftig bei der Finanzverwaltung zu verwenden. Ludwig verlangte Rechenschaft von Fouquet, welche dieser nur sehr unvollkommen geben konnte. Es dauerte noch einige Zeit, bis es dem Könige gelang, Fouquet zu beseitigen, denn derselbe hatte sich einen großen Anhang im Parlamente verschafft und Viele, welche in den Unruhen der Fronde eine Rolle gespielt, auf seine Seite gezogen. Im September 1661 ließ ihn Ludwig verhaften und ihm den Prozeß machen, der bis 3. Dezember 1664 dauerte und damit endete, daß Fouquet zu ewigem Gefängnisse verurtheilt ward. Nach Fouquets Sturz behielt Ludwig angeblich das Finanzwesen in seiner Hand, in der That

aber errichtete er ein Collegium, dessen Leitung er Colbert übergab. Dieser war so viel als Finanzminister. Colbert ordnete Alles neu, er suchte Klarheit in das bisherige Chaos zu bringen und begann die ungeheuren, aber bis dahin wenig gekannten Hülfsquellen Frankreichs zu entwickeln. Was er in anderen Ländern Brauchbares fand, besonders holländische Einrichtungen, diente ihm zum Vorbilde. Eine Menge Gewerbe wurde geschaffen, viele andere verbessert. Colbert rief Tuchfabrikanten aus Flandern oder Holland nach Sedan, Carcassonne, Abbeville, Strumpfwirker aus England, und errichtete eine Musterschule dieses Geschäfts in einem Schlosse des Boulogner Waldes, um schnell viele Zöglinge über ganz Frankreich verbreiten zu können. Für jeden neuen Webstuhl gab er einen Vorschuß von 2000 Livres und bewirkte innerhalb sechs Jahren, daß 40,000 in Frankreich errichtet wurden. Die Bereitung von Metallen, von Spitzen, von Spiegeln, nahm einen unglaublichen Aufschwung, die Kunst wetteiferte, den Werth der Fabrikate zu erhöhen. Gewebe und Stickereien der verschiedensten Art in Seide, in Wolle, in Leinwand, wurden durch Nachbildung berühmter Malereien, durch Darstellung mythologischer und historischer Scenen, veredelt. Die Porzellanmanufaktur von Sevres, die Bereitung der Gobelinstapeten übertraf Alles, was man bisher kannte; die Errichtung und Ausschmückung von Bauwerken, wie der feinsten Galanteriearbeiten, beschäftigte Tausende von Händen. Colbert befolgte das in Holland und England aufgekommene Merkantilsystem. Die

Einführung von fremden Waaren, die auch in Frankreich gemacht wurden, verbot er entweder ganz, oder belegte sie mit hohen Zöllen, bis dreißig vom hundert des Werths. Um den innern Handel zu befördern, legte er mehrere Canäle an. Von 1664 bis 1681 wurde durch den Baumeister Andreossy der Canal du Languedoc gegraben, welcher den atlantischen Ocean mit dem Mittelmeere verbindet und französischen Schiffen die Möglichkeit eröffnete, die Straße von Gibraltar zu umgehen. Zugleich wurden die ersten künstlichen Landstraßen in Frankreich errichtet. Auch für den auswärtigen Handel geschah Vieles. Ost- und westindische, afrikanische, levantische Handelscompagnien wurden gegründet und mit außerordentlichen Vorrechten bedacht. Frankreich gab den Ton an nicht nur in Industrie, Kleidung und Sitte, sondern auch in der Wissenschaft. Dies ist freilich nur die eine Seite der Sache, ich muß auch die andere berühren. In England, in Holland beförderte der Staat Handel und Gewerbe, damit es den Bürgern gut gehe — umgekehrt in Frankreich: hier wurden dem Gewerbstand Quellen des Gewinns eröffnet, damit die Regierung oder der König, als eigentlicher Herr des Vermögens der Unterthanen, denselben möglichst viel abnehmen könne. Man ließ sie Honig sammeln, um das Gesammelte bei gelegener Zeit für des Königs Dienst zu verwenden. Eine Menge sehr lästiger und zum Theil kleinlichter Vorschriften regelte jegliches Gewerbe, damit die Regierung das Soll und Haben eines Jeden genau kenne. Colbert stand den Finanzen von 1661 bis

zu seinem im Jahre 1683 erfolgten Tode vor. Die rastlose und kluge Thätigkeit dieses Mannes hat ungeheure Summen in den Schatz des Königs geliefert.

Schon Richelieu brach die Selbstständigkeit und Macht des französischen Adels. Aber der Cardinal hatte sich begnügt, einzelne hervorragende Mitglieder zu bekämpfen und dem Willen des Hofs zu unterwerfen, die Masse blieb ungefähr in derselben Lage wie früher. Ludwig XIV. dagegen erniedrigte den ganzen Stand. Daß seine Kriege tausende junger Adeliger wegrafften, war ein Unglück, das die Privilegirten mit dem ganzen Volke theilten; allein Ludwig nöthigte oder verführte den Adel zu einer neuen verderblichen Lebensweise. Sonst wohnten die vornehmen Geschlechter auf dem Lande zerstreut in der Mitte ihrer Grundholden, Ludwig versammelte sie an seinem üppigen Hofe zu Versailles, gewöhnte sie an Luxus und Weichlichkeit, ruinirte sie durch Ausgaben, die das Einkommen überstiegen, entehrte die ersten Familien durch seine zahllosen Liebschaften, bewirkte, daß die glänzendsten Namen es sich zum Ruhme anrechneten, einen Hof nicht bloß um die Person des Königs, sondern auch um die seiner wechselnden Maitressen zu bilden. Ludwig entsittlichte den französischen Adel und, weil derselbe Vorbild für den anderer Länder wurde, auch einen großen Theil des fremden. Was seitdem nach adeligen Begriffen des französischen Hofs für Ehre galt, war es in Wahrheit nicht. Daß der Adel bei Ausbruch der französischen Revolution den allgemeinen Haß

auf sich geladen hatte, ist hauptsächlich eine Frucht der von Ludwig XIV. gestreuten Aussaat.

Ich komme an des Königs Stellung zur Geistlichkeit und muß, um diese einzuleiten, mit den Jesuiten beginnen. Die Jesuiten waren vom Augenblick ihrer Gründung an eine geistliche Miliz, welche für Förderung der katholischen Religion, für Ausdehnung der Macht des Pabstes eine Aufopferung und, man kann sagen, einen Heldenmuth ohne Gleichen bewies. Thätigkeit erzeugt Reichthum und Macht! Aber in dem Maße, wie dem Orden diese vielbegehrten Güter zu Theil wurden, erregte er die Eifersucht und den Neid, theils anderer Orden, die sich durch ihn in Schatten gestellt sahen, theils ganzer Stände, welche durch ihn des bisher geübten Einflusses beraubt zu werden fürchteten. Als seine eifrigsten Gegner erprobten sich die französischen Juristen und insbesondere die Parlamente.

Man warf ihnen Geiz vor, man behauptete, daß sie um die Menge an sich zu fesseln, im Beichtstuhle den Weg in den Himmel über die Maßen erleichtern.

Politische Anlässe wurden mit Geschick gegen sie benützt.

Im Jahre 1594 war ein Mordanfall auf König Heinrich IV. von Frankreich durch Jean Chatel versucht worden. Ausgestreute Gerüchte bezüchtigten die jesuitischen Lehrer dieses 19jährigen Jünglings der Anstiftung, in Folge einer Untersuchung soll man bei ihnen aufrührerische Schriften gefunden haben, der Orden wurde aus dem ganzen Königreiche vertrieben. Als der Pabst im Jahre 1595 den Bann wieder

Heinrich aufhob, machte er zur geheimen Bedingung, daß die Jesuiten zurückkehren dürfen. Doch Heinrich erfüllte sein Versprechen sehr langsam und unter stetem Widerspruch des Pariser Parlaments gegen die Wiedereinführung der Jesuiten. Erst durch Befehl vom letzten Dezember des Jahrs 1603 erhielten sie vollkommene Freiheit.

Durch eine glänzende Anklagerede hatte der Parlamentsrath Anton Arnauld im Jahre 1594 die Vertreibung der Jesuiten befördert. Arnauld und sein ganzes Haus blieb sich gleich in der Abneigung gegen den Orden, ebenso das Parlament bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus, und bis zur zweiten Vertreibung der Gesellschaft aus Frankreich macht sich eine heftige Spannung zwischen Jesuiten und den französischen Parlamenten bemerklich. Da sich die Rathsstellen an den Parlamenten meist im erblichen Besitze gewisser Familien befanden, herrschte in denselben ein ebenso entschiedener Corporationsgeist als je in einem kirchlichen Orden.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Jansenismus.

Dieser Haß wider die Gesellschaft hatte Anfangs politische Gründe, bald kamen dogmatische hinzu. Noch vor dem Schlusse des 16. Jahrhunderts waren der Jesuite Leß und etliche andere mit der flandrischen Universität Löwen in einen Streit

über die Augustinische Lehre von der Gnade gerathen, welcher solches Aufsehen erregte, daß der Pabst für gut fand, beiden Partheien Stillschweigen aufzuerlegen. Gleichwohl dauerte der Gegensatz zwischen der liberalen, von den Jesuiten geübten, Auffassung des Dogma von der Gnade und der alten strengen Augustinischen fort. Zu Löwen studirten im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts zwei junge Theologen, der Holländer Cornelius Otto Jansen, und der aus Bayonne gebürtige Franzose du Vergier de Hauranne. Jansen bestieg nachher den Stuhl von Ypern und schrieb als solcher sein berühmtes Buch „Augustinus", in welchem er die strenge Lehre des Vaters von Hippo bündig gegen die neuen Pelagianier verfocht; er starb daselbst 1638. Du Vergier ward Abt von St. Cyran in der Landschaft Berry und trat in einer Schrift, Petrus Aurelius, der liberalen Moral und Dogmatik der Jesuiten entgegen. Mit dem Hause der Arnaulds zu Paris stand er in engster Verbindung. Als im August 1637 die Gattin Roberts Arnauld, des Sohnes von Anton Arnauld, auf dem Todbette lag, hielt der Abt von Saint Cyran eine so eindringliche Rede, daß er das Gemüth Le Maitres, eines Neffen von Arnauld, unwiderstehlich ergriff. Le Maitre war damals der gefeiertste Redner des Parlaments: auf der Stelle wollte er sein Amt beim Parlamente aufgeben und Mönch werden, und nur Saint Cyrans Einfluß verhinderte die Ausführung des jähen Entschlusses. Dennoch beharrte der junge Parlamentsrath nach längerer

Ueberlegung bei seinem Vorsatze und zog sich in eine Einsiedelei unweit des Klosters Port-Royal des Champs zurück.

Port-Royal, zwischen Versailles und Chevreuses gelegen, ein 1204 gegründetes Kloster von Benediktinernonnen, stand seit 1609 unter Leitung der 19jährigen Angelika Arnauld, welche, genährt durch die Werke Plutarchs und der alten Väter, die ursprüngliche Regel in aller Strenge herstellte. Saint Cyran, der Beichtvater der Nonnen von Port-Royal wurde, wußte durch den Geist christlicher Liebe, der in ihm lebte, die ascetische Richtung Angelikas auf das rechte Maß zurückzuführen und das Kloster zum Mittelpunkte der Reform zu machen, die er in der Kirche einführen wollte, einer Reform, welche die Lehre von Gottes Gnade und der Sündhaftigkeit menschlicher Natur im Sinne Augustins als Banner aufwarf.

Außer Le Maitre siedelten sich bald andere Gleichgesinnte um das Kloster an, Robert Arnaulds jüngster Bruder, Anton Doktor der Sarbonne, Nikole, ein ausgezeichneter Gelehrter, Sericourt, früher Soldat, Sacy, geistlicher Dichter und Uebersetzer der Bibel, die Aerzte Pallu und Hamon, ferner Blasius Pascal, in dessen kränklichem Körper ein erhabener Geist wohnte, der Maler Champagne — überhaupt junge Geistliche und Gelehrte, wohlhabende Kaufleute, Männer aus den angesehensten Familien, welche innerer Trieb, keine Berechnung zu diesem Schritte veranlaßte.

Aber das Haupt der Gesellschaft erlitt bald schwere Verfolgung. Sobald die ersten durch Saint Cyran ge-

machten Bekehrungen ruchbar wurden, gab Cardinal Richelieu Befehl, ihn zu verhaften, der Abt ward den 18. Mai 1638 nach dem Schlosse von Vincennes abgeführt, auch die Nonnen von Port-Royal erfuhren vielfach die Ungunst des Hofes und Richelieus. Die Achtung aller Gutgesinnten begleitete den Abt ins Gefängniß. Unser berühmter Landsmann Johann von Werth, der tapfere Reiteroberst, welcher durch Bernhard von Weimar an die Franzosen ausgeliefert worden war, lebte damals, vom Hofe bewundert und geschmeichelt, als Gefangener in Paris. Eines Tages wurde er im Jahre 1641 von Richelieu zu einem Ballet eingeladen. Nachher fragte ihn der Cardinal, was er am meisten bewundere an diesem Schauspiel. Mit soldatischer Derbheit antwortete Hans von Werth: dies, daß die Bischöfe in die Comödie laufen, während die Heiligen im Kerker sitzen. Er spielte damit auf Saint Cyran an. Der Tod Ludwigs XIII. sprengte die Bande des Abts. Im Jahre 1643 erhielt er die Freiheit wieder, sah den Keim, den er ausgestreut, zum Baume herangewachsen, und starb wenige Monate später, den 11. Oktober 1643.

Die Colonie, welche sich um Port-Royal gebildet, lebte der Wissenschaft und frommer Ascese, Einige trieben nebenbei Land- und Gartenarbeit oder Handwerke. Eine Schule ward eröffnet und Schulbücher wurden verfaßt, die überall in Frankreich und auch im Auslande gleiche Gesinnung anregten. Man gab den Colonisten nach dem Bischofe von Ypern den Namen Jansenisten. Durch die Schriften von

Port-Royal gewonnen, erklärten sich viele katholische Seelsorger in Frankreich und Flandern für die Jansenisten. Bei Ausbruch der Unruhen der Fronde trat eine neue Eigenthümlichkeit von Port-Royal hervor. Es zeigte sich nämlich, daß der Geist von Port-Royal auf die ersten Häupter jener Bewegung zurückwirkte. Diejenigen Mitglieder des Parlaments, welche im Namen des Volks Beschränkung der Willkür des Hofs, Zusicherung bürgerlicher Rechte verlangten, wie Lamoignon, Seguier, Molé, waren Freunde von Nicole, Arnauld, Pascal und deren Genossen. Dies ist nicht zufällig, die ächten Söhne des heiligen Augustinus, welche die Selbstsucht des menschlichen Herzens als obersten Lehrsatz aufstellen, und darum auch wissen, daß der Besitz unbeschränkter Gewalt die Menschen nothwendig zum Bösen verführt, haben stets für das öffentliche Wohl und bürgerliche Freiheit gearbeitet.

Man kann nicht leugnen, der Jansenismus hatte seinem Grundwesen nach eine starke Verwandtschaft mit den Bestrebungen der Reformatoren des 16. Jahrhunderts, namentlich mit Calvin. Saint Cyran selbst machte kein Hehl hieraus. Einmal sagte er zu dem vortrefflichen Vincentius von Paula, dem Stifter des Lazaristen-Ordens, dem Wohlthäter des Elends und Unglücks: Gott hat mir großes Licht verliehen und geoffenbart, daß seit 600 Jahren tiefe Verderbniß in der Kirche herrscht. Als Vincenz ihm entgegnete, daß von jeher alle Ketzer diese Sprache führten, und namentlich auf Calvin hinwies, antwortete Saint Cyran: nicht Alles, was

Calvin unternahm, war übel gethan; nur das tadle ich, daß er die gute Sache der Reform schlecht vertheidigte. Allein in einem Hauptpunkte unterschieden sich die Jansenisten sehr weit von den Reformirten, sie tasteten weder die Lehre, noch die Verfassung der Kirche an, sie haben die Kraft der priesterlichen Weihe nicht preisgegeben, noch an den Sakramenten gerüttelt, noch je dem sichtbaren Oberhaupt der Kirche, dem Pabste, den Gehorsam aufgekündigt. Obgleich sie, wie wir sehen werden, schwere Verfolgung erlitten, sind sie nie Abtrünnige geworden.

Es konnte nicht fehlen, daß zwischen den Jansenisten, welche an den strengsten Grundsätzen Augustins festhielten, und zwischen den Jesuiten ein heftiger Zusammenstoß erfolgen mußte. Die Jesuiten erhoben nach zwei Seiten hin Anklagen gegen ihre Widersacher: einmal machten sie geltend, daß der Jansenismus Elemente enthalte, welche der Ausdehnung und Vollkommenheit königlichen Regiments widerstreben; fürs zweite stellten sie der römischen Curie vor, daß die Jansenisten die Unfehlbarkeit des Pabstes angreifen. Sie legten in dieser Beziehung besonderes Gewicht auf eine Stelle der Hauptschrift des Jansenius: in seinem dritten Buche vom Stande der Unschuld kommt Jansenius auf einen Satz des heiligen Augustinus, von dem er nicht leugnen kann, daß derselbe aus Anlaß früherer theologischer Streitigkeiten vom Stuhle Petri verdammt worden sei. Einen Augenblick bedenkt er sich, wem er folgen solle, dem Vater von Hippo oder dem Pabste. Bald aber beruhigt

er sich mit der Bemerkung, der römische Stuhl verdamme zuweilen eine Lehre bloß um des Friedens willen, ohne sie darum für falsch zu erklären, und entscheidet dann frischweg für Augustin. Mit Benützung solcher und ähnlicher Sätze wurde von den Jesuiten eine schwere Anklage gegen die Parthei Saint Cyrans in Rom erhoben. Um die Maßregel, welche sofort die Curie ergriff, zu würdigen, muß man sich in die damalige Lage der katholischen Kirche hineindenken. Ohne Frage war der Jansenismus eine Bewegung, die, wenn sie irgend über die von den Häuptern Anfangs gezogenen Linien hinausgriff, leicht zu einem Abfall eines großen Theils der Clerisei von der römischen Kirche führen mochte. Ein Ueberschlagen der neuen Augustiner zu den ältern des 16. Jahrhunderts, d. h. zu den Calvinisten, schien sehr möglich. Also gebot dem Pabste die Pflicht der Selbsterhaltung, bei Zeiten einzuschreiten. Auf Petri Stuhle saß von 1644 bis 1655 Johann Baptist Pamfili unter dem Namen Innocenz X. Er setzte eine Commission nieder, deren Mehrzahl wider die Jansenisten entschied. In Folge dieses Gutachtens verdammte der Pabst unter dem 1. Juni 1653 fünf Sätze, welche die Commission als ketzerischen Inhalt der Schrift des Jansenius bezeichnet hatte. Die Jansenisten erhoben Widerspruch, indem sie nachwiesen, daß die fünf Sätze, in dem Sinne, in welchem sie der Pabst verdammt habe, nicht in Jansens Buche stünden. Im Januar 1655 starb Innocenz X. und sein Nachfolger, der bisherige Cardinal Fabio Chigi, der als Pabst den Namen Alexan-

der VII. annahm, erklärte, daß die fünf Sätze allerdings in Jansens Buche enthalten seien, und daß er sie auch in dem Sinne verdamme, wie sie dort stünden.

In schwere Verlegenheit versetzt durch diesen Schlag, suchten sich die Jansenisten dadurch zu helfen, daß sie zwischen Thatsache und Lehre einen feinen Unterschied machten. Ueber die Lehre der Kirche habe, sagten sie, der Pabst zu entscheiden, hier sei sein Gebiet, aber die Feststellung der Thatsache: wie, ob in Jansens Buche eine gewisse Meinung sich finde, kommen nur der Wissenschaft zu. Die ganze Aufregung, welche während der Unruhen der Fronde auf politischem Gebiete entstanden war, warf sich nunmehr aufs kirchliche. Frankreich nahm für die Jesuiten oder die Jansenisten Parthei, und schon zählten letztere unter ihre Anhänger manche Bischöfe. In dieselbe Zeit fällt die lebendigste schriftstellerische Thätigkeit der Jansenistischen Häupter. Anton Arnauld hatte wider die erste oben erwähnte Entscheidung des Pabstes in einem an den Herzog von Luynes, einen Gönner der Jansenisten, gerichteten Schreiben protestirt, und diese Schrift war von der Pariser Sorbonne verurtheilt worden. Jetzt veröffentlichte zur Rechtfertigung seines Freundes in Form von Flugblättern, und unter dem Namen Ludwig von Montalte, Blasius Paskal zwischen 1655 und 1656 die Briefe eines Provinzials an seinen Freund, in welchen er mit furchtbarer Satyre die theologische Wirksamkeit der Jesuiten angriff. Seitdem traten alle Lacher, alle Spötter,

alle mit Staat und Kirche Unzufriedenen auf Seite der Jansenisten.

Pabst Alexander VII. starb den 22. Mai 1667. Auf ihn folgte unter dem Namen Clemens IX. Julius Rospigliosi, ein wohlwollender, liebevoller Greis, der sogleich Anstalt traf, den Jansenistischen Streit beizulegen. Er forderte 1668 den Jansenisten eine Erklärung ab, welche ihnen Freiheit ließ, zu glauben, daß jene fünf vom Stuhle Petri verdammten Sätze in dem verurtheilten Sinne nicht in Jansens Buche stünden. Die Parthei beruhigte sich bei diesem Auskunftsmittel, die Jansenisten genoßen wieder den Schutz der Curie, selbst Ludwig XIV., der sie sonst nicht leiden konnte, bewies ihnen einige Gunst. Er ernannte einen Sohn Robert Arnaulds, den Marquis von Pomponne, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Die Parthei war vor politischer Verfolgung gesichert, aber der Federkampf zwischen Jesuiten und Jansenisten dauerte eben so heftig als früher fort.

Sechzehntes Kapitel.

Der Gallikanismus.

Bald wurden Beide in einen politischen Handel verwickelt. Mit dem Constanzer Concil, welches die Macht allgemeiner Kirchenversammlungen über den Stuhl Petri erhoben hatte, trat in verschiedenen Ländern Europa's, am

meisten in Frankreich, das Bestreben hervor, die Landeskirchen von der päbstlichen Oberaufsicht mehr oder minder frei zu machen: ein Bestreben, welches seinem Ziele nach auf Unterwerfung des Clerus unter den Willen der Fürsten gerichtet war. Die französischen Parlamente, der Juristenstand überhaupt, verfolgte diese Richtung mit Vorliebe und stellten den Satz auf, daß in politischer Beziehung Frankreichs Krone vom Pabste vollkommen unabhängig sei, und daß der Clerus dem Könige für alle Fälle zu gehorchen habe. Man nannte die behauptete Macht des Königthums Freiheiten der gallikanischen Kirche (droits et libertés de l'église gallicane). Zwei gelehrte Juristen und Parlamentsräthe, Dupuy und Dumoulins, machten sich durch Vertheidigung der sogenannten gallikanischen Freiheiten einen Namen. Es konnte nicht fehlen, daß diese Lehren einem Fürsten gefallen mußten, der, wie Ludwig XIV., überzeugt war, daß der Staat eigentlich er selbst sei, und daß es in ganz Frankreich nur eine Gewalt, nemlich die seinige, gebe. Ludwig griff die Sache von einer sehr praktischen Seite auf. Carl der Große hatte das Gesetz gegeben, daß jede Kirche seines Gebiets einen Schirmvogt wählen müsse, und diese Schirmvogteien waren im Laufe der Zeiten eine furchtbare Last für Stühle und Klöster geworden, weil die Vögte eine Masse nutzbringender Rechte sich anmaßten. Allmählig und namentlich durch den Wechsel der Oberherrschaft, wie z. B. in Burgund, in der Provence, im alten Arelat, welche früher zum deutschen Kaiserreiche gehörten, aber später an die Krone

Frankreich fielen, gingen die meisten Schirmvogteien ein. Plötzlich nahm Ludwig XIV. durch einen Erlaß vom 18. April 1673 die Schirmvogtei über alle Kirchen seines Reichs unter dem Titel eines Regals als unveräußerliches und unverjährbares Recht der Krone in Anspruch. Dieses Mandat gab mit einem Schlage den ganzen französischen Clerus in die Gewalt des Königs, schnitt jede Möglichkeit ab, daß das Bisthum oder die Abtei mit Hülfe des Pabsts eine althergebrachte Standesunabhängigkeit behaupte, und ließ dem Stuhle Petri nichts als eine Oberaufsicht über die Lehre, welche Niemand antastete. Frankreich war von Stunde an nur dem Namen nach katholisch, die französische Kirche glich in Bezug auf Verfassung der Nationalkirche, welche König Heinrich VIII. traurigen Gedächtnisses hundert Jahre früher in England eingeführt hatte.

So tiefe Wurzeln hatte bereits die unbeschränkte Herrschaft des Hofes im Lande getrieben, daß nur zwei Bischöfe, Pavillon von Alais und Caulet von Pamiers, beide Jansenisten, Protestation einlegten. Sie wurden jedoch von ihren Metropoliten im Stiche gelassen, vom Hofe verfolgt und ihrer Einkünfte beraubt. Caulet mußte geraume Zeit von Almosen leben. Nicht eingeschüchtert wandten sie sich nach Rom. Benedikt Odescalchi, der nach Clemens X. Tode den 21. September 1676 unter dem Namen Innozenz XI. Petri Stuhl bestieg, ein Mann von strengen Sitten und reinstem Wandel, erhob durch Bulle vom 28. Dezember 1679 kraftvollen Einspruch gegen das Verfahren des Königs.

Nun berief Ludwig XIV. ein französisches Nationalconcil in der Art, daß die Zusammensetzung desselben ganz von seiner Willkür abhing. Er ernannte nemlich aus jeglichem Erzsprengel zwei Bischöfe und zwei Mitglieder der niedern Geistlichkeit, versteht sich lauter solche, die als dienstwillige Werkzeuge des Hofes bekannt waren. Ein Cleriker, der sehr große Fähigkeiten als Redner und als Schriftsteller besaß, aber in dieser Angelegenheit die Sache der Kirche preisgegeben hat, der berühmte Bischof von Meaux, Jakob Benignus Bossuet, eröffnete am 30. Oktober 1681 die Sitzungen des neuen Nationalconcils. Unter dem 19. März 1682 veröffentlichte dasselbe folgende vier Punkte: 1) Ueber dem Pabst steht, gemäß den Satzungen der ökumenischen Constanzer Kirchenversammlung, das allgemeine Concil; 2) weder der Pabst, noch die allgemeine Kirche hat in allen weltlichen Angelegenheiten irgend ein Recht über die Könige, nie dürfen Unterthanen vom Eide der Treue gegen ihre Gebieter entbunden werden; 3) auch die rein geistliche Gewalt des Pabsts ist beschränkt durch das kanonische Recht. Er darf nichts anordnen, was den Beschlüssen der Concilien oder den Freiheiten der gallikanischen Kirche, oder den Grundgesetzen des Reichs zuwiderliefe; 4) die Entscheidungen des Pabstes sind selbst in bloßen Sachen der Lehre nur dann giltig, wenn sie von der Kirche bestätigt werden. Der Pabst ist nur in so fern untrüglich, als seine Ansichten mit denen der Kirche übereinstimmen. So lauten die vier Beschlüsse des vom Könige Ludwig XIV. im Jahre 1681

zusammenberufenen sogenannten gallikanischen National-concils. Ein fünfter Hauptpunkt ist nicht ausdrücklich formulirt worden, sondern steckt eingehüllt in den vier erwähnten Artikeln, nemlich dieser, daß Ludwig XIV. unter dem allgemeinen Concil, das über dem Pabste stehen soll, nicht ein allgemeines freies, von allen Nationen der katholischen Welt beschicktes verstand — denn ein solches konnte unter damaligen Umständen gar nicht mehr berufen werden, sondern, daß er an die Stelle eines solchen das eigene von ihm berufene Nationalconcil unterschob. Letzteres aber hing, wie wir sahen, ganz von seiner Willkür ab, und nur solche Personen wohnten demselben an, auf deren Gehorsam er mit Sicherheit rechnen konnte. Folglich läuft das ganze von ihm getriebene Spiel darauf hinaus, daß er dieselbe Untrüglichkeit, die er dem Pabste absprach, dieselbe durch Jahrhunderte geheiligte Gewalt, die er dem Stuhle Petri raubte, für sich selbst in Anspruch nahm.

Das Werk geistlicher und weltlicher Allgewalt war damit vollendet, Ludwig XIV. zum Kaiser-Pabst in einer Person geworden. Ludwig XIV. erhob jene vier Artikel zu einer Art von symbolischem Buche, welches alle Cleriker unterschreiben mußten, und Bossuet erhielt Befehl, eine neue französisch-katholische Dogmatik zu verfassen, welche die oberkirchlichen Rechte des Königs festsetzen sollte. Der Bischof von Meaux bewerkstelligte dies unter dem Titel Exposition de la foi catholique. Alle Anhänglichkeit an die alten Grundsätze der Kirche hätte im höheren französischen Clerus

erstorben sein müssen, wenn kein Widerstand erfolgte. In der That besannen sich Viele von denen, welche dem Concil angewohnt hatten, eines Andern und nahmen ihre Unterschriften wieder zurück und durch ganz Frankreich offenbarte sich laute Mißbilligung unter rechtschaffenen Katholiken. Doch der Hof gab nicht nach — während solche, welche bereitwillig die kirchliche Farbe des Königs anlegten, mit Aemtern, Stellen, Pensionen, Orden bedacht wurden, traf Pflichtgetreue Verfolgung. Auf erledigte Stühle erhob der König nur die, welche die vier Artikel unterschrieben hatten. Aber auch die Curie blieb fest. Der Pabst verweigerte allen Neuernannten die Ordination und der Zwiespalt gedieh so weit, daß im Jahre 1688 nicht weniger als fünfunddreißig französische Bischöfe der kanonischen Einsetzung ermangelten. Welche Rolle spielte nun in den eben beschriebenen Verwicklungen die Gesellschaft Jesu? Um ihren Einfluß am französischen Hofe nicht zu verlieren, gingen sie auf die Ansichten des Königs ein, traten sogar als Schriftsteller für Ludwig XIV. auf! Mehrfach geschah es damals, daß von Jesuiten verfaßte Bücher zu Rom verdammt und auf den Index gesetzt wurden, weil sie rücksichtslos der königlichen Gewalt das Wort geredet hatten. Auch die Jansenisten machten es nicht besser. Statt ihre Anhänglichkeit für die Grundsätze der alten Kirchenverfassung zu erproben, nahmen sie Parthei für die gallikanischen Freiheiten und pflegten den Bischof von Meaux vorzugsweise den großen Mann zu

nennen. Sie haben zu dieser Zeit das Schicksal, das später über sie hereinbrach, verdient.

Siebzehntes Kapitel.

Zurücknahme des Ediktes von Nantes.

Während auf solche Weise jansenistisch oder jesuitisch gesinnte Katholiken ihre Kirche im Stiche ließen, erhoben sich Reformirte wider Ludwigs Verfahren und suchten durch Schriften Vorkehr zu treffen, daß der König nicht auch ihnen gallikanische Freiheiten beibringe. Claude, Bastide, Ferri und der reformirte Feuerbrand Jurieu schrieben wider den Hof. Es war, als ob sie ein Vorgefühl hätten, daß das kirchliche Gewitter, welches die Herrschsucht des Königs heraufbeschworen, sich zuletzt auf ihren Häuptern entladen werde. Wirklich geschah Letzteres.

Nachdem Heinrich IV. von Navarra, um den französischen Thron besteigen zu können, 1593 vom reformirten Bekenntniß zum katholischen Glauben übergetreten war, sicherte er bekanntlich unter dem 13. April 1598 die Zukunft seiner ehemaligen Glaubensgenossen durch das Edikt von Nantes, welches den Reformirten Gewissensfreiheit und den Genuß aller bürgerlichen Rechte verbürgte. Anfangs blieben die Reformirten zugleich eine politische Parthei, sie hatten als Bürgschaften ihrer Rechte Waffenplätze in Händen. Diesem Zustande machte Cardinal Richelieu ein Ende,

aber als Sekte ließ er die Reformirten ungefährdet bestehen. Allmählig beschwichtigte sich das alte reformirte Feuer und ihr Soldatengeist, sie wurden friedliche Bürger, widmeten sich mit Eifer den Gewerben, legten viele Fabriken an und halfen dadurch den französischen Staatsschatz füllen. Nicht ein Schatten von Gefahr für die Ruhe des Staats war von dieser Seite her zu befürchten. Gleichwohl glaubte derselbe Ludwig, der sich durch das gallikanische Concil zum Nationalpabst aufgeworfen hatte, auch seine reformirten Unterthanen zu seinem Glauben bekehren zu müssen. Anfangs wurden milde Mittel gebraucht, man bot übertretenden Calvinisten Vortheile aller Art an, versagte Treubleibenden Stellen, vertrieb solche, welche bereits königliche oder Gemeindeämter besaßen, aus denselben. Hie und da riß man reformirte Kirchen nieder und zugleich wurden Missionen angeordnet, und die königlichen Oberbeamten (die Intendanten) mischten sich da und dort in das Bekehrungsgeschäft, indem sie solchen Männern zusetzten, die unter den Reformirten besonderes Ansehen genoßen. Die Verfolgung war, wie man sieht, anfangs eine bureaukratische. Schon damals wanderten viele Reformirte, Schlimmes ahnend, aus. Die Zurückbleibenden faßten wüthenden Groll gegen den König, eine Gesinnung, welche durch das in Holland lebende, oben erwähnte reformirte Partheihaupt, Peter Jurieu, durch Flugschriften angefacht wurde. Er schrieb damals seine äußerst selten gewordene Schrift: Les soupirs de la France esclave, qui aspire à la liberté, in welcher er die Lehre von der

Souveränität des Volks vortrug und die Tyrannei des Königs unbarmherzig angriff. Auch Katholiken widersetzten sich den Missionen. Häufig geschah es, daß bei Annäherung der Missionspriester Einwohner katholischer Ortschaften die Stadtthore schlossen oder ihre Wohnungen verließen. Um die Bekehrer zu unterstützen, wurden ihnen daher Dragoner beigegeben. Diese rohen Menschen lagerte man bei hartnäckigen Reformirten ein, welche sich die schändlichsten Bedrückungen gefallen lassen mußten. Nothzucht, Raub waren alltäglich, Prediger, die ihre Gemeinden nicht verlassen wollten, wurden hingerichtet. Viele Widerspenstige riß man nach den katholischen Kirchen, brach ihnen dort den Mund auf, brachte die Hostie hinein; diejenigen, welche sie nachher ausspieen, wurden als Gotteslästerer verbrannt. Reformirte, welche übergingen, erhielten das Vorrecht, keine Schulden an ihre ehemaligen Glaubensbrüder bezahlen zu dürfen; solche, welche treu blieben, konnten keinen Prozeß gewinnen. Auf alle Klagen ertönte stets die eine Antwort: werdet katholisch. So standen die Angelegenheiten der reformirten Kirche schon 1683, während das Edikt von Nantes amtlich noch in Kraft war, kein Reformirter besaß damals im ganzen Königreiche mehr ein städtisches oder Gemeindeamt, viel weniger ein königliches oder gar eine Stelle im Heere. Den thätigsten Antheil an den eben beschriebenen Grausamkeiten hatte der Kriegsminister Le Tellier, Marquis von Louvois, genommen, ein Mann, hart wie Stein und gewissenlos, der eine Ehre darein setzte, mit seinen Dragonern mehr aus-

zurichten, als die Hofgeistlichen mit den Missionspriestern und der, triumphirend, dem Könige Tausende von Uebertrittsscheinen angeblich bekehrter Calvinisten vorlegte.

Bald wurde es noch schlimmer. Um diese Wendung zu erklären, muß ich Sie in das Privatleben des Königs einführen. Die erste Maitresse Ludwig XIV. war das Fräulein de la Vallière. Nachdem sie dem Könige zwei Kinder geboren, sehnte sich Ludwig XIV. nach Abwechslung. Eine blendende Schönheit, Francaise, geborne Mortemart, Gemahlin des Marquis von Montespan, eroberte das Herz des Königs. Die Herzogin de la Vallière mußte sich mit der Rolle einer bloßen Freundin begnügen, bald aber faßte sie den heroischen Entschluß, dem Hofe zu entsagen, in den Orden der Carmeliterinnen einzutreten und dort in strenger Ascese ihre Verbindung mit dem königlichen Verführer abzubüßen. Der Marquis von Montespan, ein erzwungener Hahnrei, wurde auf seine Güter in den Pyrenäen verwiesen, am Hofe aber kam bald darauf die Sitte der Reifröcke auf, welche die Marquise zuerst anlegte, um ihre erste Schwangerschaft zu verbergen. Nicht lange stand es an, so fühlte die Montespan Langeweile im täglichen Umgange mit dem Könige. Um mehr Reiz in die stockende Unterhaltung zu bringen, zog sie eine Dienerin herbei, welche sehr viel Geist besaß und damals Erzieherin oder Bonne ihrer mit dem Könige gezeugten Kinder war. Mademoiselle Aubigne, geboren 1635 aus der Ehe eines Mannes von guter Familie mit der Tochter eines Gefängnißwärters,

welche der Vater heirathete, weil sie ihn aus dem Kerker befreit hatte, verlor ihre Eltern im 12. Lebensjahre, gerieth dadurch in bittere Noth und gab im Jahre 1651, 16jährig, um der strengen Aufsicht einer Verwandten zu entgehen, ihre Hand dem Schriftsteller Scarron, welcher gescheidt, aber unglaublich häßlich und gichtbrüchig war. Nach dem Tode ihres Mannes trat sie in das oben erwähnte Verhältniß zur Montespan. Seit diese die verblühte Wittwe, von deren Reize nichts zu befürchten schien, in die Nähe des Königs zog, warf die Scarron mit erstaunungswürdiger Feinheit ihr Netz auf Ludwig aus. Der Gebieter von Frankreich, dem Alles wie einem Abgotte nahte, für den Jeder nur schöne Worte hatte, der daher nie Wahrheit hörte, fühlte oft eine gewisse Leere in sich. Diese Lücke benützte die Scarron, nahm den Ton aufrichtiger Ergebenheit an, spielte die Rolle einer frommen Beratherin, erweckte die Neigung zur Andächtelei, die in des Königs Herz schlief, und als sie einmal so weit Ludwigs XIV. Vertrauen gewonnen hatte, hob sie an, sein Verhältniß zur Montespan als unsittlich, sündhaft hinzustellen. Auch die Montespan ward beseitigt, und 1683 starb des Königs Gemahlin Maria Theresia von Spanien. Und nun ging die Scarron einen Schritt weiter, sie verlangte, daß der König sie heirathe, weil auch der Schein eines geschlechtlichen Verhältnisses zu ihm ihre Ehre benachtheilige. So fest saß sie bereits, daß der König nachgab und mit der Frau von Maintenon, er, der 45jährige Wittwer mit der 48jährigen Wittwe, eine geheime Ehe

schloß, die aber alle Welt kannte, und die hinfort wichtigen Einfluß auf die französische Politik übte.

Auch der letzte Gewaltstreich gegen die Reformirten, die Abschaffung des Ediktes von Nantes, ist eine Frucht dieser Ehe. Doch haben noch andere Leute mitgewirkt. Seit ihr Verhältniß zum Könige eine feste Gestalt erhalten, verband sich die Maintenon, die sich das Ansehen gab, dem Könige auf den Pfad des Glaubens und der Sittlichkeit zu leiten, enge mit Ludwigs Beichtvater, dem Pater La Chaise, einem Jesuiten. Der Jesuitenorden hatte den heiligen Stuhl von Rom in der Sache der gallikanischen Freiheiten im Stiche gelassen, die tauglichste Sühne für dieses Unrecht schien, wenn man die letzte Hand anlegte, um die Reformirten vollends in die katholische Kirche hineinzuzwingen. Noch ein besonderer Grund bewog die Maintenon zu eifriger Unterstützung des Plans. Sie war früher selbst Calvinistin gewesen und ergriff daher mit Begierde eine Gelegenheit, welche ihr erlaubte, vor aller Welt zu zeigen, daß sie durch und durch rechtgläubig sei und keinen Funken hugenottisches Blut mehr in ihren Adern habe. Als der Dritte trat in den Bund der Urheber der Dragonerbekehrungen, Kriegsminister Louvois und sein Vater, der alte Präsident Le Tellier, und zwar diese, weil man bei den bisherigen Grausamkeiten nicht stehen bleiben durfte, sondern das begonnene Werk zu Ende führen mußte. Im April 1685 ward auf den Widerruf des Ediktes von Nantes beim Könige ange-

tragen, im August ward dasselbe beschlossen, den 22. Oktober 1685 ward es unterzeichnet.

Der Unterschied zwischen einer guten und einer schlechten oder tyrannischen Regierung beruht hauptsächlich darauf, daß ein guter Regent sein Wort hält und die Gesetze achtet, daß ein schlechter lügt und die Gesetze umgeht, daß ein Tyrann alle Schranken umstoßt und mit dem Wohle seiner Unterthanen Spiel treibt. Letzteres hat Ludwig gethan. Der Widerruf des Ediktes von Nantes erregte im ganzen protestantischen Europa einen Schrei des Entsetzens. Nur die Urheber triumphirten. Als der alte Präsident Le Tellier, der damals krank im Bette lag, das vom Könige unterschriebene Dekret sah, brach er in die Worte Simeons beim Evangelisten aus: Herr, nun lassest du deinen Diener im Frieden fahren, denn ich habe keinen Wunsch mehr auf Erden! Wie erging es nun den Calvinisten, aus deren Mitte durch die früheren Verfolgungen schon die Leichtsinnigen geschieden waren, und deren Reihen daher fast nur entschlossene Bekenner zählten. Wer von ihnen irgend fliehen konnte, eilte nach dem Auslande; aber dies war sehr schwer, denn Louvois hatte alle Gränzen des Königreichs mit einer engen Kette von Wächtern umstellt. Gleichwohl entkamen Tausende; holländische, dänische, englische Schiffe kreuzten auf den Küsten, um flüchtige Hugenotten aufzunehmen. Durch Wechsel wurden große Geldsummen ins Ausland geschafft. Gegen 200,000 Calvinisten sollen nach und nach entkommen sein, sie verkündigten überall ihren Haß gegen König

Ludwig XIV. und bereicherten fremde Länder, namentlich Holland und den brandenburgischen Kurstaat durch Kunstfertigkeit in Gewerben, welche sie anlegten. Diejenigen, welche man beim Versuch, über die Gränze zu entkommen, erwischte, wurden in schreckliche Kerker geworfen oder auf die Galeeren geschmiedet. Die ungeheure Mehrzahl mußte zu Hause bleiben und sich äußerlich zur Bekehrung bequemen, 400,000 ehemalige Reformirte besuchten die Messe. Gewöhnlich ging es bei der Bekehrung so zu: die Missionspriester legten den Unglücklichen Abschwörungsformeln vor, die, um sie annehmlicher zu machen und den ersten Schritt zu versüßen, ziemlich schwankend und unbestimmt waren; nach etlichen Tagen kamen dann die Priester wieder mit einer andern Formel, welche bündig lautete. Wollten die Bethörten nicht die blutigen Strafen gegen Widerspenstige Neubekehrte auf sich laden, blieb ihnen nichts übrig, als zu unterschreiben, daß sie freiwillig, weder durch Ueberredung noch durch Gewalt bestimmt, ihren Glauben geändert hätten. Häufig nahm man solchen Neubekehrten, deren gutem Willen man mißtraute, die Kinder weg und ließ sie auf Kosten der Eltern in katholischen Häusern erziehen. Diejenigen, welche allen Mitteln der Bekehrung trotzten, verloren ihre bürgerlichen Rechte, die freie Verfügung über ihr Vermögen und die Erbschaft. Die reformirten Geistlichen, welche nicht nachgaben, genoßen das von ihren Heerden beneidete Glück, aus dem Lande ausgewiesen zu werden. Wenn sie aber zurückkehrten und in die Hände der Leute des Königs fielen,

wurden sie hingerichtet. Der römische Hof schämte sich dessen, was in Frankreich vorging; Pabst Innocenz XI. schrieb an Ludwig XIV.: dieser Methode hätten sich Christus und seine Apostel nicht bedient, man müsse die Menschen in die Tempel Gottes führen, aber nicht sie an den Haaren hineinreißen.

Uebrigens folgte die Strafe der Unmenschlichkeit auf dem Fuße. Einmal litt der französische Staatsschatz sehr viel durch die Entfernung so vieler Kapitalien und tüchtigen Gewerbsleute; schon in den 90er Jahren hatte die Verarmung Frankreichs einen bedenklichen Grad erreicht, wie ich sogleich zeigen werde. Die entzogenen Arbeits- und Geldkräfte kamen dem Auslande, mit dem Ludwig fortwährend Krieg führte, zu gut, und wandten sich daher mittelbar gegen den König. Fürs Zweite wurden aus armen ausgewanderten Calvinisten in holländischem oder englischem Dienste Regimenter errichtet, welche, vom grimmigsten Hasse erfüllt, sich wie Rachegeister auf ihre katholischen Landsleute stürzten. Drittens auch im Innern Frankreichs brach ein Feuer aus. Mögen Gelehrte noch so schöne Theorien vom leidenden unbedingten Gehorsam christlicher Unterthanen ausspinnen, diese Lehre hat ihre von der Natur selbst gesteckte Gränzen, wenn man den Menschen zu weit treibt, geräth er in Verzweiflung und schlägt wie ein Thier um sich! Bald nach Anfang des 18. Jahrhunderts machten calvinische Bauern in den Cevennen, die trotz der Abschaffung des Ediktes von Nantes ihren Glauben bewahrten und trotz der Androhung

von Galgen und Rad geheimen Gottesdienst in den Wäldern und Einöden hielten: diese Bauern, sage ich, machten die Entdeckung, daß sie Arme hätten, sich zu wehren, Aexte, um ihre Verfolger niederzuschmettern, und schickten die vom Könige wider sie ausgesandten Soldaten mit blutigen Köpfen heim, schlugen seine Marschälle zurück und nöthigten zuletzt den Hof, unter der Hand Religionsfreiheit zu bewilligen. Doch die schlimmste Frucht der von Ludwig XIV. verübten religiösen Bedrückungen reifte erst nach seinem Tode, sie bestand darin, daß in der öffentlichen Meinung nicht nur von Frankreich, sondern auch von Europa das Haus der Bourbonen als ein unverbesserliches, aller bürgerlichen Freiheit ewig feindliches, betrachtet wurde, eine Ansicht, die nicht am wenigsten dazu beitrug, den Urenkel Ludwigs XIV. auf das Blutgerüst zu führen und den furchtbaren Satz der Bibel zu bewahrheiten, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern bis ins vierte Glied.

Achtzehntes Kapitel.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Ich habe bisher gezeigt, wie Ludwig XIV. nach Niederreißung aller aus dem Mittelalter herübergekommenen Corporationsrechte ein völlig unbeschränktes Königthum schuf, wie er den Willen, das Gewissen, die Leiber, die Geldkräfte seiner Unterthanen der Krone dienstbar machte. Ich muß

noch Einiges von seinen Eroberungskriegen sagen. Im 23. Jahre auf den Thron gelangt, gefiel er sich anfangs in glänzenden Hoffesten. Eines folgte dem andern und Colbert seufzte oft über die Kosten, welche dieselben verursachten. Wie er ins reifere Alter kam und die ersten Leidenschaften sich abgekühlt hatten, fiel er in die Hände des Kriegsministers und nun wurde Erobern sein Ehrgeiz. Zum Kriegführen aber braucht man laut dem berühmten Ausspruche des Generals Montecuculi Geld, Geld und wiederum Geld. Nicht bloß Waffen und Ausrüstung der Mannschaft verschlangen ungeheure Summen, sondern ebenso die Bestechungen, welche die französische Diplomatie verschwendete, um ihre Zwecke vorzubereiten. Ungarn, Türken, Schweden, Italiener, Dänen, insbesondere sehr viele deutsche Reichsfürsten empfingen von Frankreich Geld und die zwei letzten Stuarte Englands standen, wie ich schon früher zeigte, förmlich im Solde der französischen Krone. So groß auch die Hülfsquellen waren, welche Colberts Scharfsinn und Thätigkeit eröffnet hatte, so reich der Boden Frankreichs ist, so blühend die Gewerbe: bei solcher Verschwendung mußte zuletzt Ebbe eintreten. Während des 9jährigen Kriegs, der von 1688 bis 1697 geführt ward und mit dem Frieden von Ryswik endigte, herrschte in Frankreich die drückendste Finanznoth. Das Volk, völlig ausgesogen, konnte keine neuen Steuern zahlen, obgleich man die gewaltsamsten Mittel aufwandte, Geld zu schaffen. Der Hof, die Minister scheuten sich, dem Könige die wahre Lage der Dinge zu offen-

baren, aber der treffliche Erzbischof von Cambray, Fenelon, schrieb an Ludwig XIV. einen Brief, welcher zum dauernden Ruhm dieses Prälaten gereicht, und den Abgrund offenbarte, auf dem man stand. Er sagte darin unter Anderem dem König, daß er die Liebe seiner Unterthanen verloren habe, daß das Volk, zur Verzweiflung getrieben, nahe an einem Aufstande sei. Die Rücksicht auf die Erschöpfung Frankreichs bewog auch den König, seinen Gegnern im Vertrage von Ryswik bessere Bedingungen zu gewähren, als er wohl sonst bewilligt haben würde.

Eben dieser Vertrag war jedoch nur ein Waffenstillstand. Das 18. Jahrhundert begann wegen der Nachfolge in Spanien mit einem neuen Kriege, der 11 Jahre dauerte, Frankreichs Erschöpfung vollendete und der abermal durch die Ehrsucht Ludwigs XIV. herbeigeführt worden ist. Die ausgezeichneten Minister und Feldherrn, welche die erste Zeit seiner Regierung verherrlicht hatten, lebten nicht mehr. Colbert war im Jahre 1683, Louvois, der Kriegsminister, bei aller Grausamkeit und Härte ein fähiges Haupt, dem das französische Heerwesen viel verdankt, war 1691 gestorben. Weil die Welt die glücklichen Erfolge der Anfänge seiner Regierung dem Talente dieser Minister zuschrieb, weil er sich selbst durch den Rath solcher, die klüger als er waren, beengt fühlte, besetzte er die höchsten Stellen von nun an mit lauter jungen unerfahrenen Leuten, die ganz von seinem Winke abhingen. Pelletier, Colberts Nachfolger, als Vorsteher der Finanzen, legte seine Stelle freiwillig nieder, der König

übertrug sie an den jungen Pontchartrain, später an den fügsamen Chamillard. Die Anwartschaft auf das Staatssekretariat seines Vaters Croissy erhielt Torcy, und da sieben Jahre später — nemlich 1696 — der Vater starb, war Torcy noch so jung, daß man ihm seinen Schwiegervater als Leiter, gleichsam als Vormünder beigesellen mußte. Ebenso wurde nach des Marquis von Louvois Tode der zweite Sohn desselben, der 18jährige Barbesieur, zum Kriegsminister ernannt. Zur Zeit des Ryswiker Friedens herrschte Gährung in der Hauptstadt und der Hof glaubte einem Ausbruche der Unzufriedenheit nur dadurch vorbeugen zu können, daß man die Polizei auf einem ganz neuen Fuß organisirte und mit einer Masse geheimer Späher versah. D'Argenson, ein unerbittlich strenger Beamter, trat an die Spitze der neuen Organisation, ihm verdankte Ludwig die Erhaltung seines Throns während der gefährlichsten Zeiten des spanischen Erbfolgekriegs. Ein Hauptgrund, warum sich der König in diesen neuen Kampf stürzte, war seine Eitelkeit, der Welt zu zeigen, daß weder er selbst altere — obgleich er mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts sein 62. Lebensjahr angetreten hatte, noch, daß die Thätigkeit der ersten Hälfte seiner Herrschaft das Werk jener ausgezeichneten Minister gewesen sei.

Carl II., Sohn Philipps IV. und letzter Sprosse des spanischen, habsburgischen oder österreichischen Stammes, siechte, obgleich er 1700 erst 39 Jahre zählte, langsam dem Tode entgegen. Zweimal verheirathet, hatte er keine Kinder

gezeugt, die Mannskraft war in ihm erloschen. Sein naher Tod eröffnete die Erbschaft eines Reiches, in dem die Sonne nicht unterging, das damals außer der pyrenäischen Halbinsel die Krone Neapel und Sicilien, das Herzogthum Mailand, das spanische Flandern, die Hälfte des amerikanischen Festlands sammt vielen und großen Inseln umfaßte. Drei Hauptbewerber meldeten sich, der Kaiser, der König von Frankreich, der Kurfürst Max Emanuel von Bayern. Ludwig XIV. machte seit längerer Zeit öffentlich Anspruch auf die Erbschaft, im Falle Carl II. kinderlos sterben würde, er forderte dasselbe als Sohn einer spanischen Prinzessin und als Gemahl der Maria Theresia, der ältesten Tochter Don Philipps IV. und Schwester Carls II. Beide Prinzessinnen, die Mutter und die Gemahlin Ludwigs XIV., hatten zwar, wie ich in Bezug auf Maria Theresia früher bemerkte, vor ihrer Vermählung für sich und ihre Leibeserben förmlichst auf die Nachfolge in den spanischen Reichen verzichten müssen, aber Ludwig und seine französischen Juristen behaupteten, es gebe kein Gesetz, welches fürstliche Kinder verpflichte, den Rechten an die Herrschaft, welche ihre Mutter auf sie gebracht, zu entsagen; kein König könne die Befugnisse seiner Nachkommenschaft veräußern. Kaiser Leopold I. dagegen begründete seine Anwartschaft mit folgenden Beweisen: er sei in männlicher Linie der einzige Nachkomme des Stifters der habsburg-spanischen Dynastie, des Erzherzogs Philipp von Oesterreich und der Johanna, Prinzessin von Aragon, er sei zweiter Sohn von Maria Anna,

Philipps III. Tochter, und Gemahl von Margaretha Theresia, der zweiten Schwester des Erblassers Carls II., welchen beiden Prinzessinnen ihr Erbrecht ausdrücklich vorbehalten worden sei. Da Beide, der Kaiser und Ludwig XIV. von Frankreich, erwogen, daß die übrigen Mächte Europas nie die Vereinigung der spanischen Länder weder mit Frankreich, noch mit Oesterreich dulden würden, sintemal durch eine solche Vereinigung das Gleichgewicht Europas vernichtet worden wäre, so sprach Leopold die Nachfolge in Spanien nicht für sich, sondern für seinen jungen Sohn Carl an, der jedoch kein Sprößling der spanischen Prinzessin Margaretha Theresia, sondern einer zweiten Ehe des Kaisers war; ebenso forderte Ludwig XIV. Spaniens Krone nicht für sich, sondern für seinen jüngern Enkel Philipp von Anjou. Ohne Zweifel waren die Ansprüche des Kaisers, wenn man das Recht hören will, begründet, während die Ludwigs auf eitel Gerede hinausliefen; aber in einem Punkte klebte auch den ersteren ein bedeutender Mangel an. Philipp IV. von Spanien, der Vater Carls II., hatte in seinem Testamente seine mit Ludwig XIV. vermählte älteste Tochter — gemäß den oben erwähnten Verträgen — von der Nachfolge ausgeschlossen, dagegen die Gemahlin Leopolds, im Fall Carl II. ohne Kinder sterben sollte, für erbfähig erklärt, und diese Bestimmungen waren durch die Cortes bestätigt und von Ludwig XIV. vor seiner Vermählung anerkannt worden. Leopolds Gemahlin, die wahre Erbin, starb im Jahre 1673 und hinterließ eine einzige Tochter,

Maria Antonia, die Gemahlin des Kurfürsten von Bayern, Max Emanuel, welcher die Krone Spanien gebührte. Damit jedoch diese seine Tochter ihre Rechte an Spanien nicht vom Habsburgischen Hause auf das Wittelsbachische übertrüge, hatte Kaiser Leopold, ehe Maria Antonia dem Kurfürsten ihre Hand gab, dieselbe veranlaßt, auf die mögliche Nachfolge in Spanien zu Gunsten ihres Vaters zu verzichten. Zugleich hatte er seine Verbündeten bestimmt, diese Maßregel gut zu heißen. Maria Antonia gebar einen Sohn, Josef, dem sie bei ihrem 1692 erfolgten Tode ihre Rechte auf Spanien hinterließ. Der Kurfürst erklärte die Verzichtung Maria Antonias für erzwungen, ungültig, und berief sich auf das Testament Philipps IV. und die Sanktion der spanischen Cortes. Offenbar war Max Emanuels Sohn der wahre Erbe Spaniens, denn jene vom Kaiser hervorgerufene einseitige Verzichtung der Tochter konnte nicht zu Recht bestehen.

Das Recht war freilich in der spanischen Erbschaftfrage Nebensache, Gewalt oder Intriken sollten zum Ziele führen. Beide Hauptbewerber, Oesterreich und Frankreich, arbeiteten mit Emsigkeit am Madrider Hof. Anfangs waren die Oesterreicher im Vortheil. Graf Oropesa, erster Minister, Portocarrero, Kardinal-Erzbischof von Toledo, insbesondere die regierende Königin, geborne Prinzessin von Pfalzneuburg und Schwester der deutschen Kaiserin, bewogen den schwachen, willenlosen Carl II. während einer gefährlichen Krankheit im Jahre 1693 ein Testament zu unterzeichnen,

welches den zweiten Sohn Leopolds, Erzherzog Carl, zum Erben erklärte. Aber die Mutter des Königs, Maria Anna, welche die Rechte ihres Urenkels, des Kurprinzen von Bayern, für besser begründet hielt, setzte ihrem Sohne so lange nach dessen Genesung zu, bis dieses schwankende königliche Rohr das Testament wieder aufhob. Bald darauf ward der alte Graf Harrach, ein gewandter Geschäftsmann, im März 1696 als kaiserlicher Gesandter nach Madrid geschickt, er fand den Hof in zwei Partheien gespalten: der König, der für eine Null galt, stand unter dem Einflusse seiner Gemahlin, einer stolzen, aber im Ganzen einfältigen Frau. Die Königin selbst hinwiederum wurde beherrscht von der deutschen Gräfin Berlepsch, die mit ihr als Gesellschafterin nach Spanien gekommen war, und von dem Kapuziner Pater Gabriel Chiusa, ihrem Beichtvater. Alle drei unterstützten des Kaisers Sohn; die andere Parthei war für den bayrischen Kurprinzen, Frankreich hatte damals so wenig Einfluß, daß man kaum von einer französischen Parthei sprechen konnte. Harrach brachte zu Wege, daß der König zum zweitenmale des Kaisers Sohn für den Erben erklärte. Nur wurde die Bedingung beigefügt, der Erzherzog solle sogleich an der Spitze von 10,000 bis 12,000 Mann nach Spanien kommen. Aber diese Bedingung konnte oder wollte der Kaiser nicht erfüllen, weil Oesterreichs Streitkräfte durch den Krieg gegen Frankreich beschäftigt waren. Dieses Zögern setzte böses Blut. Kurz darauf kam der Friede von Ryswik zu Stande, und nun schickte Ludwig, der in der letzten Zeit auch gegen

Spanien die Waffen geführt und Barcelona erobert hatte, den Marquis von Harcourt als seinen Botschafter nach Madrid. Harcourt war ein feiner Kopf, und was noch viel wirksamer, er brachte gefüllte Koffer und große Wechselbriefe mit. In kurzer Zeit änderte sich die Stimmung zu Madrid auf merkwürdige Weise. Frankreich, bisher kaum beachtet, schwamm oben, Oesterreichs Einfluß sank von Tag zu Tag mehr. Das kam daher, weil Harcourt den spanischen Adel, der zwar noch immer stolz, aber verarmt war, durch seine Schmeicheleien, durch Feste, durch wohl angebrachte Geschenke, die Gräfin Berlepsch durch 25,000 Ducaten, den Kapuziner durch das Versprechen eines Cardinalshuts, die Königin endlich durch die Vorspiegelung gewann, der Dauphin von Frankreich, Philipp von Anjou, werde ihr seine Hand reichen und, bis dies geschehen, solle sie Regentin des Landes mit unumschränkter Machtvollkommenheit sein. Dem freigebigen Franzosen gegenüber spielte der österreichische Gesandte eine klägliche Rolle. Sein Hof ließ ihn ohne Unterstützung, er konnte kaum seine Couriere bezahlen. Harrach drang, hierüber erbittert, auf seine Zurückrufung und wurde durch seinen Sohn ersetzt, der ebenfalls kein Geld mitbrachte und Schulden machen mußte.

Nachdem die Angelegenheiten zu Madrid diese für seine Wünsche höchst günstige Wendung genommen, ließ Ludwig XIV. auf anderer Seite eine Mine springen. Der französische König wußte, daß Niemand sich einer Vererbung Spaniens an die Bourbonen heftiger widersetzen werde, als

der Oranier Wilhelm, König von England und Statthalter der Niederlande. In der That müßten die Holländer verrückt gewesen sein, wenn sie Flandern, ihr Grenzland, ohne Kampf in französische Hände gerathen ließen, denn wenn dieß geschah, war es um die Unabhängigkeit der Niederlande geschehen. In Erwartung eines heftigen Widerstandes beschloß Ludwig, den Oranier durch erheuchelte Unterhandlungen hinzuhalten und an Rüstungen oder am Abschluß von Bündnissen zu hindern. Während er selbst nach Unterzeichnung des Friedens von Ryswik sein Heer auf dem Kriegsfuße hielt, an der spanischen Grenze vereinigte, große Magazine anlegte, Matrosen preßte, schlug er dem Oranier Wilhelm eine Theilung der spanischen Staaten nach dem Tode Carls II. vor. Nach kurzen Unterhandlungen vereinigten sich England, Holland und Frankreich über folgenden Vertrag: Spanien, Flandern, beide Indien sollten dem Kurprinzen von Bayern, Neapel und Sicilien dem französischen Thronerben, dem sogenannten Dauphin, Mailand des Kaisers Sohne, dem Erzherzoge Carl, zu Theil werden, im Fall der Kurprinz unbeerbt sterbe, solle ihm sein Vater in Spanien folgen. Die drei vertragenden Mächte verpflichteten sich, die Vollziehung des Vertrags nöthigenfalls mit Waffengewalt zu erzwingen, und außer dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern Niemanden ein Wort davon mitzutheilen.

Sogleich nach Abschluß schickte Ludwig XIV. eine Abschrift des Vertrags an seinen Gesandten Harcourt, mit dem

Befehle, das Aktenstück bei schicklicher Gelegenheit dem spanischen König mitzutheilen, zugleich aber die Sache so darzustellen, als habe das Cabinet von Versailles nur deshalb den Vertrag unterzeichnet, um Wilhelms des Oraniers böse Absichten zu hintertreiben. Ludwig rechnete, aus Zorn darüber, daß Engländer und Holländer, ohne den Eigenthümer zu fragen, Spanien theilen wollten, werde Don Carlos, um die Einheit der Monarchie zu retten, den Herzog von Anjou zum Erben einsetzen. Aber der spanische Hof war nicht so einfältig, wie Ludwig erwartet hatte, und das Mittel brachte eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Das spanische Volk fühlte sich beleidigt, daß Fremde es wagten, das Loos über sein Land zu werfen, ohne die Spanier auch nur zu fragen; die Hofleute grollten, weil dies geschehen, ohne ihnen etwas dafür zu bezahlen, und diese Einstimmigkeit riß auch den König Carlos II. fort. Bearbeitet von dem Cardinalerzbischof Portoçarrero, von den Beichtvätern Diaz und Moretta, von den Hof- und Leibärzten, befahl der König ein neues Testament aufzusetzen, versammelte den Staatsrath, zeigte demselben die versiegelte Urkunde und ließ die Aufschrift durch die Versammelten als von des Königs eigener Hand herrührend beglaubigen. Nur wenige Personen, insbesondere Portocarrero und sein Geheimschreiber Urraca kannten den Inhalt: der Kurprinz von Bayern stand als einziger Erbe darin. Eilboten flogen nach Brüssel, um dem Kurfürsten, der damals, wie ich unten zeigen werde, als Statthalter das spanische Flandern vewaltete, die glückliche Neuig-

keit anzuzeigen, und ihn aufzufordern, daß er seinen Prinzen unverzüglich nach Spanien sende. Obgleich Oesterreich heftig wider das neue Testament protestirte, griff Max Emanuel mit beiden Händen zu, die Seemächte, d. h. Holland und England, welche Spanien weit lieber im Besitz eines Bayern, als eines Oesterreichers oder Franzosen sahen, versprachen ihre Unterstützung. Max Emanuel beschied den damals 7jährigen Prinzen, der in München erzogen wurde, zu sich nach Brüssel, wo seine Ankunft von dem überglücklichen Vater mit rauschenden Festlichkeiten gefeiert ward. Vierundzwanzig Kriegsschiffe lagen auf der Rhede von Amsterdam bereit, ihn nach Spanien hinüberzuführen. In blühender Gesundheit war der Knabe angelangt, plötzlich erkrankte er, Anfangs, wie es schien, ohne Gefahr, hartnäckig weigerte sich der Leibarzt Don Luys ihm ein Brechmittel zu geben, auf das die übrigen Aerzte antrugen, die Krankheit wuchs und wuchs. Verzweifelnd zerriß Max Emanuel seine Kleider und wälzte sich auf dem Boden, schrie an Einem fort: „nimm mich aus der Welt, barmherziger Gott und erhalte meinen Sohn!" Unter Zuckungen und Ohnmachten starb der Prinz am siebenten Tage der Krankheit, den 5. Februar 1699. Vierzig Stunden nach ihm verschied sein Obersthofmeister, Graf Tattenbach. Alle Welt sprach von Gift und man muß bekennen, daß dieser Verdacht Wahrscheinlichkeit für sich hat. Der Versailler Hof warf nachher dem Feldherrn Eugen die Anklage des begangenen Verbrechens an den

Kopf. Doch Eugens reiner Charakter schützt ihn vor jedem Verdacht eines Meuchelmords.

Die Nachricht vom Tode des Prinzen fachte die Intriken zu Madrid von Neuem an. Oesterreich und Frankreich sparten kein Mittel, einander das Herz des schwachen Königs zu rauben. Abermals griff Ludwig XIV. nach dem alten Kunstgriff eines Theilungsbündnisses, das den Spaniern Füße machen sollte, um die bedrohte Einheit des Reiches zu retten. Unter dem 25. März 1700 wurde zwischen Frankreich, England und Holland ein zweiter Vertrag geschlossen, kraft dessen der österreichische Erzherzog Carl Spanien, Indien und die Niederlande, die französische Krone Neapel und Sicilien, die Provinz Guipuzcoa sowie Lothringen, der Herzog von Lothringen dagegen das Herzogthum Mailand erhalten sollte. Der Vertrag wurde dießmal dem Kaiser sowie dem spanischen Könige mitgetheilt und Beide lud man zum Beitritt ein. Der Kaiser verweigerte seine Zustimmung, König Don Carlos gerieth wieder in Zorn wie vor zwei Jahren, setzte ein Testament auf, kraft dessen er den Erzherzog Carl zum Erben erklärte und schickte einen Gesandten nach Wien, um zu betreiben, daß der Erzherzog schnell mit 15,000 Mann nach Spanien komme. Allein nun verkündigten die Seemächte, daß sie den Marsch kaiserlicher Soldaten und die Reise des Erzherzogs als eine Kriegserklärung ansehen würden. Dieß erschreckte den Kaiser, die Kaiserin ihrerseits voll mütterlicher Besorgniß, erhob allerlei Bedenklichkeiten gegen die Reise des Sohnes, weil er unter-

wegs von den Franzosen gefangen werden, oder weil ihm sonst etwas zustoßen könnte. Man rieth am Wiener Hofe hin und her und Nichts geschah. Vergeblich trieb Prinz Eugenius, der damals auf seinen vom Kaiser ihm geschenkten Gütern in Ungarn lebte, durch wiederholte dringende Briefe, daß man den jungen Erzherzog eilends abschicke. Während der alte Kaiser Leopold I. nichts that, als daß er fleißiger als sonst in die Hofkapelle ging und der Vorsehung die spanische Angelegenheit bestens empfahl, setzte Ludwig XIV. zu Madrid Himmel und Erde in Bewegung, um das letzte Testament umzustoßen und ein anderes seinem Enkel günstiges aufsetzen zu lassen. Der ganze Hof ward von ihm bestochen, dennoch kostete es unsägliche Mühe, bis man den König herüberbrachte; denn dieser Fürst, obgleich sonst willenlos, hegte einen tiefen Abscheu gegen Alles, was französisch hieß: er verabscheute die Hunde der Königin, weil sie aus Frankreich herübergekommen waren; er wußte der Herzogin von Terranuova großen Dank dafür, daß sie den Lieblingspapagei der Königin erdrosselt hatte, weil dieser nichtswürdige Vogel nur französisch plappern konnte. Allein auch diese Schwierigkeit wurde zuletzt überwunden. Portocarrero, jetzt ganz französisch gesinnt, arbeitete ein Testament aus, das so und so viel Tausend Messen zu Gunsten des Königs und seiner Vorfahren und so viel Schenkungen an Klöster und fromme Stifte in langer langer Reihe enthielt, und am Schlusse besagte, daß Philipp von Anjou das Reich erben sollte. Man las nur den frommen Anfang und

die gottselige Mitte dem Könige vor, das Ende blieb vergessen, aber Don Carlos II. unterzeichnete den 3. Oktober des Jahrs 1700 in Gegenwart von sieben Granden von Spanien das ganze Testament, worauf das ältere zu Gunsten des Erzherzogs verbrannt ward. Achtundzwanzig Tage später, den 1. November 1700 gesegnete Don Carlos II. das Zeitliche, 39 Jahre alt, nachdem man ihn 36 Jahre lang König genannt hatte. Noch am nämlichen Tage ward das Testament in Gegenwart der Großen eröffnet. Der österreichische Gesandte, Graf Harrach, wandelte voll stolzer Erwartung im Vorgemach auf und ab, denn er wußte nichts von Vernichtung des vorletzten Testaments, und glaubte nicht anders, als daß der Sohn seines Gebieters das Erbe davontrage. Die Eröffnung der Wahrheit brachte ihn fast von Sinnen.

Sogleich ging ein spanischer Botschafter nach Versailles ab, um den neuen König, Sohn des Dauphins, Philipp von Anjou zu holen. Ludwig XIV. stellte sich, als komme ihm die Sache unerwartet. Wir wollen es überlegen, antwortete er dem Spanier. Wie? rief dieser aus, als er den Saal verließ, ich biete 22 Königreiche mit einem Schlage an, und man zeigt noch Bedenklichkeiten! Ludwig versammelte einen Staatsrath: die Stimmen waren getheilt. Einige wollten lieber den Theilungsvertrag als das Testament, weil bei jenem Frankreich unmittelbar ein hübsches Stück der Erbschaft gewinne, bei diesem ein verzweifelter Krieg mit Oesterreich und den Seemächten unvermeidlich sei. Doch

die Mehrheit rieth zur Annahme des Testaments. Bei dieser Gelegenheit hielt Torcy, Minister des auswärtigen Amts, dem König einen merkwürdigen Ueberblick der politischen Lage Europas vor: „Der deutsche Kaiser," sagte er unter Anderem, „durch Unglück und Alter niedergebeugt, ohne Geld und Soldaten, könnte nur mit fremder Hülfe Etwas gegen uns unternehmen. Diese wird ihm nicht zu Theil werden. Die Pforte bedarf nur noch kurzer Ruhe, um den Carlowitzer Frieden zu verwinden, alsdann wird sie zu unsern Gunsten Oesterreich wieder angreifen. Der fünfzehnjährige Carl von Schweden ist zu Hause mit Sicherung seiner Herrscherrechte beschäftigt; Peter I. von Rußland hat mit Austreibung der Barbarei seines Volks hinreichend zu thun. König Wilhelm III. von England muß sehen, daß er mit seinen neuen Unterthanen zurechtkommt. Die Holländer sind nur, wenn England will, zum Kriege bereit. Die deutschen Fürsten, die kein gemeinsames Interesse kennen, werden sich zum Theil auf unsere Seite schlagen. Greifen wir zu! Niemand kann uns hindern, einen so glorreichen Plan auszuführen." Der Dauphin, Vater des zum König ernannten Prinzen, erklärte: er habe keinen andern Wunsch, als sein Leben lang sagen zu können: „der König, mein Vater, und der König, mein Sohn." Dieser Wunsch wurde erfüllt. Nachdem die Annahme des Testaments etliche Tage lang geheim gehalten worden, stellte Ludwig XIV. seinen Enkel dem versammelten Hofe mit den Worten vor: „Meine Herren, Sie sehen hier den König von Spanien.

Die Natur hat ihn dazu gemacht, der verstorbene König hat ihn dazu ernannt, die spanische Nation wünscht ihn und ich willige ein. Spanien und Frankreich sollen eines durch das andere glücklich werden und auf ewig den Frieden in Europa befestigen. Es gibt keine Pyrenäen mehr."

Den 24. November 1700 wurde Don Philipp V. als König in Madrid ausgerufen. Niemand verlangte einen Andern: die Nation nicht, weil sie gegen die Theilung war, der Hof nicht, weil er gutes französisches Geld empfangen hatte und überdieß hörte, daß der Prinz fromm sei. Nachdem man den neuen König, der damals 17 Jahre zählte, an verschiedenen Orten Galliens dem Volke umgeben von Pracht gezeigt hatte, hielt er im April 1701 seinen feierlichen Einzug in Madrid. Zu Verherrlichung desselben wurde ein sogenanntes Auto da fe veranstaltet, bei welchem drei jüdische Ketzer, die gezwungen den christlichen Glauben angenommen hatten, aber dann wieder zum Talmud abgefallen waren, lebendig verbrannt werden sollten. Philipp V. weigerte sich, dem Akte anzuwohnen, aber verhindern konnte er denselben nicht. Die österreichische Parthei wurde aus der Hauptstadt verwiesen, Portocarrero stand an der Spitze der Geschäfte, Ludwig XIV. hatte die kluge Maßregel getroffen, daß außer dem Marquis von Louville, des jungen Philipps ehemaligem Hofmeister, kein Franzose den König über die Pyrenäen begleiten dürfe. Philipp sollte ganz Spanier werden und hiezu zeigte er gute Anlagen: er betete

viel, studirte die spanische Grammatik und lebte in harmloser Fröhlichkeit.

Um Ihnen zu zeigen, wie es damals in Spanien aussah, begnüge ich mich, einen Theil des öffentlichen Dienstes, nämlich die Kriegsmacht, zu beschreiben. Seit den letzten Zeiten Don Carlos II. gab es, genau besehen, kein spanisches Heer mehr. Jeder Soldat, selbst die der königlichen Leibwache, mußte, wenn er nicht verhungern wollte, schustern, schneidern oder sonst ein Handwerk treiben, denn Sold empfing keiner, weil kein Geld in den Kassen war. Siebenhundert Dragoner unter einem Prinzen von Darmstadt sollten die Ruhe in der Hauptstadt erhalten, was nicht immer gelang, denn mehrmals geschah es, daß König Carlos II. vom Pöbel auf den Straßen ungestraft verhöhnt wurde. Die Festungen waren verfallen, fast kein Schloß vorhanden, das gute Kanonen gehabt hätte. In keinem erfreulichern Zustande befanden sich die Häfen des Reichs, in den Magazinen und Arsenalen fehlten Waffen, Taue, Anker, Holz, Eisen; der Schiffbau lag darnieder, 19 Galeeren, wovon 7 in Italien gekauft worden, bildeten die Seemacht des vereinigten Reichs. Im ganzen Lande Neapel waren etwa 6 vollständige Compagnien Soldaten vorhanden, in Sicilien lagen 500, in Sardinien 200, in Indien gar keiner, in Mailand 6000, in Flandern 8000. Die ganze Landmacht der ungeheuren Monarchie überstieg nicht 20,000 Mann. Woher dieser Mangel? Daher, weil die öffentlichen Einkünfte unter den Händen der Beamten

zerrannen, und weil das Land seit den Zeiten Philipps II. aufs Tiefste erschöpft war. Die Unfähigkeit des verstorbenen Königs stand in richtigem Verhältnisse zu dieser Lage der Dinge. Als im Jahre 1691 die Franzosen die Stadt Mons im spanischen Flandern eingenommen hatten, beklagte Don Carlos den deutschen Kaiser wegen des Verlusts dieser Festung, denn er meinte, sie sei österreichisch, während sie doch ihm selbst gehörte.

Ludwig XIV. sah richtig voraus, daß weder England noch Holland die trügerische Vernichtung des letzten Theilungsvertrags ungestraft hinnehmen, noch daß der deutsche Kaiser die Erhebung Anjous ohne Kampf dulden werde. Noch ehe Philipp V. in Madrid einzog, hatte der Versailler Hof kraftvolle Maßregeln ergriffen, um einen Angriff zu verhindern. Früher wurde von mir gezeigt, welche wichtigen Dienste der bayrische Kurfürst dem kaiserlichen Hause im Türken- und Ungarnkriege leistete. Diesen mächtigsten Fürsten des südlichen Deutschlands umlauerte längst französische Verführung. Kurz nach Befreiung der Stadt Wien, an welcher Max Emanuel ruhmvollen Antheil genommen, wurde der Marquis von Villars, nachmaliger Marschall von Frankreich, nach München geschickt, unter dem Vorwand, dem Kurfürsten wegen eines in seiner Familie vorgekommenen Todesfalls das Beileid des französischen Hofes zu bezeugen, in der That aber, um ihn mit Oesterreich zu entzweien, für Frankreich zu gewinnen. Von einem Franzosen erzogen und Bewunderer französischer Cultur, fiel Max Emanuel leicht

in das Netz Villars, der den Charakter des Kurfürsten kannte und die zweckdienlichen Mittel in Bewegung zu setzen wußte. Max Emanuel, ein Herr von überströmender Sinnlichkeit, liebte die Gräfin Kaunitz und ihr Gemahl, der später Minister des Kaisers wurde, begünstigte eine Leidenschaft, die ihm Reichthümer und Geltung beim Wiener Hofe verhieß; denn der Kurfürst that Alles, was die Gräfin wollte, und diese verlangte solche Dinge, welche im Interesse des Kaisers waren. Daher beschloß Villars vor Allem, die Bande zu zerreißen, welche den Kurfürsten an die Gräfin fesselten. Er führte ihm nach München eine Gräfin von Wehlen nach, die an Jugend und Schönheit die allmälig verblühende Kaunitz weit überstrahlte und heimlich im Schlosse zu München untergebracht ward. Aber bald zeigte es sich, daß die Wehlen zu einfältig war, um Villars Zwecken vollkommen zu dienen. Er ersetzte sie daher durch eine Italienerin Namens Canossa, welche von Natur mit reizender Schönheit ausgerüstet, auf der damaligen hohen Schule der Galanterie, zu Venedig, die Künste der Buhlerei aus dem Grunde gelernt hatte. Mit Freuden bemerkte Villars, daß in dem Maße, wie die Gräfin Kaunitz dem Kurfürsten entleidete, auch der kaiserliche Hof ihm verhaßt wurde. Da Max Emanuel Abwechslung liebte, führte ihm Villars nach und nach ein Fräulein von Sinzendorf und noch viele andere zu, und stets standen die Damen, mit welchen der Kurfürst Umgang pflog, im Solde des Franzosen. Der Regensburger Reichstagsbeschluß vom Jahre 1688, welcher an die

Krone Frankreich Krieg erklärte und sämmtliche in Deutschland anwesende Gesandten Ludwigs XIV. aus dem Reiche verbannte, machte diesem Spiel ein Ende, mit den andern mußte Villars damals über den Rhein zurückkehren.

Um den Kurfürsten dauernd an das habsburgisch-spanische Interesse zu fesseln, wurde Max Emanuel im Jahre 1692 zum Statthalter des spanischen Flandern ernannt. Diese Würde sollte ihn für immer mit Frankreich entzweien, das vorzugsweise nach jenem Lande gierte. Aber das Entgegengesetzte geschah. Max Emanuel richtete zu Brüssel einen Hofhalt ein, wie außer Ludwig XIV. kein König jener Zeit. Die Liebhaberei für fünf Dinge, deren eines genügt, um einen Crösus zu Grunde zu richten: nämlich für Weiber, für Theater, für Gemälde, für Pferde, deren er 1200 hielt, und endlich fürs Spiel, boten bei ihm harmonisch einander die Hand. Hunderttausende warf er für Bilder, für Tänzer und Tänzerinnen weg. Herrlich und in Freuden wurde am Brüsseler Hofe alle Tage gelebt, so daß das Sprichwort entstand, zu Brüssel gehe es zu, wie im ewigen Leben. Aber die Folgen blieben nicht aus. Obgleich er ungeheure Einnahmen hatte, obgleich das wie ein Schwamm ausgedrückte Stammland Bayern zwei- und dreifache Steuern nach den Niederlanden hinunterschicken mußte, versank Max Emanuel in einen Abgrund von Schulden. Schon waren alle seine Kronjuwelen, selbst der Kurhut, an Kaufleute von Amsterdam versetzt, die Amsterdamer wollten keine neuen Anlehen machen, die Brabanter Stände verweigerten neue Steuern.

Zugleich gerieth Max mit dem Wiener Hof in immer heftigere Spannung, weil der Kaiser weder die Mitgift seiner Tochter Maria Antonia, der ersten, am 24. Dezember 1692 verstorbenen Gemahlin des Kurfürsten, noch auch die ihm für die Theilnahme am ungarischen Kampfe versprochenen Unterstützungsgelder ausbezahlte. Vergeblich drang Prinz Eugen wiederholt darauf, den Kurfürsten nicht zu beleidigen. Der Kaiser konnte oder wollte nicht zahlen.

So stand es mit der Kasse Max Emanuels, als Philipp V. die Krone Spanien annahm. Alsbald wurde der Kurfürst zum Werkzeug ausersehen, diese Krone zu befestigen und die Sache des Kaisers von Frankreich abzulenken. Ludwig XIV. begann damit, daß er die begünstigte Tänzerin Max Emanuels in seinen Sold nahm und etliche Millionen an den verarmten Kurfürsten ausbezahlen ließ. Am 7. November 1700 wurde zwischen Don Philipp V. und dem Kurfürsten von Bayern ein vorläufiges Bündniß abgeschlossen, dem bald darauf unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses ein Vertrag zwischen Ludwig XIV. und dem Bayer folgte. Vermöge desselben sollten Max Emanuel und seine Nachkommen Erbstatthalter von Flandern bleiben, das Stammland Bayern durch Einziehung der geistlichen Stifte vergrößert werden. Im Falle der Krieg eine unglückliche Wendung nehme, oder Bayern in die Hände der Feinde falle, versprach Frankreich den Kurfürsten aus den Nebenlanden Spaniens zu entschädigen, nach Leopolds Tode selbst die Kaiserkrone Max Emanuel zuzuwenden und über-

dies alle Kosten zu tragen. Der Kurfürst dagegen machte sich verbindlich, in Frankreichs und Spaniens Sold 20,000 Mann zu werben und gegen den Kaiser zu führen, in die spanischen Niederlande französische Besatzungen aufzunehmen, bei den Reichsfürsten die Anerkennung Philipps V. durchzusetzen, zur Aufrechthaltung der deutschen Freiheit und Handhabung der westphälischen und Ryswiker Friedensschlüsse gegen das Erzhaus Oesterreich einen Bund der Reichskreise zu bewirken und dadurch diese entweder ins französische Interesse zu ziehen, oder sie im Schache zu halten. Auch des Kurfürsten Bruder, der Cölner Erzbischof Josef Clemens, ein Herr, der nicht weniger ausschweifend war, als der Statthalter zu Brüssel, trat dem Bunde bei und übernahm die Verpflichtung, französischen Soldaten seine Lande zu eröffnen.

Noch zwei andere deutsche Fürsten wurden vom französischen Hofe gewonnen. Ich habe Ihnen früher berichtet, meine Herren, daß die Verleihung der neunten Kur an Lüneburg-Hannover viel böses Blut unter den fürstlichen und herzoglichen Häusern Germaniens erregte. Niemand schrie lauter gegen die neue Kur, als der Stammesvetter zu Braunschweig, Anton Ulrich: er nahm Geld von Frankreich und versprach, zu Ludwigs XIV. Vortheil 12,000 Mann zu werben. Zu gleichen Bedingungen verstand sich der kleine Herzog von Gotha.

Auch in Italien nahmen die Dinge eine für Ludwig günstige Wendung. Lange schwankte der Herzog Viktor

Amadeus von Savoyen, ob er für Oesterreich oder Frankreich Parthei ergreifen sollte. Da man ihm auf letzterer Seite größere Vortheile bot, steckte er das französische Banner auf. Seine Tochter, damals ein 14jähriges Mädchen, wurde nemlich mit dem jungen Könige von Spanien vermählt, Viktor Amadeus selbst zum obersten Befehlshaber des spanisch-französischen Heeres in Italien mit einem Monatsgehalt von 50,000 Thalern ernannt. Seinerseits versprach er, 10,000 eigene Soldaten zum französischen Heere zu stellen, und letzterem den Durchzug nach Mailand zu gestatten. Ebenso nahm Herzog Carl IV. von Mantua eine französisch-spanische Besatzung in die stärkste Festung Italiens auf, nachdem ihm der Oberbefehl über dieselbe und ein Jahresgehalt zugesichert worden war. Auch der damalige Pabst Clemens XI., welcher eine durch Vererbung Spaniens an Oesterreich entstehende Uebermacht des Kaisers weit mehr fürchtete, als französisches Wachsthum, erkannte sammt den meisten andern Staaten Philipp V. als König von Spanien an. Die von Carls II. eingesetzten Statthalter von Mailand und Neapel huldigten Philipp V.

In den ersten Tagen des Jahrs 1701 machte Max Emanuel im tiefsten Geheimniß, als einfacher Jäger verkleidet, eine Reise von Brüssel nach Versailles und hielt dort mit Ludwig XIV. eine mündliche Besprechung, von deren Inhalt keine Kunde auf uns kam. Doch ist klar, daß die letzten Verabredungen getroffen wurden. Bald darauf — im Februar 1701 — erschienen um dieselbe Nacht-

stunde vor allen Festungen der spanischen Niederlande französische Kriegsvölker. Diese Festungen waren seit den letzten Jahren von den holländischen Generalstaaten vertragsmäßig mit 10—12,000 Mann ihrer besten Soldaten besetzt worden. Max Emanuel hatte seinen Stadthauptleuten geheimen Befehl gegeben, die Franzosen einzulassen. Sie wurden wirklich aufgenommen, die holländischen Truppen befanden sich also unvermuthet in Gefangenschaft. Gleichzeitig rückte ein französisches Heer in Italien ein und brach ungehindert nach Mailand durch. Glänzend begann, wie man sieht, der Kampf für Ludwig XIV. Der Kaiser, zu schwach, mit eigenen Kräften Frankreich die Spitze zu bieten, konnte höchstens auf den Beistand Hollands und Englands, sowie etwa des deutschen Reiches bauen. Aber alle drei ließen ihn in der ersten Hälfte des Jahrs 1701 im Stiche. Um die in den flandrischen Plätzen festgenommenen Soldaten zurückzubekommen, erkannten die Generalstaaten unter dem 22. Februar 1701 den nenen König von Spanien, Philipp V., förmlich an. Nicht besser ging es in England. Wilhelm III. hatte das Ministerium, wie das Parlament gegen sich; er lag sowohl mit den Whigs, als mit den Tories im Kampfe. Die Whigs, Schöpfer der neuen, Mißbräuche königlicher Gewalt beschränkenden, Verfassung, hatten zwar den Oranier auf den Thron erhoben, aber sie wollten von keiner Politik hören, welche England in weitaussehende Kriege zu verwickeln und die öffentlichen Schulden zu vermehren drohte, sondern ihr Streben ging vielmehr dahin, auf

ihre Insel beschränkt, Gewerbe und Handel mehren, den Wohlstand des Volks zu erhöhen. Deßhalb nahm Wilhelm Tories in sein Ministerium auf und duldete, daß das neue Parlament, das im Februar 1701, zu der nemlichen Zeit, da Philipp V. nach Madrid reiste, zusammentraf, unter der Tories Einfluß gewählt ward. Aber die Tories befolgten in Bezug auf den Krieg dieselben Grundsätze, wie die Whigs. Wilhelm mußte einwilligen, daß im April 1701 auch von Großbritannien Philipp V. als König anerkannt ward.

Im April sandte Kaiser Leopold I. den Grafen von Windischgrätz nach Regensburg an den Reichstag und forderte diese Versammlung dringend auf, den Krieg an Frankreich zu erklären, da ja die alten Reichslehen in Burgund und Italien durch die Franzosen bedroht seien: der Reichstag aber beschloß Nichts. Zwar kamen zu Ulm die vorderen Kreise überein, ihr schon früher gegen Frankreich errichtetes Schutzbündniß beizubehalten und im Nothfall die ausbedungene Kriegshülfe zu verstärken, aber zugleich sprachen sie den Grundsatz aus, daß sie sich in die spanische Erbschaftsfrage durchaus nicht einmischen würden. Unverkennbar wirkten hier bayerische Einflüsterungen unter der Decke. Auch in den eigenen Erblanden des Kaisers zettelten die Franzosen eine Verschwörung wider Leopold an. Die Gemahlin des ungarischen Partheihaupts Emerich Tökely hatte in ihrer ersten Ehe mit Franz Rakoczy im Jahre 1676 einen Sohn Franz Leopold geboren, der nach dem Sturze Tokelys 1688 den Jesuiten zu Prag übergeben und von ihnen er-

zogen ward. Sie wollten den jungen Ungar in ihre Gesellschaft aufnehmen, aber der 17jährige Jüngling verließ sie 1693, machte eine Reise durch Italien, heirathete 1694 die Tochter des Landgrafen von Hessen-Rheinfels und lebte seitdem in Ungarn, mit einem Plane, seine Landsleute aufzuwiegeln, beschäftigt. Rakoczy stand mit dem französischen Gesandten Villars zu Wien in Verbindung. Im November 1700 gab er dem Versailler Hofe Nachricht, daß eine Verschwörung reif sei, und bat um Geld und Soldaten. Die Absicht der mit Rakoczy verschworenen Ungarn und Siebenbürgen ging dahin, den Kaiser in seinem Lustschlosse Laxenburg zu überfallen, mit seiner ganzen Familie zu ermorden und Ungarn für ein freies Reich zu erklären. Allein die Briefe wurden aufgefangen. Nun ließ der Kaiser im April 1701 den Fürsten auf dessen Schlosse Saros verhaften und nach Neustadt in engen Gewahrsam abführen. Allein im November desselben Jahres entsprang Rakoczy und floh erst nach Polen, dann nach Rußland. Der Kaiser setzte einen Preis auf seinen Kopf, aber Rakoczy machte die größten Anstrengungen, ihm Feinde in aller Welt zu erwecken. Ich werde später mehr von dem Ungar zu berichten haben.

So von allen Seiten in die Enge getrieben und von denjenigen, auf deren Beistand er gerechnet hatte, verlassen, konnte der Kaiser nur auf zwei Fürsten zählen, nemlich auf den Brandenburger Friedrich und auf das Haus Braunschweig-Hannover, und zwar auf den ersteren darum, weil er ihm den Königstitel von Preußen, auf den zweiten dar-

um, weil er diesem Zweig des Welfenstammes die neunte Kur zugesagt hatte. Der Preis der Hülfe war ein Doppelakt, der die bereits in ihren Grundfesten erschütterte Verfassung des Reichs vollends umzukehren drohte. Sie sehen hieraus, meine Herren, daß, so groß auch der Fehler war, in die Erhöhung beider Häuser zu willigen, der Kaiser, nur von der äußersten Noth gepreßt, den falschen Schritt gethan hat.

Neunzehntes Kapitel.

Eugen in Italien.

Zu Wien wurde im Frühling 1701 Rath gehalten, was zu thun sei. Die meisten Minister erklärten, Oesterreich könne im gegenwärtigen Augenblicke, verlassen von England, von Holland, vom deutschen Reich, verrathen von den italienischen Fürsten, nichts wider Frankreich unternehmen, zu dessen Gunsten Alles stehe. Die Finanzkammer gab ein Gutachten des Inhalts ab: die Kassen seien dermaßen erschöpft, daß es schwer fallen werde, 15,000 im Felde zu erhalten. Auf den Listen standen zwar 86,000 Mann Truppen, aber kein Regiment war vollständig ausgerüstet, noch marschfertig, und man brauchte die besten Truppen in Ungarn, um die wachsende Unzufriedenheit des Volks im Zaume zu halten. Nur der Kaiser fühlte Kriegslust, er sprach von göttlichen Eingebungen, die ihm im Gebete zu Theil geworden, und verkündigte einen für Oesterreich glücklichen Ausgang des

Kampfs. Ohne diese günstige Stimmung Leopolds wäre Prinz Eugenius, welcher, der einzige unter allen Räthen, aus Gründen menschlicher Klugheit schnellen Angriff forderte, schwerlich durchgedrungen. Er behauptete: wenn man nur muthig voranschreite, werde in Kurzem ganz Europa beistehen, denn es handle sich um die allgemeine Freiheit, um Abwendung französischer Weltherrschaft; auch seien seine alten Kerntruppen in solchem Zustande, daß die französischen keinen Vergleich mit ihnen aushielten, er getraue sich mit denselben die ganze französische Macht in Italien solange hinzuhalten und zu schwächen, bis das deutsche Reich, bis Holland und England auf dem Kampfplatz erscheine. Der alte Kaiser entschied für Eugen, man konnte ihm jedoch nur 29,000 Mann mitgeben, aber es waren die Besieger der Türken, und unter Eugens Leitung geschulte Männer. Bei der Heerschau durchritt er mit dem damaligen römischen Könige, nachmaligen Kaiser Josef I., die Reihen. Ich versichere Eure Majestät, sagte Eugen zu ihm, daß unter diesen Leuten keiner ist, der vor dem Feinde den Rücken kehrt. Eugen zog auf die Alpen zu, laut der Aeußerung eines Zeitgenossen, begleitet von den Wünschen und Hoffnungen Oesterreichs und aller Feinde Ludwigs XIV.

Den Oberbefehl über die französisch-spanischen Streitkräfte in Oberitalien führte der Marschall Catinat, ohne Frage der rechtschaffenste Mann im Heere, bescheiden, vorsichtig, tapfer, so uneigennützig, daß er in Armuth starb, während um ihn Alles zügelloser Raubsucht fröhnte, Freund der Wahrheit, treuer

Diener seines Landes und, obgleich ihm Hof und König mit Undank lohnte, nie Rachegedanken hegend. Er war hochgewachsen, von brauner Gesichtsfarbe, mager, hatte einen nachdenklichen Ausdruck, schöne und feurige Augen. Saint Simon, Verfasser der besten Denkschrift über Ludwigs XIV. spätere Regierungszeiten, macht die Bemerkung, Marschall Catinat habe den Sturz des französischen Regierungssystems, dieses Knäuels von Ungerechtigkeit, Tyrannei, Raub, Heuchelei, vorausgesehen und öfter gesagt, nur durch völliges Umkehren des Obersten zum Untersten könne eine bessere Ordnung der Dinge in Frankreich herbeigeführt werden. Auf die Nachricht vom Anmarsche der Oesterreicher warf Catinat starke Besatzungen nach Mantua und Mirandola und rückte mit 18,000 Mann auf Chiusa am Gardasee, den stärksten Paß Italiens auf der Tyroler Seite, wo sich Eugen näherte. Roveredo war der Sammelplatz des kaiserlichen Heeres. Nachdem die Franzosen starke Verschanzungen um Chiusa angelegt hatten, hielt es kein Mensch mehr für möglich, daß Eugen nach der italienischen Ebene hinüberkommen könne; Spötter meinten: nur wenn es den Kaiserlichen gelinge, gleich Adlerflügel anzusetzen, würden sie Italien sehen. Aber Eugen that etwas, was vor ihm nur Hannibal, nach ihm nur Napoleon gethan hat. Während eine Abtheilung gegen die Franzosen beordert ward und gewisse Anhöhen besetzte, von wo aus ihr Lager hatte beschossen werden können, und dadurch den Verdacht erweckte, als sei es seine Absicht, mit Gewalt durchzubrechen, schickte er etliche tausend Mann nach

dem Alpenstock, welcher zwischen Roveredo und Vicenza liegt, mit dem Befehl, einen Weg zu bahnen. Gemeine und Offiziere arbeiteten mehrere Tage mit größter Emsigkeit. Ende Mai trat Eugen den Marsch an. Wie man in die Berge hineinkam, saßen die Reiter ab und führten ihre Pferde am Zaum, die Rüstwagen und Lafetten wurden auseinandergelegt und Soldaten oder Saumrossen aufgeladen, die Kanonen zog man an Tauen und Flaschenzügen die steilsten Höhen hinauf und ließ sie drüben auf gleiche Weise wieder hinunter. Glücklich erreichte Eugens Heer die Ebene von Verona, die Franzosen waren zu ihrem höchsten Erstaunen umgangen. Einen Monat später drängte Eugen die Franzosen durch einen musterhaften Ueberfall bei Carpi, den er in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1701 ausführte und welcher ihm bloß wenige Todte, dem Feinde einen Verlust von mehr als 1000 Mann an Todten und Gefangenen kostete, bis hinter den Mincio zurück. Am französischen Hofe schrieb man diesen Unglücksfall der Unfähigkeit des Marschalls Catinat zu und schickte mit ansehnlichen Verstärkungen den Marschall Villeroi herüber, um an Catinats Stelle den Befehl zu übernehmen und die angeblichen Fehler gut zu machen. Dieser Villeroi war ein Schooskind des Glücks, Günstling der Maintenon und Ludwigs XIV., vortrefflich am Platz im Salon, kriechend vor Hohen, herrisch gegen Untergebene, prahlerisch in seinem Auftreten vor der Welt, aber auf Eines verstand er sich schlecht, obgleich er seinen Ruhm gerade in diesem Gebiete suchte, nemlich auf die Führung eines Heers. Nach

eingelaufener Nachricht von Villerois Ankunft besetzte Eugen die den Venetianern gehörige Stadt Chiari, eine sehr wichtige Stellung, ohne sich um die Protestationen der Republik zu bekümmern. Da Villeroi noch einmal so viel Mannschaft zählte, als das kaiserliche Heer, beschloß er, die furchtbaren Schanzen, welche Eugen angelegt hatte, zu erstürmen. Vergeblich rieth Catinat ernstlich ab, den 1. September 1701 erfolgte der Angriff und endete mit einer Niederlage der Franzosen. Sie verloren über 3000 Mann, während die Kaiserlichen, die aus sicherem Versteck hinter Erdmauern ihre Gegner erwarteten und mit mörderischem Feuer empfingen, nicht mehr als 36 Todte und 81 Verwundete hatten. Die Franzosen zogen sich hinter den Oglio bis an den Po zurück und fürchteten bereits für Mailand. Die Waffen ruhten mehrere Monate.

Allein indessen war ein Schlag der Kaiserlichen gegen Neapel mißlungen. Ich sagte früher, daß die unter Carl II. eingesetzten Statthalter von Neapel und Mailand sich für Don Philipp V. erklärt hatten. Das Königreich Neapel verwaltete der Herzog Medina Celi, ein geiziger, hochfahrender, spanischer Grande, von azurnem Blut, der, von seinem hohen Werthe überzeugt, gegen alle Welt die größte Verachtung zur Schau trug. Noch mehr Gewalt aber als er besaß, und zwar nicht zum Vortheil Neapels, eine gewisse Angelina Georgiona, ein sehr reizendes Geschöpf, das der Vicekönig unter dem Titel einer Gesellschaftsdame seiner Gemahlin von Rom nach Neapel genommen und in seinem

Palaste untergebracht hatte. Die schöne Angelina, von dunkler Herkunft, beherrschte den Vicekönig und durch ihn das ganze Reich, verkaufte die Gerechtigkeit und die Aemter um Geld, saugte Vornehme und Niedere aus, behandelte den weiblichen Adel Neapels mit empörendem Hochmuth und versäumte überhaupt Nichts, um sich, den Vicekönig und das spanische Regiment unter allen Classen der Bevölkerung verhaßt zu machen.

Oesterreich zählte viele geheime Anhänger im Lande und der Wiener Hof ermangelte nicht, Spione und Unterhändler auszusenden, um das Feuer zu schüren. Einer dieser Beamten, Baron Sassinet, sonst bei der österreichischen Gesandtschaft in Rom angestellt, schlich sich mit Empfehlungsbriefen des Cardinals Grimani und des Markgrafen Pescara versehen, verkleidet ins Neapolitanische und knüpfte Einverständnisse mit vielen Adeligen an, auch Leute aus dem Volke traten bei. Eine große Verschwörung entstand. Anfangs war der Plan, am Abend des Festes des heiligen Januarius, d. h. am 19. September, da ganz Neapel erleuchtet wird und ein ungeheures Volksgewühl durch die Straßen wogt, den Vicekönig, der nach der herrschenden Sitte öffentlich erscheinen mußte, niederzustechen und den Erzherzog Carl als König auszurufen. Aber die Furcht vor der Rache des Volks, wenn das Fest des Heiligen, der bekanntlich als Beschützer der Stadt über die Maßen verehrt wird, auf solche Weise entweiht würde, brachte von diesem Anschlage ab und man wählte den 27. September.

Die Verschworenen bestachen einen Fechtmeister, der im Palaste den Pagen Unterricht gab, und den Kutscher des Vicekönigs. Beide sollten in der Nacht des 27. September den Vicekönig auf einem seiner nahe gelegenen Lustschlösser ermorden. Würde dieß geschehen sein, dann war der Prinz von Caserta beauftragt, mit 600 Bewaffneten in die Stadt zu rücken und sich des sogenannten neuen Schlosses (Castel nuovo) zu bemächtigen. Der größte Theil der Besatzung des Schlosses war durch Bestechung gewonnen und der Oberaufseher des Zeughauses hatte versprochen, auf ein gewisses Zeichen mit der Pfeife die Thore zu öffnen. Indessen zog einer der Verschworenen einen Verwandten, der Student war, ins Geheimniß. Dieser Student lief 5 Tage vor dem Ausbruche hin zu dem Vicekönig und zeigte ihm an, was er wußte. Es war schon 2 Uhr in der Nacht, als Medina Celi dem Verräther Gehör gab. In einem Augenblicke wurden der Fechtmeister und der Kutscher verhaftet, sogleich auf die Folter gespannt und legten Geständnisse ab. Aber zum Glück kannten sie nur die niedern Verschworenen, nicht die Höheren, deren Namen nur Sassinet wußte. Zu gleicher Zeit ließ der Vicekönig die Besatzung des neuen Schlosses ablösen und in Haft führen, alle Soldaten in den andern Schanzen unter Gewehr treten, sowie die Minister und Großen, denen er traute, in den Palast rufen. Viele auch von denjenigen kamen, welche eingeweiht waren, denn sie hofften durch den Schein der Unbefangenheit den Statthalter zu täuschen. Auf den Rath der Ver-

sammelten zog sich der Vicekönig durch einen geheimen Gang aus dem Palaste in das neue Schloß zurück.

Sobald die Verschworenen merkten, daß ihr Anschlag entdeckt war, beschlossen sie, in Verzweiflung getrieben, auf der Stelle loszuschlagen. Der Ruf, es lebe unser König Carl, ertönte in verschiedenen Stadttheilen. Noch nicht unterrichtet, daß die Besatzung im neuen Castel gewechselt sei, gaben sie das Zeichen mit der Pfeife, wurden jedoch mit Flintenschüssen empfangen. Nun öffneten sie die Gefängnisse und ließen die verhafteten Uebelthäter los. Sassinet steckte vor dem Lorenzokloster eine Fahne mit dem österreichischen Wappenschilde auf, stellte sich vor einen mit Goldstücken bedeckten Tisch und warb Leute zum Kampfe für Oesterreich. Lauter und lauter erscholl der Ruf für Carl, die Aufrührer erstürmten den höchsten Gerichtshof, zerstörten das Archiv und die Unterpfandsbücher. Der Vicekönig und seine Umgebung schwebten in großer Angst, denn sie hielten die Zahl der Lärmenden für viel größer, als sie in Wahrheit war. Erst bei Anbruch des Tags faßten sie Muth, der Adel stieg zu Pferde und führte die Truppen gegen das Gesindel, das nun auseinander stob. Im Lorenzokloster hielt sich ein Haufe, aber als man Kanonen aufführte, sprang ein Theil über die Mauern, ein Theil verkroch sich aufs Dach oder in die Keller. Der Vicekönig ließ die Masse laufen und begnügte sich, Einige von denen, welche auf die erste Anzeige verhaftet worden waren, aufhängen zu lassen. Die adeligen Verschworenen waren mit Ausnahme von Wenigen entkommen.

Der Graf von Sangro, eines der Häupter, wurde in der Stadt ergriffen und sogleich enthauptet; der Graf von Capucia verbarg sich auf der Flucht in einer Höhle, ward entdeckt, vertheidigte sich so lange, bis er keine Möglichkeit der Rettung mehr sah, und tödtete sich dann selbst. Sassinet und der Prinz von Laricha wurden auf der Flucht ergriffen. Der Vicekönig wollte sie besonderer Rache aufsparen, aber Eugen hinderte ihn daran.

Vor dem Ausbruch hatte Sassinet den Verschworenen das Versprechen gegeben, daß Eugen, wenn der Wurf gelinge, 10,000 Mann seines Heeres zu Hülfe senden werde. Dies sieht so aus, als wäre der kaiserliche Oberfeldherr in das Geheimniß eingeweiht gewesen. Auch Saint Simon behauptet ein Einverständniß; dennoch ist es nicht wahr. Aus Eugens eigenen Schriften erhellt, daß er bis Anfangs November Nichts von der Verschwörung wußte, und noch am 4. des genannten Monats glaubte, daß der Vicekönig den Baron wider das Völkerrecht habe verhaften lassen. Sowie er jedoch den Zusammenhang erfuhr, ergriff er Maßregeln, um die Gefangenen zu retten. Er schickte einen Trompeter an den spanischen Statthalter zu Mailand, Vaudemont, und ließ ihm ankündigen, daß er alle gefangenen französischen Offiziere ganz ebenso zu behandeln gedenke, wie Medina Celi zu Neapel mit Sassinet und Genossen verfahren würde. Sogleich flog von Mailand ein Eilbote nach Neapel mit dieser Meldung. Zu gleicher Zeit gab der Herzog von Moles, der noch aus Carls II. Zeiten als spani-

scher Gesandter zu Wien sich aufhielt, dem Kaiser den Rath, ihn, den Gesandten, verhaften zu lassen, als wollte er das Wiedervergeltungsrecht an ihm ausüben. Der Kaiser that dies und Eugens Drohung, verbunden mit der List des Herzogs von Moles, rettete Sassinet, Laricha und die Andern vom Blutgerüste. Sie wurden nach Frankreich abgeführt und in der Bastille zu Paris verwahrt.

Auch nach dem Anbruch des Winters war Eugen in Oberitalien nicht müßig, er machte glückliche Streifzüge, eroberte noch vor dem Neujahr das Gebiet von Mantua, mit Ausnahme der Hauptstadt, die er umschloß, besetzte Guastalla und Mirandola. Die Franzosen hatten im letzten Feldzuge gegen 20,000 Mann durch Schwert, Krankheit und Gefangenschaft eingebüßt. Auch das siegreiche Heer litt, weil die kaiserlichen Minister kein Geld und keine Zufuhren schickten. Die Finanzverwaltung ist seit Jahrhunderten stets die schwächste Seite des Kaiserstaats gewesen, unendlich viel blieb an den Händen der höhern und niedern Beamten hängen; freilich beutelte man die Leute auch nicht so unbarmherzig mit Steuern aus, wie in Frankreich. Eugen mußte sich selbst Hülfsmittel verschaffen. Mitten im Winter führte er einen prächtigen Streich aus, der jedoch nur zur Hälfte glückte. Wie alle gute Feldherrn, wandte er viel Geld auf tüchtige Spionen und versäumte nicht, Einverständnisse mit angesehenen Personen der besetzten Länder anzuknüpfen. Letzteres war ihm auch in der wichtigen, am Po gelegenen Stadt Cremona gelungen. Der Pfarrer bei St. Maria war kai-

serlich gesinnt. Der Keller seines Hauses stieß an die Stadtmauer und an eine alte nicht beachtete Wasserleitung, die ins Feld hinauslief und ganz seicht war. Der Pfarrer gab hievon dem Prinzen Nachricht. Eugen untersuchte selbst den Ort und, als er Alles so gefunden, beschloß er in der Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar 1702 mittelst dieser Wasserleitung die Stadt zu überrumpeln.

Cremona hatte 8000 Mann Franzosen zur Besatzung, und zu seiner großen Freude erfuhr Eugen überdies, daß am 1. Februar der französische Obergeneral kommen werde, um Musterung zu halten. Villeroi hatte erst neulich prahlerische Briefe nach Paris geschrieben und unter Anderem sich gerühmt, er wolle diesen Carneval drei Prinzen, Eugen, Vaudemont und Commercy (des ersten Vetter), einen Tanz aufspielen. Jetzt stand Eugen auf dem Sprung, ihm eine Narrenkappe aufzusetzen. Um Aufsehen zu vermeiden, begnügte sich der Prinz, 6000 Mann unter Commercy, Graf Guido Stahremberg und dem jüngern Vaudemont, zu verwenden. Den 1. Februar Morgens frühe zwischen 2 und 3 Uhr kam Eugen, begleitet von Commercy und Stahremberg, etwa 1200 Schritte von Cremona entfernt in einer verfallenen Bauernhütte an, und wartete auf seine Truppen, die wegen der schlechten Wege erst gegen 5 Uhr eintrafen. Genaue Plane der Stadt waren in seinen Händen, die Befehle wurden ausgetheilt. Mit 225 Soldaten und einem Haufen Werkleute zog Major Hoffmann voran, erreichte die Wasserleitung, kroch mit seinen Leuten hinein und gelangte

ins Pfarrhaus, wo sie sich still hielten, bis eine zweite und dritte Abtheilung nachgekommen war. Nun begaben sie sich auf die angewiesenen Posten, Hoffmann überfiel die Wache des Margarethenthors, hieb sie nieder und setzte sich auf dem Thore und dem Walle fest; Graf Nazari, Führer der zweiten Abtheilung, griff die Hauptwache an; Kuffstein, Führer des dritten Haufens, sollte das Haus des Stadtcommandanten besetzen, verfehlte es jedoch in der Finsterniß, zugleich sprengte Graf Mercy mit seinen Dragonern im Galopp durch das geöffnete Margarethenthor auf das entgegengesetzte Pothor zu. Der erste Franzose, der Unrath merkte, war der Koch des Generals Krenau. Vor Tagesanbruch ging er aus, um einzukaufen, fand die Straßen voll Soldaten, deren Röcke er nicht kannte, eilte zurück und weckte seinen Herrn. Dieser wollte es Anfangs nicht glauben, ward aber bald genug überzeugt. Zu gleicher Zeit stellte sich ein Regiment durch reinen Zufall in Schlachtordnung, der Oberst hatte am gestrigen Tage eine Musterung angekündigt, und fing damit im Zwielicht an. Seine Leute standen in Reih und Glied, als er verworrene Töne hörte und Commandoworte in fremder Sprache an der Mündung einer Straße ihm gegenüber. Er rückte auf der Stelle vor, erkannte die Kaiserlichen und gebot zu feuern. Jetzt wurde die ganze Stadt wach, die Franzosen rannten, zum Theil halb angekleidet, unter das Gewehr.

Villeroi war richtig den Abend vorher in der Stadt angelangt. Der Stadthauptmann gab ihm ein Gastmahl,

zu dem alle Offiziere geladen wurden. Man bemerkte, daß er sehr nachdenklich aussah und weniger als sonst sprach. Er zog sich frühe zurück. Als der Lärm auf der Straße anging, schrieb er noch ganz angekleidet auf seinem Zimmer, ließ sich sein Pferd vorführen, schickte einen Offizier ab, um nachzusehen, was vorgehe; kaum hatte er den Fuß im Steigbügel, als er erfuhr, daß Feinde in der Stadt seien, sprengte die Straße hinab, um den großen Platz zu gewinnen, der für den Fall eines Lärms zum Sammelplatze angewiesen war. Nur ein Page begleitete ihn. Wie er um die Straße bog, fielen Schüsse, er schlug nun einen andern Weg ein, und jagte dem Markte zu, und kam dort im Augenblicke an, da Nazari sich der Hauptwache bemächtigte. Von Weitem schrie er den Seinigen zu, sich brav zu halten, aber alsbald ward er von Kaiserlichen umringt, die, an seinem gestickten Rocke einen General erkennend, ihn vom Pferde herunterrissen. Der Irländer Macdonald befehligte die Rotte, die ihn gefangen genommen, und führte ihn abseits. Hier gab sich Villeroi zu erkennen, versprach dem Hauptmann 10,000 Ducaten, ein Regiment in französischem Dienste, wenn er ihn frei ließe. Der Irländer wies das Anerbieten zurück und meldete dem Prinzen Eugenius den Fang.

Es war heller Tag geworden, durch alle Straßen wogte der Kampf und mehr und mehr erholten sich die Franzosen, die an Zahl doppelt den Kaiserlichen überlegen waren, weil Vaudemont, der mit 3000 Mann die Stadt von der Poseite anfallen sollte, durch grundlose Wege aufgehalten, zu

spät eintraf. Eugen bestieg mit Commercy den Glockenthurm der Cathedrale, um den ganzen Kampfplatz zu überblicken. Hier überzeugte er sich, daß es besser sei, sich zurückzuziehen, weil die Franzosen aus den nächstgelegenen Orten mehr und mehr ihrer Leute herbeiriefen. Durch dasselbe Thor, durch welches er eingedrungen war, verließ er Abends, nachdem seine Leute sieben und acht Mal im Feuer gestanden und vor Müdigkeit fast das Gewehr nicht mehr handhaben konnten, in schönster Ordnung die Stadt, achtzig Offiziere, vierhundert Gemeine, sieben Standarten und eine große Anzahl von Pferden mit sich führend. Villeroi wurde auf das Schloß Ambras in Tyrol gebracht, wo er Betrachtungen über die Wandelbarkeit menschlicher Dinge anstellen konnte. Die Maintenon entzog ihm ihre Gunst nicht, und Ludwig XIV. tröstete ihn mit einem eigenhändigen Briefe; aber die Pariser Witzlinge meinten, der Carneval von Cremona sei dem Marschall Villeroi, der sich besser auf Puder als auf Pulver verstehe, schlecht bekommen, und ganz Europa ergoß sich in Lobeserhebungen Eugens, der mitten aus einer der stärksten Festungen heraus den feindlichen Oberfeldherrn abgeholt habe.

Zwanzigstes Kapitel.

Oesterreich, England und Holland.

Eugens Siege hatten politische Folgen, welche weit über den unmittelbar errungenen militärischen Vortheil hinaus-

reichten: denn sie gaben den andern Mächten Muth, sich gegen Frankreich zu erklären. Das Triebrad auf dieser Seite war der Oranier Wilhelm III. Obgleich schwer erkrankt, und in einem Zustande, daß Niemand dachte, er werde das nächste Jahr erleben — seine Füße waren angeschwollen, seine Stimme erloschen —, ging der Oranier im Frühling 1701 nach Holland hinüber und zettelte dort von dem Schlosse Loo aus, einsam, abgetrennt von der Gesellschaft, gleich einer Spinne seine Fäden wider Ludwig XIV. Nach der früher erwähnten Akte, kraft welcher die Generalstaaten, um ihre in Flandern gefangenen Truppen zu befreien, die Regierung Philipps V. in Spanien anerkannten, hatte sich der französische Gesandte d'Avaux in Holland eingefunden, um die Staaten von einem etwaigen Bund zur Wahrung des europäischen Gleichgewichts abzuhalten. Bald kam es — offenbar durch des Oraniers geheime Einwirkung — zu scharfen Erörterungen zwischen den Franzosen und den Deputirten der Staaten. Letztere verlangten, daß ihnen Ludwig XIV. zu ihrer Sicherheit das Besatzungsrecht in einer Reihe flandrischer Festungen längs der französischen Gränze einräume. D'Avaux schlug dies rund ab. Nun begannen die Staaten eine drohende Sprache zu führen und d'Avaux fand für gut, im Juli 1701 aus dem Haag abzureisen. Wilhelm konnte bereits auf die Niederlande zählen, aber anders standen die Sachen drüben in England. Französische Goldstücke hatten den Weg in die Taschen der angesehensten Mitglieder beider Häuser des Parlaments ge-

funden, und der letzte Theilungsvertrag über das spanische Erbe wurde auf die stärkste Weise verdammt. Die Pairs überreichten unter dem 21. März 1701 der Krone eine Adresse, in welcher sie jenen Vertrag, der doch hauptsächlich Wilhelms Werk war, ein unglückliches Ereigniß nannten. Noch bunter ging es im Unterhause zu. Nach einer wüthenden Verhandlung beschloß das Haus der Gemeinen, die Grafen von Portland, Orford und die Lords Sommers und Halifax, wegen ihres Antheils an dem Abschlusse des Vertrags, als Hochverräther in Anklagestand zu versetzen. Doch wurde Nichts aus der Sache, hauptsächlich weil die Masse des Volks, im Einklang mit König Wilhelm, Krieg gegen die Franzosen wollte. Auf diese Gefühle der Menge hauptsächlich rechnete Wilhelm III., gleichwohl sehen Sie, meine Herren, daß er einen schweren Stand hatte und verwegenes Spiel trieb. Er griff durch. Sechs Tage nach dem Siege Eugens bei Chiari schloß Wilhelm III. als König Großbritanniens im Haag mit den Generalstaaten und dem Kaiser Leopold eine sogenannte große Allianz ab, kraft welcher die Verbündeten sich mit aller Macht gegenseitig beizustehen gelobten, damit die spanischen Niederlande als Vormauer für die Staaten, das Herzogthum Mailand als eröffnetes Reichslehen, die Königreiche Sicilien und Neapel, die Inseln im mittelländischen Meere, die Plätze an der tuscischen Küste den Franzosen entrissen würden. Sie gelobten ferner, nicht eher Frieden zu schließen, bis der Kaiser hinlängliche Entschädigung für alle seine Rechte er-

halten hätte. Noch bedungen Holland und England aus, in den spanischen Besitzungen außer Europa sich erholen zu dürfen. Endlich ward beschlossen, andere Mächte, namentlich das deutsche Reich, zum Beitritte einzuladen.

Zunächst fragte es sich, ob das englische Parlament dieses Bündniß gut heißen und dem Könige die nöthigen Geldmittel verwilligen würde. Nach dem, was im letzten Frühjahre geschehen, schien dieser Erfolg mehr als zweifelhaft; dennoch erreichte der Oranier seinen Zweck, hauptsächlich, weil Ludwig XIV. selbst ihm durch einen jener häufigen Akte sultanischen Hochmuths in die Hände arbeitete. Ich habe früher berichtet, daß der vertriebene König Jakob II., dem seine Gemahlin, kurz ehe er aus England entweichen mußte, einen Sohn, Jakob III. (1688), gebar, Zuflucht am französischen Hofe gefunden hatte und von Ludwig XIV. als rechtmäßiger Gebieter behandelt worden war. Um sich gegen mögliche Folgen dieses Verfahrens zu schützen, hatte Wilhelm III. verlangt, daß in dem Friedensschluß von Ryswik ein Artikel des Inhalts aufgenommen werde: Frankreich verpflichte sich, niemals den Sohn Jakobs II. als König von England anzuerkennen. Ludwig XIV. glaubte sich der Verpflichtung enthoben, diesen von ihm zugestandenen Artikel zu halten. Jakob II. fiel im September 1701 zu St. Germain, wo er einen kleinen Hof um sich versammelte, in eine tödtliche Krankheit. Frau von Maintenon, Ludwig XIV. selbst und das ganze königliche Haus besuchten den hohen Kranken und bezeigten große Rührung über die

Ergebenheit, mit welcher Jakob dem Tode entgegenging. Ludwig wiederholte den Besuch am 13. September. Der Kranke war so übel auf, daß er, als man ihm den König meldete, kaum die Augen aufschlug. Ludwig sprach, er sei gekommen, um Jakob zu versichern, daß er wegen seines Sohnes beruhigt sterben möge, denn die Krone von Frankreich werde denselben als König von Großbritannien anerkennen. Die wenigen Engländer, die zugegen waren, stürzten auf die Kniee nieder, aber Jakob verstand das große Glück nicht mehr, das ihm die gallische Majestät zugedacht hatte; er starb den 16. September 1701. Ludwig erklärte vor versammeltem Hofe, daß Jakob III. König von England sei. Die Hofleute fanden diese Erklärung erhaben, eines großen Monarchen würdig. Den 20. September machte Ludwig XIV. dem neuen König Jakob III. von England einen Besuch in der Stadt St. Germain. Seitdem erschien der englische Gesandte nicht mehr am Hofe zu Versailles, sondern reiste ohne Abschied zu nehmen ab. In seinem Schlosse Loo empfing Wilhelm III. Kunde von dem, was zu Versailles und St. Germain vorgegangen. Er erzählte einigen anwesenden deutschen Herren die französische Neuigkeit, ohne ein Wort der Bitterkeit zu verlieren, aber man bemerkte, daß eine dunkle Röthe sein Gesicht überflog, daß er den Hut tiefer als sonst über die Stirne drückte. Augenblicklich sandte er Befehl nach London, den französischen Botschafter von Englands Boden zu entfernen. Kaum war dieser zu Calais angekommen, als Wilhelm nach Lon-

don zurückkehrte. Er fand die Nation in furchtbarer Aufregung wider Frankreich. Die ungeheure Mehrheit glühte von gekränktem Selbstgefühl, von Unmuth, daß ein Fremdling, daß ein Franzose, daß dieser Ludwig XIV., der seit 40 Jahren Europa mit Mord und Brand erfüllte, es gewagt habe, vorzuschreiben, wer König in England sein solle. Auch die, welche insgeheim dem vertriebenen Königshause der Stuarts anhingen, mußten, für ihre Sicherheit besorgt, in das allgemeine Rachegeschrei einstimmen. Es war nicht bloß ein Anflug legitimer Ritterlichkeit gewesen, was Ludwig XIV. bewog, sich zum Vorkämpfer der Stuarts aufzuwerfen, sondern zugleich ein Werk der Berechnung. Ludwig XIV. meinte, wenn er sich offen für Jakob III. erkläre, werde halb England bei den wichtigen Verbindungen, welche, laut prahlerischer Aussagen der Legitimisten des kleinen Hofs zu St. Germain, Jakob drüben über dem Kanal hatte, für den legitimen Herrscher sich erheben, und im schlimmsten Falle könne der Ausbruch eines Bürgerkriegs in England kaum fehlen. Diese Berechnung wurde jetzt völlig zu Schanden. Die ganze britische Nation forderte, daß der Schimpf, den ihr der französische Tyrann angethan, blutig gerächt werde. Von allen Seiten liefen Zuschriften an den König ein: wenn er es für passend halte, ein neues Parlament zu berufen, so würde man solche Mitglieder wählen, die ihm gewiß treulich an die Hand gingen. Wilhelm löste sogleich das Parlament auf, in das neue wurden fast lauter solche gewählt, die für Krieg waren. Dieses Parlament, das zu

Ende des Jahrs 1701 zusammentrat, setzte einen Preis auf den Kopf Jakobs III., bestätigte das große Bündniß und bewilligte die nöthigen Summen zur Anwerbung von 90,000 Mann theils Seeleuten, theils Landsoldaten. König Wilhelm war nie populärer gewesen als eben damals, und zwar durch die Handlung eines Herrschers, der nichtsweniger als so Etwas beabsichtigt hatte.

Begreiflicherweise wirkten die Vorgänge in England mächtig auf den Continent zurück. Die vorderen Kreise, welche, wie ich früher gezeigt, im Jahre 1701 ihre Neutralität in Betreff der spanischen Erbschaftsfrage erklärt hatten, nahmen jetzt diese Erklärung trotz aller Abmahnungen des bayerischen Kurfürsten und des französischen Gesandten Chamois zurück. Vorerst schlossen die fränkischen und schwäbischen Stände im März 1702 mit den beiden rheinischen ein Bündniß. Da der bayerische Kreis, vom Kurfürsten gehindert, den Beitritt versagte, schloß sich der Kaiser als Vertreter des österreichischen Kreises mit einem Contingent von 16,000 Mann an: alle fünf Kreise sollten 44,000 Soldaten stellen, und diese Zahl wurde etliche Monate später, da auch der westphälische Kreis und der Kurfürst von Trier beitrat, bis auf 60,000 Streiter erhöht. Auch andere Reichsfürsten kamen, eine allerdings zweideutige Bewegung. Gut Wetter brach für diejenigen unter ihnen an, welche längst ihre Unterthanen als Kanonenfutter an die großen kriegführenden Mächte zu verpachten gewöhnt waren; sehr viel vom reichen Inhalt der geöffneten holländischen und englischen

Geldsäcke floß in ihre Kassen. König Friedrich I. von Preußen vermiethete 3000 Mann seiner Soldaten an die Seemächte gemeinsam, 10,000 weitere an Holland insbesondere, überdieß schickte er 7000 vermöge der mit dem Kaiser für Bestätigung der preußischen Krone geschlossenen Uebereinkunft an den Rhein. Andere Truppen nahmen die Holländer von den Fürsten in Hessen, der Rheinpfalz, Lüneburg, Hannover in Sold. Auch Dänemark wurde hereingezogen. Diesem kleinen Könige machten der Kaiser und die Krone Frankreich in die Wette Anerbietungen, wenn er seine Leute stellen würde. Da jedoch der Kaiser zuletzt mehr bot, lieferte der Däne erst 8000, zuletzt bis zu 20,000 Mann in deutschen Sold. Der Wolfenbüttler Herzog fuhr mit den Rüstungen, die er, wie ich früher gezeigt, für französische Rechnung begonnen, noch immer fort. Aber im April 1702 rückten plötzlich hannoverische Truppen, von dem Vetter Georg Ludwig, dem nachmaligen König von England und damaligen Kurfürsten in spe, geschickt, bei Nacht in das braunschweig-wolfenbüttelsche Gebiet ein, bemächtigten sich aller Orte und hoben die neuangeworbenen Truppen, die in den Winterquartieren zerstreut lagen, auf. Die Mannschaft wurde genöthigt, zu des Kaisers Fahne überzutreten. Anton Ulrich floh zu seinem Verbündeten, dem Gothaer Herzog, der gleichfalls für französisches Geld 6000 Mann auf die Beine gebracht hatte. Von dem preußischen Könige Friedrich I. bedroht, mußte der Gothaer seine Leute an Preußen abtreten, die Gefahr des Ausbruchs einer in fran-

zösischem Solde angezettelten Empörung des nördlichen Teutschlands war glücklich beseitigt.

Der Oranier Wilhelm, welcher diese günstige Wendung der Angelegenheiten auf dem Continente angebahnt hatte, erlebte den weiteren Erfolg nicht mehr. Ende Februar 1702, da er seiner Gewohnheit gemäß durch Bushypark nach seinem Landschlosse Hamptoncourt ritt, setzte er das Pferd auf ebenem Rasen in Galopp; plötzlich strauchelte es, der König stürzte und brach das Schlüsselbein. Wilhelm ward nach Kensington zurückgebracht, der Knochen sogleich eingerichtet. Mehrere Wochen schien er außer Gefahr. Als er jedoch den 14. März 1702 einige Minuten die Gallerie auf und abgegangen war, ließ er sich auf einem Ruhebette nieder und schlief ein. Wie er aufwachte, fühlte er Frost, ein heftiges Fieber brach aus, an welchem König Wilhelm III. den 19. März 1702 im 52. Jahre seines Alters verschied. Wilhelm hinterließ aus seiner Ehe mit Maria, der protestantischgesinnten Tochter Jakobs II., durch die er Englands Thron bestiegen hatte, keine Kinder. Vermöge der schon früher vom Parlament getroffenen Bestimmungen ging die Krone an Maria's Schwester Anna, die Gemahlin des dänischen Prinzen Georg, über. Anna, welche sich zu den Grundsätzen der englischen Hochkirche bekannte und zu den Tories neigte, aber unter dem Einflusse ihrer Gesellschaftsdame Lady Churchill, der nachmaligen Herzogin von Marlborough, stand, hielt, als der Geheimerath ihr am Tage nach Wilhelms Tode aufwartete, auf die Tugenden und die Weisheit dieses

Fürsten, den sie, so lange er lebte, herzlich gehaßt hatte, eine treffliche Lobrede und erklärte ihre Absicht, in seine Fußtapfen zu treten. Allerdings konnte sie nicht anders handeln, denn König Wilhelm III. hatte, wie wir sahen, den Krieg gegen Frankreich im Einklange mit der ganzen Nation beschlossen. In der Politik Englands trat daher durch Wilhelms Tod keine Aenderung ein.

Dennoch schöpften die Jakobiten Hoffnung. Die Sage ging, daß es ein frisch aufgeworfener Maulwurfhaufen gewesen sei, an welchem Wilhelms Pferd scheute und den unglücklichen Sturz verursachte. Seitdem kam bei den Jakobiten die Sitte in Gang, auf die Gesundheit des kleinen kurzsichtigen Gentleman, im schwarzen angewachsenen Pelzröcklein, zu trinken. England konnte den unzufriedenen Herren diese Feier des Maulwurfs gönnen, in der That paßte das Thierchen zum Sinnbild einer Parthei, welche, ohne alle Rücksicht auf das öffentliche Beste, der Nation ein verhaßtes, unverständiges Königsgeschlecht aufdrängen wollte. Die Jakobiten haben später, wie ich am gehörigen Orte zeigen werde, verschiedene Versuche gemacht, die Stuarts wieder einzusetzen, aber stets vergeblich und zum Verderben der tollkühnen Unternehmer. Die von den Whigs gegründete Verfassung behielt nicht nur in England den Sieg, sondern wurde ein Vorbild für die Staaten des Festlands.

In Holland dagegen zog Wilhelms Tod eine Veränderung der bisherigen Regierungsform nach sich. Wilhelm hatte kurz vor seinem Ende den Wunsch ausgesprochen, daß

die Generalstaaten seinem Neffen Johann Wilhelm Friso, einem unmündigen Sohne des 1696 verstorbenen Oraniers Heinrich Casimir, Statthalters von Friesland und Groningen, dieselbe statthalterische Gewalt übertragen möchten, die er selbst seit de Witts Ermordung besessen hatte. Aber fünf von den verbündeten Provinzen wiesen dieses Ansinnen zurück und stellten die alte Verfassung her. Es kam zwischen der Oranischen Parthei und den Aristokraten in mehreren Städten zu blutigen Kämpfen. Doch siegten im Ganzen Letztere. Eine Reihe von Jahren blieb die Republik ohne Generalstatthalter, im Punkte des Krieges wider Ludwig XIV. waren glücklicherweise Alle einig. Den größten Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten der Republik besaß der Rathspensionarius von Holland, Heinsius, von dem mehr die Rede sein wird.

Andererseits drohte der Tod Wilhelms, das Bündniß zwischen dem Preußenkönig Friedrich I. und den Generalstaaten zu zerreißen. Gestützt auf ein Testament des Oraniers Friedrich Heinrich, seines Großvaters, sprach Friedrich I. von Preußen das oranische Erbe an, welches Wilhelm III. seinem oben erwähnten Neffen Johann Wilhelm Friso zugedacht hatte. Selbst die Statthalterschaft über die Niederlande hätte der Brandenburger gerne an sich gebracht.

Friedrich I. hatte Versuche eingeleitet, eine Parthei unter verarmten niederländischen Edelleuten zu gewinnen; aber da kein Mann von Gewicht sich in den Plan einließ, entging Holland der Schlinge. Auch die fahrende Habe des ver-

storbenen Königs, die er verlangte, erhielt Friedrich I. nicht ganz, sondern nur ein Stück. Lange schwebten deßhalb zwischen ihm und den Generalstaaten Streitigkeiten, welche, im Bunde mit andern Anlässen des Zwists, störend auf die von dem mächtigen Brandenburger geleistete Kriegshülfe einwirkten. Er hatte den Oberbefehl über das Heer am Niederrhein verlangt, und nahm es sehr übel, als die Holländer die Oberleitung ihrer bewaffneten Macht dem Grafen Marlborough übertrugen. Denn obwohl alle Welt der Meinung war, daß dies eine sehr passende Wahl sei, hielt sich doch Friedrich I. selbst für einen bessern Feldherrn. Auch seine stete Geldverlegenheit, die Folgen seiner Verschwendung, hemmten den Krieg. Oft gab er, völlig unerwartet, seinen Truppen am Rhein Befehl, stehen zu bleiben, gewissen Unternehmungen sich zu entziehen, bis man ihm geforderte Summen auszahlte, oder bis man ihm ceremonielle Ehren bewilligte, auf die er nicht minder Werth legte, als auf Silber und Gold. So hob er z. B. einmal das seinen Truppen am Rheine ertheilte Verbot, mit Marlborough nach einem Siege über die Maas vorzudringen, nur unter der Bedingung wieder auf, daß ihre Majestät die Königin Anna von England gegen die neue Majestät von Preußen ganz dasselbe Ceremoniel beobachten wolle, wie gegen die übrigen gekrönten Häupter. Dieser kleinen Hemmnisse unerachtet, die ihnen von Seiten des eigenen Hofes in den Weg gelegt wurden, bewährten die preußischen Regimenter im spanischen Erbfolgekrieg unter Eugens, des Prinzen von Baden oder

Marlboroughs oberster Führung ihren in den Zeiten des großen Kurfürsten begründeten Ruhm. Damals begann die Laufbahn des preußischen Generals, der später unter dem Namen des alten Dessauers einen berühmten Namen erlangt hat. Leopold, Fürst von Dessau, Sohn Johann Georgs und der Mutterschwester des ersten Königs von Preußen, zeichnete sich im achtzehnten Jahre seines Alters als Oberst bei der Belagerung von Namur 1695, dann in vielen Schlachten des spanischen Erbfolgekriegs aus. Sprosse eines alten Fürstengeschlechts setzte er gegen den Willen der überaus stolzen Mutter seine Verheirathung mit einer Apothekerstochter durch, welche nachher der Kaiser in den Reichsfürstenstand erhob, und zeugte mit ihr eine Reihe Söhne, welche unter drei Königen den preußischen Kriegsruhm verherrlichten. Leopold trug den tiefsten Hohn gegen alle wissenschaftliche Bildung zur Schau, achtete Nichts als Geld zu Soldaten, war roh wie ein Pandur, sein Mund floß über von den derbsten Redensarten und Zoten; stürmisch im Angriff, besonnen in Gefahren, wußte er die Soldaten zu fesseln, obgleich er sie mit unmenschlicher Härte behandelte. Der Dessauer führte im preußischen Heere wesentliche Verbesserungen ein. Sein Werk ist hauptsächlich das schnelle Feuern, durch das sich das preußische Fußvolk im vorigen Jahrhundert auszeichnete. Die bis dahin üblichen hölzernen Ladstöcke vertauschte er mit eisernen, verlängerte den Arm des Bajonnets, bog die Klinge desselben etwas schief aus, verringerte die Zahl der beim Feuern hintereinander stehen-

den Glieder, auch führte er im Bunde mit dem Nachfolger Friedrichs I., Friedrich Wilhelm, jene bis aufs Aeußerste getriebene Gleichförmigkeit in Schnitt, Bekleidung, Knöpfen, Gamaschen, Zöpfen, Handgriffen ein. Jede Bewegung in der ganzen Fronte, jede Veränderung im Halten der Waffe und des Körpers wurde durch sein Verdienst Ein Schlag, Ein Tritt, das Feuern ganzer Regimenter Ein Schuß, und die Regimenter verwandelten sich in die gleichförmigste Maschine, die das Wort des Commandanten nach Willkür aufzog. Diese Herrlichkeit, welche man wie ein Wunder der Welt anstaunte, wurde erzielt durch tägliches Drillen und durch unsägliche Prügel, welche jeden Augenblick auf den Rücken der Soldaten herunterhagelten. Der große Exerciermeister hatte nebenbei die Eigenthümlichkeit, daß er tiefen Respekt vor der lutherischen Orthodoxie an den Tag legte: er sah in ihr ein Mittel, wie die Leiber der Soldaten mit Prügel und Spießruthe, so die Geister des gemeinen Volks durch Höllenfurcht in den rechten Schritt zu versetzen; was seine Person selbst betrifft, so bot er den sittlichen Lehren des Christenthums Trotz: verzieh nie irgend eine Beleidigung, wußte sich bei aller Offenherzigkeit, Geradheit des Charakters, die er erheuchelte, trefflich zu verstellen, und war zu den grausamsten Anschlägen fähig. Die Markgräfin von Baireuth, Friedrichs des Großen Schwester, sagt irgendwo: ein Catilina sei in dem ehrlichen alten Dessauer gesteckt.

Noch vor seiner letzten Krankheit hatte König Wilhelm III. den uns von früher her bekannten John Churchill,

der indeß zum Grafen von Marlborough erhoben worden war, zum Anführer des englichen Heeres im bevorstehenden Kriege ernannt. Königin Anna bestätigte diese Maßregel und schickte ihn sofort nach den Niederlanden hinüber, auch die Generalstaaten übertrugen ihm den Befehl über ihre Truppen. Obgleich der Kampf thatsächlich schon im Jahre 1701 über den Alpen begann, war der Krieg bisher noch nicht förmlich erklärt, jetzt geschah dies an einem und demselben Tage — den 15. Mai 1702 durch Großbritannien, Holland, den Kaiser. Fünfthalb Monate später folgte diesem Beispiele auch das deutsche Reich. Auf vier Punkten: in Spanien unter dem Prinzen Georg von Darmstadt, in Italien unter Prinz Eugen, in den Niederlanden unter Marlborough, am Mittelrhein unter dem Prinzen Ludwig von Baden, sollte die spanisch-französische Macht angegriffen werden. Im Juli 1702 übernahm Marlborough den Oberbefehl über das vereinigte englisch-holländische Heer, das an Zahl dem gegenüberstehenden französischen überlegen war, ging über die Maas, nahm Venloo und andere Plätze an dem ebengenannten Flusse und besetzte im Oktober Lüttich. Die Aengstlichkeit der holländischen Felddeputirten, welche von den Generalstaaten dem Oberfeldherrn beigegeben waren, sowie das Mißlingen der Bewegung am Mittelrhein, von welcher sogleich die Rede sein wird, verhinderte ihn, eine Hauptschlacht zu liefern, welche in seiner Absicht lag. Schon vorher war durch eine Abtheilung preußischer und holländi-

scher Truppen die dem Kurfürsten von Cöln gehörige Festung Kaiserswerth angegriffen, erobert und geschleift worden.

Während Marlborough auf solche Weise am Niederrheine vordrang, setzte sich der Markgraf Ludwig von Baden mit den Reichsvölkern und einer österreichischen Abtheilung gegen den Mittelrhein in Bewegung, ging noch im Mai über den Strom, rückte vor die von dem berühmten Kriegsbaumeister Vauban trefflich befestigte Stadt Landau und begann sofort die Belagerung. Catinat, den Ludwig XIV. aus Italien herüber berufen hatte, stand ihm mit nicht hinreichenden Streitkräften entgegen. Durch die Linien von Weißenburg sicherte sich der Markgraf mit bewunderungswürdiger Kunst gegen mögliche Angriffe der Franzosen. Mehremale versuchte es Catinat, diese Linien zu durchbrechen und die Aufhebung der Belagerung von Landau zu erzwingen, aber vergeblich, alle seine Anfälle wurden zurückgeschlagen.

Im Lager vor Landau fand sich der römische König Josef I. in eigener Person ein. Das Gefolge, mit dem er kam, ist geeignet, einen Begriff vom damaligen Hofleben zu geben. Zweihundertzweiunddreißig Personen, von denen keine zum Kriegführen tauglich war, begleiteten den kaiserlichen Thronerben. Von höherem und niederem Range unter diesem Trosse befanden sich des Königs Oberhofmeister, Fürst Dietrichstein, der Oberst Kuchelmeister, Herr Graf Trautmannsdorf, dann 12 königliche Kämmerer, ein Untersilberkämmerer, ein Mundschenk, ein Vorschneider, Truchseß, ein Beichtvater mit seinem Socio, ein Hofprediger, zwei

Hofcaplane, ein Capelldiener und Junge. Weiter vier Zusetzer, vier Träger, drei Kesselreiber, acht Ordinari- und drei Extraordinari-Jungen, unterschiedliche Fischmeister, Geflügelmayer sammt zwei Mägden, drei Ziergärtner und Gehülfen, drei Kellerdiener, zwei Faßbinder, ein Mundbäcker und Junge, ein Vicemundkoch und zwanzig Meister und Unterköche. Die römische Königin, welche gleichfalls ihren Gemahl begleitete, hatte hundertundsiebzig Personen in ihrem Gefolge. Unter den zahllosen Wagen, die diese Hofzurüstung weiter beförderten, werden aufgeführt zwei Geflügelwagen, Kammerheizer-Zeltwagen, Tafeldecker-Zeltwagen, drei Mund-Kuchel-Wagen, zwei große Bagagekuchel-Wagen, ein Wagen mit der Feldtafel zum Speisen, zwei Wagen Ziergarten-Bagage, ein Tafeldecker-Bagage, zwei Kammerfourier-Bagagi, sechs Kellerwagen mit Wein, einundzwanzig je mit sechs Ochsen bespannte Rüstwagen für Allerlei. Klingt das nicht beinahe wie der Zug des Xerxes bei Herodot!

Der Markgraf von Baden betrieb die Belagerung Landau's mit solchem Geschick, daß der französische Befehlshaber Melac den 10. September 1702 sich ergeben mußte. Jetzt stand dem siegreichen Heere der Weg ins innere Frankreich offen. Lothringen, dessen Herzog auf die Annäherung des badischen Prinzen wartete, um seine eigenen Streitkräfte mit dem deutschen Heere zu vereinigen, sollte vermöge des zwischen Ludwig und Marlborough verabredeten Planes Mittelpunkt fernerer Bewegungen beider werden. Siegreich drang eben Marlborough über die Maas vor, den Herzog von

Burgund, Ludwigs XIV. Thronerben, überall zurücktreibend, ihm wollte nun der Markgraf die Hand reichen und vereint mit ihm in das Herz Frankreichs einfallen, als eine Bewegung im Rücken des mittelrheinischen Heeres diesen schönen und so glücklich begonnenen Plan vereitelte.

Wir müssen uns jetzt nach Bayern wenden. Max Emanuel war, nachdem er auf die obenbeschriebene Weise die flandrischen Festungen den Franzosen in die Hände gespielt, nach seinem Stammland hinaufgegangen. Anfangs fand er für gut, sich zu stellen, als ob er strenge Neutralität beobachten wollte, er verweigerte den österreichischen Truppen Durchmarsch durch seinen Staat, erklärte sich jedoch andererseits bereit, dem Kaiser 10—12,000 Mann zu Besetzung der ungarischen Festungen zu leihen. Diese Maske nahm er vor, um seine Rüstungen zu verdecken, die er mit französischem Geld bis auf 20,000 Mann brachte. Plötzlich zog er dieses Heer, Anfangs September 1702, auf dem Lechfelde, unweit Augsburg, zusammen. Viele meinten, der Kurfürst stehe noch mit dem Kaiser in Unterhandlung, und selbst die Generale wußten nicht, wem es gelte. Nach abgehaltener Musterung beauftragte Max Emanuel drei seiner vertrautesten Offiziere mit zwei Regimentern Dragoner und einigen hundert Mann zu Fuß, Ulm, das Bollwerk Schwabens, zu überrumpeln. Mit 40 Mann wurde der Obristlieutenant Pechman vorausgesandt. Dieser schickte einige verkleidete Offiziere in die Stadt, um die beste Gelegenheit zu erforschen. Er selbst legte sich, in der Nacht angelangt, unweit

der Thore ins Versteck, weiter zurück hielten 600 Dragoner in einem Gehölze, etwas ferner die Andern. Den 8. September 1702 bei Tagesanbruch gingen Pechman und die Seinigen, mit Körben und Säcken versehen, nach der Stadt, die älteren waren als Landleute, die jüngeren als Bauernweiber und Mädchen verkleidet, trugen Gemüse, Früchte, Leinwand, Lämmer. Jeder aber hatte unter seinen Kleidern zwei Pistolen, zwei Handgranaten und ein Bajonnet. Unter dem sogenannten Gänsethore ersahen sie einen der auf Kundschaft ausgesandten Offiziere, welcher durch die Art, wie er den Hut trug, ein Zeichen gab, daß die Bürgerschaft keinen Angriff ahne. Plötzlich fällt Pechman mit seinen Leuten über die aus 15 Mann bestehende Thorwache her, einer der Stadtsoldaten wird niedergestochen, die andern entwaffnet und in die Wachstube eingesperrt. Zugleich sprengen die Dragoner im dampfenden Morgennebel heran und im Nu ist der Wall, die Bastei zwischen Gänsethurm und dem Frauenthor in ihrer Gewalt. Die Besatzung rückte zwar jetzt aus und 3600 Bürger traten vor dem Zeughause unter das Gewehr, auch die Weiber halfen, aber in dem Kampfe, der begann, behielten die Bayern die Oberhand.

Auf die Nachricht vom glücklichen Ausgang zog der Kurfürst in die eroberte Stadt ein, auf seinen Fahnen sah man eine Königskrone mit der Inschrift: „die Krone oder Untergang", und auf das Fenster eines Dorfwirthshauses schnitt er mit dem Diamant seines Ringes die Buchstaben A. N. R., welche er selbst dahin erklärte, daß er Augsburg, Nürnberg,

Regensburg haben müsse. Max Emanuel nahm sofort Biberach, Memmingen sammt andern Städten und bemächtigte sich des obern Schwabens bis hin zum Bodensee, zugleich entsandte er 10,000 Mann unter Graf Arco an den Rhein.

Catinat, der während der Belagerung von Landau sich unter die Kanonen von Straßburg zurückgezogen hatte, traf auf die Nachricht, daß Ulm gefallen sei, Anstalten, den Marschall Villars mit einer Abtheilung über den Rhein hinüberzuschicken. Jetzt mußte der Prinz von Baden auf den Einfall in Frankreich verzichten und sein Heer theilen. Ein Haufe desselben drängte den Grafen Arco nach Bayern zurück, er selbst ging auf das rechte Ufer hinüber und verrannte dem heranziehenden Villars den Weg. Zwar griff dieser den Markgrafen am 14. Oktober mit überlegener Macht bei Friedlingen an, aber das Treffen endigte so, daß jeder Theil sich den Sieg zuschrieb und daß Villars für gut fand, den Rückzug über den Rhein anzutreten. Max Emanuel hoffte noch immer auf Vereinigung mit dem französischen Heere; unter dem 16. November schrieb er: „Kommt es zur Vereinigung beider Heere, so kann ich dem Reiche Gesetze vorschreiben.“ Aber das Jahr ging vorüber, ohne daß des Kurfürsten Wunsch erfüllt ward, im Gegentheil zogen sich im Osten drübe Wolken gegen ihn zusammen.

Der Kaiser unterhandelte mit ihm wegen des Friedens, aber diese Unterhandlungen waren der Deckmantel energischer Rüstungen. Ein anderer Wind ging in Wien, denn Eugen

hatte im Dezember die Oberleitung des Hofkriegsraths übernommen. Wir müssen uns jetzt zu diesem wenden.

Nach dem Schlage, den Eugen wider Cremona geführt, mußte Ludwig XIV. einen tüchtigen Feldherrn und ein neues Heer nach Italien hinüberschicken. Seine Wahl fiel auf den Herzog von Vendome und 25,000 Mann frische Truppen wurden ihm mitgegeben. Vendome nahm ohne Zweifel unter den damaligen französischen Heerführern die erste Stelle ein, aber sein Charakter, von dem S. Simon eine merkwürdige Schilderung entwirft, gibt ein Bild von der bodenlosen Verderbniß französischer Zustände. Vendome, sagt er, war von mittlerem Wuchse, etwas dick, aber stark und kräftig. Der Ausdruck seines Gesichts verrieth Stolz, in Haltung und Sprache hatte er Anmuth und Geist, ohne denselben je ausgebildet zu haben; dabei besaß er viele Kenntniß der Welt, insbesondere des Hofes, und bei scheinbarer Sorglosigkeit ein großes Geschick, aus Allem Nutzen zu ziehen; höflich, wo es ihm sein Vortheil vorschrieb, bewies er die größte Unverschämtheit, sobald er ungestraft seine wahre Natur herauskehren durfte, mit dem gemeinen Mann ging er aus Eitelkeit vertraulich um, aber im Grunde seines Herzens saß ein Hochmuth, der nach dem Höchsten strebte. In dem Maße, wie sein Rang sich hob, wuchs sein Stolz und Eigensinn, der so weit ging, daß er jeden Rath zurückwies, und außer einer kleinen Zahl von Dienern sich Jedermann unzugänglich machte. Lob, Bewunderung, ja zuletzt eine Art von Anbetung war der einzige Weg, auf welchem man sich

diesem Halbgott nähern durfte. Die niedrigsten, schmutzigsten Laster befleckten seinen Charakter. König Ludwig XIV., der die eine Hälfte seines Lebens dem weiblichen Geschlecht, die andere der Andacht opferte, hatte den tiefsten Abscheu vor Päderastie. Gleichwohl ergab sich Niemand dieser Unnatur öffentlicher und schmutziger, als der Herzog von Vendome, ohne daß der König, der es wußte, ihm seine Gnade entzogen hätte. Vendome's Diener und untergeordnete Offiziere ahmten dem Beispiele des Gebieters nach, unter dem ganzen Heer verbreitete sich diese Pest, denn sie war das einzige Mittel, um im Dienste rasch vorwärts zu rücken. Vendome's Trägheit überstieg allen Glauben. Mehr als einmal lief er Gefahr, aufgehoben zu werden, weil er, seiner Bequemlichkeit wegen, die Wohnung zu weit vom Heere entfernt auswählte. Häufig wagte er das ganze Schicksal eines Feldzugs, weil er sich nicht entschließen konnte, Quartiere zu verlassen, welche ihm behagten. An Unreinlichkeit hat ihn Niemand übertroffen. Sein Bett war voll von Hunden und Hündinnen, die sich neben ihm vermehrten. Am Morgen erhob er sich spät aus den Federn, warf seinen Schlafrock um und setzte sich dann bis Mittag auf den Nachtstuhl. In dieser Stellung schrieb er seine Briefe, ertheilte seine Befehle und empfing alle Leute, die etwas im Hauptquartier zu schaffen hatten. Da er mit einer unglaublichen Verdauungskraft und einem noch größeren Appetit gesegnet war, füllte er die im Nachtstuhle befindliche Schaale gewöhnlich mehrmal. Hatte sich dieselbe gefüllt, so wurde sie

von den Dienern herausgenommen und ihr duftender Inhalt unter den Nasen der Anwesenden vorbeigetragen, ausgeleert und wieder eingesetzt. War es der Tag, an welchem dem gnädigen Herrn der Bart geschoren zu werden pflegte, so schlug der Barbier in jener nemlichen Schaale den Seifenschaum. Vendome nannte diese Sitte eine eines alten Römers würdige Einfachheit. Nach beendigter Sitzung kleidete er sich an, spielte dann und wann sehr hoch, Piket oder L'hombre, und ritt etwas aus. Dann ging es zu Tisch, welcher sich bis in die Nacht hinein verlängerte, denn Vendome war ein unglaublich starker Esser, und Fische oder Wildpret bildeten seine Lieblingsspeise, doch mußten beide, um ihm recht zu schmecken, schon etwas durch Fäulniß angegangen sein und den sogenannten Hochgeschmack besitzen. Vendome konnte nicht den geringsten Widerspruch ertragen und den ganzen Tag über verlangte er Weihrauch und Lob Er hielt sich für den ersten Heerführer der Welt, sprach in verächtlichem Tone von Eugen und allen andern Feldherrn. Der gemeine Soldat und der niedere Offizier beteten ihn an, weil er ihnen, um ihre Herzen zu gewinnen, die größten Vertraulichkeiten erlaubte, für diesen Zwang entschädigte er sich dann durch einen sultanischen Ton, den er gegen alle Gleichgestellte oder Höhere führte.

Diesen Charakter besaß der Mann, welcher von Ludwig XIV. abgeschickt wurde, um Eugens Fortschritte in Italien zu hemmen. Trotz aller Vorstellungen in Wien hatte der Prinz keine namhaften Verstärkungen erlangen können. Sein

Heer belief sich auf nicht mehr als 30,000 Mann, während das feindliche gegen 80,000 zählte, 35,000 unter Vendome's unmittelbarem Befehl, 20,000 unter Vaudemont, weitere 25,000 waren in verschiedenen Garnisonen zerstreut. Vendome's erste Sorge war, Cremona besser zu verwahren, dann machte er den Versuch, das von Eugen eingeschlossene Mantua zu entsetzen. Zweimal mißlang dieß, erst tief im Sommer, da die Feinde ihn von allen Seiten mit großer Uebermacht bedrängten, hob Eugen die Belagerung auf. Durch geheime Befehle war Vendome gebunden, daß er vorerst nichts Bedeutendes unternehmen durfte; denn die Vertreibung Eugens aus Italien, welche der Versailler Hof mit größter Zuversicht erwartete, sollte dazu dienen, ein junges, gekröntes Haupt, den Enkel Ludwigs XIV., Don Philipp V. von Spanien, mit Lorbeeren zu schmücken.

Oben ist von mir bemerkt worden, daß seit Philipp V. den Thron von Spanien bestiegen hatte, der alte Cardinalerzbischof Portocarrero die Regierung allein führte. Argwöhnisch, wie er war, sann er auf Nichts, als die Gnade des Versailler Hofs zu bewahren, in Spanien Niemanden aufkommen zu lassen und die Gewalt allein in seinen Händen zu behalten. Die spanischen Großen wurden gedemüthigt, wer irgend Vorliebe für Oesterreich zeigte, verfolgt. Allmählig keimte Unzufriedenheit gegen das französische Regiment. Als die Heirath Don Philipps mit der Tochter des Herzogs von Savoyen zu Stande kam, mußte Portocarrero zunächst für eine seinen Zwecken taugliche Obersthofmeisterin der neuen Königin sorgen.

Der Cardinal berechnete, wenn eine vornehme Spanierin diese wichtige Würde erhielte, so stehe bei der großen Jugend des Königs und der Königin zu befürchten, daß dieselbe alle Gunstbezeugungen und Ehren ihren Verwandten zuwende und endlich gar den eigenen Einfluß Portocarrero's untergrabe. Das sicherste Mittel, diesem Uebel vorzubeugen, schien ihm, wenn Ludwig XIV. eine französische Dame wähle, die ohne Familienverbindungen mit Spaniens Granden sei. Ludwig erkor die Prinzessin Orsini, eine Französin von Geburt, durch ihren verstorbenen Gemahl, den Herzog von Bracciano, der Grande von Spanien und Oberhaupt der römischen Familie Orsini gewesen war, zugleich Spanierin und Französin in einer Person. Sie war über die Jahre der Jugend hinaus, aber liebenswürdig durch Geist, Künste der Unterhaltung und einnehmendes Betragen, überdies in alle Geheimnisse des römischen Hofes eingeweiht. Anfangs wies sie die angebotene Würde zurück, erst auf erneuerte Anträge Ludwigs schlug sie ein. Portocarrero erhielt bald Anlaß, diese Anstellung zu bereuen, denn die Orsini begründete mit Hülfe der Königin eine neue Regierung, welche den Cardinal aus dem Sattel hob. Ueberdies hatte derselbe durch die Wahl alle vornehmen Damen Spaniens sich zu Feindinnen gemacht. König Philipp V. reiste seiner Braut nach Figueras, an die Gränze, entgegen. Als die junge Savoyardin dort angekommen, wurden augenblicklich alle piemontesischen Hofdamen, die sie mit sich brachte, von ihr entfernt, der Cardinal fürchtete nemlich, irgend eine vom

Charakter der weiland deutschen Gräfin Berlepsch könnte unter den schönen Savoyardinnen sich befinden; die junge Königin ertrug diese Behandlung mit großem Unwillen, es gab starke Scenen, sie wollte wieder umkehren und nur mit Mühe bewog man sie, Königin von Spanien zu bleiben. Auch das Verhältniß zwischen den hohen jungen Neuvermählten ließ sich Anfangs nicht gut an und Ludwig XIV., der von Allem sogleich Kunde erhielt, beschloß, seinen Enkel, den König Don Philipp, auf Reisen nach Italien zu schicken, damit er dort sich seinen Unterthanen zeige und im Heere ein männliches Wesen angewöhne. Man schiffte ihn ein. Nachdem er in Neapel und Sicilien die Huldigung empfangen, wandte er sich in das obere Italien zum Heere Vendome's. Schon von Neapel aus hatte er an den Marschall geschrieben: „Ich sage es Ihnen, daß Sie den Feind vor meiner Ankunft nicht schlagen! Ich erlaube Ihnen, Mantua zu Hülfe zu kommen, doch sollen Sie vor der Stadt stehen bleiben und mit dem Uebrigen auf mich warten. Nichts kann Ihnen die gute Meinung, die ich von Ihnen habe, und meine Gnade besser sichern, als wenn Sie Sorge tragen, daß während meiner Abwesenheit nichts Bedeutendes vorgenommen werde.“ In Alessandria besuchte der junge König seinen Schwiegervater, den Herzog von Savoyen. Bei dieser Gelegenheit wäre es wegen ceremonieller Verstöße fast zu einem Bruche zwischen Beiden gekommen. Beim ersten Besuch setzte sich nemlich Victor Amadeus vertraulich neben seinen Schwiegersohn. Nach Entfernung des Sa-

voyarden bewies der Franzose Louville, Philipps alter Hofmeister, seinem Gebieter mit Hinweisung auf viele Beispiele der älteren französischen und spanischen Geschichte, daß es sich für einen König von Spanien durchaus nicht schicke, einen bloßen Herzog von Savoyen als seines Gleichen zu behandeln, und ihm einen Stuhl zu gewähren. Philipp V. versprach, daß er die begangene Sünde gut machen werde. Als der savoyische Herzog dem König zum zweitenmale besuchte, stand kein Stuhl im ganzen Empfangzimmer, als der einzige, auf welchem Ihre königliche Majestät von Spanien selbst saß, aufrecht stehend mußte Seine Hoheit der Herzog mit Ihrer Majestät dem Könige, seinem Schwiegersohn, sich unterhalten, er ging nach kurzen Complimenten. Wie der König den Besuch heimgab, empfing ihn der Herzog in sehr abgemessener, feierlicher Weise, entschuldigte sich, daß er nicht, wie er vorgehabt, im Stande sei, den gegenwärtigen Feldzug mitzumachen, und bezeugte auch noch sein Bedauern, daß er nicht so viele Truppen stellen könne, wie im vorigen Jahre. Etliche Monate später fiel Victor Amadeus vom Bunde mit Frankreich ab und trat zum Kaiser über. Nicht unwahrscheinlich ist, daß die Folgsamkeit Philipps gegen Louville's ceremonielle Gelehrsamkeit Einiges zu diesem Wechsel beitrug, obgleich noch manche andere Beweggründe mitwirkten.

Während dessen hatte Marschall Vendome ein Lager bei Rivalta bezogen und gemäß der oben mitgetheilten Beschreibung in S. Simons Denkwürdigkeiten seiner Bequemlichkeit wegen eine Wohnung, ziemlich vereinzelt und entfernt von

den Regimentern, ausgewählt. Eugen, der den Charakter seines Gegners kannte, beschloß, ihn auf gleiche Weise, wie Villeroi, aufheben zu lassen. Mit 300 Freiwilligen schiffte Eugens Adjutant Davia in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1702 über einen der Seitenkanäle des Po und den See hinüber nach Rivalta. Durch den hohen Schilf gedeckt, kam er unbemerkt in der Nähe des vom Herzoge bewohnten Hauses an, das am vordersten Ende von Rivalta lag. Davia hatte seinen Soldaten befohlen, unter keinem Umstande zu feuern. Als er sich dem aus einem Unteroffizier und zehn Mann bestehenden äußersten französischen Posten näherte und von diesem angerufen ward, gab er sich und seine Leute für Reconvalescenten der Garnison von Mantua aus; näher gekommen, bemächtigte er sich des Pikets, ohne einen Schuß zu thun. Schon war er bis auf 50 Schritte vor die Wohnung des Herzogs gekommen, als er von der Schildwache desselben angerufen ward. Einer der kaiserlichen Soldaten schoß, uneingedenk des Befehls, die Schildwache nieder, dadurch entstand Lärm, die nächsten Truppen eilten herbei und Davia mußte sich eilig auf seine Boote zurückziehen.

Mitte Juli traf endlich der König von Spanien im französischen Hauptquartier zu Cremona ein. Jetzt zog Vendome alle seine Truppen zusammen und beschloß, die kaiserlichen anzugreifen. Aber Eugen kam ihm zuvor, rückte den Franzosen nach Luzzara entgegen und lieferte dort den 15. August 1702 eine sehr hartnäckige Schlacht, in welcher Eugen das Feld behauptete, obgleich er nur kaum 24,000 Mann

gegen 35,000 ins Feuer führen konnte. Beide Theile fochten tapfer, aber das kaiserliche Volk hat sich in diesem glorreichen Tage besonders ausgezeichnet. Ich lasse den Prinzen Eugenius selbst reden; in einem unter dem 26. August an den General Grafen Heister gerichteten Briefe sagt er: „Vendome hatte sein Heer bis auf 53,000 Mann verstärkt, um das unsrige, das nur 23,400 Streiter zählte, aus Italien zu verdrängen. Getreu meinem Grundsatze, mich selbst als den Schwächern nie angreifen zu lassen, drängte ich herzhaft die vom Feinde vorangeschobenen kleinen Abtheilungen zurück, den 14. August waren die Stellungen beider Theile bei Luzzara von der Art, daß ein Treffen am folgenden Tage unvermeidlich erfolgen mußte. Der Sieg blieb, ungeachtet auch die Franzosen sich denselben zuschrieben, unzweifelhaft auf unserer Seite. Ich ließ sie am 22. noch einmal angreifen, sie hielten jedoch nicht Stich. Das Treffen von Luzzara entscheidet, daß die Franzosen uns nicht mehr aus Italien vertreiben können. Was mir und selbst dem Feinde die größte Bewunderung einflößte, ist die unerhörte Tapferkeit meiner gemeinen Soldaten. Von mehreren Bataillonen hatte ich alle Offiziere verloren; allein der gemeine Mann ersetzte ohne Erinnerung die Führer und kommandirte, ohne daß es die nächsten Bataillone merkten, ganz den Umständen gemäß. Das Gschwendische Regiment, nachdem alle Offiziere todtgeschossen, wurde von einem Gefreiten so gut, als es irgend ein Oberst vermag, befehligt. Ich bin begierig, ob der Kaiser wegen dieses würdigen Mannes

meine Vorschläge annehmen wird. Denn die Belohnung der vielen rechtschaffenen Leute muß in dem Heere jetzt das ersetzen, was uns an Stärke abgeht."

Seit der Schlacht von Luzzara fanden auf beiden Seiten keine Gefechte mehr, sondern bloß einzelne Streifzüge statt, und im November wurden die Winterquartiere bezogen.

Während so Prinz Eugen mit untergeordneten Streitkräften in Italien den Franzosen die Wage hielt, war von den Verbündeten ein Schlag wider Spanien versucht worden. Schon König Wilhelm III. hatte den Plan gefaßt, einen Seezug gegen Kadix zu unternehmen. Das Ministerium der Königin Anna führte diesen Gedanken aus. Mit 50 Kriegsschiffen, wovon Holland 20 lieferte, und 100 Frachtschiffen, welche 14,000 Mann Landtruppen unter dem Befehle des Herzogs von Ormond führten, stach Admiral Georg Rook in die See. Bei Lissabon nahm die Flotte den Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt auf, der früher in Carls II. Zeiten Vicekönig von Catalonien gewesen, aber durch die neue französische Regierung abgesetzt worden war, und nun der österreichischen Parthei seinen Degen lieh. Er hatte eine Verschwörung in Spanien angezettelt und namentlich den Admiral von Castilien beigezogen. Da man ihm besondere Kenntniß der spanischen Angelegenheiten zutraute, wurde ihm die Leitung des Kriegs übertragen. Am 24. August 1702 erschien die Flotte auf der Höhe von Kadix, welche Stadt nur 300 Mann Besatzung zählte. Hätte

Ormond sogleich einen Angriff gewagt, so würde die Stadt wohl gefallen sein, allein mit unnützen Berathschlagungen gingen mehrere Tage hin, welche die Spanier benützten, um sich vorzusehen. Eine Landung von 2000 Mann erfolgte zwar, aber diese Truppe, der Auswurf Europa's, benahm sich so schändlich, daß Niemand übertrat, was doch der Prinz von Darmstadt in Aussicht gestellt hatte. Unverrichteter Dinge mußte die Flotte wieder umkehren, Prinz Georg beschuldigte den Herzog von Ormond hochverrätherischen Einverständnisses mit den Franzosen. Die Admirale Rook und der Holländer Almonde beschlossen nun, auf die spanische Silberflotte Jagd zu machen, von der sie in Erfahrung gebracht, daß sie um jene Zeit der Meerenge von Gibraltar zusteure, um in den Hafen von Kadix einzulaufen. Wirklich war sie in der Nähe, erhielt aber Wind vom Auflauern der Feinde und floh in den Hafen von Vigo auf Galiziens Westküste, das vereinigte Geschwader segelte vor denselben. Wüthend wehrten sich die wenigen spanischen und französischen Kriegsschiffe, welche den Silbergalonen zur Bedeckung beigegeben waren, unter den Admiralen Chateau Reneau und Velasko. Aber die Uebermacht war zu groß. Neunzehn französische und spanische Kriegsschiffe mit 1000 Kanonen wurden erobert oder vernichtet. Die Besiegten verloren 2000 Mann an Todten und gegen 10 Millionen Piaster an Waaren oder edlem Metall, die jedoch zu einem großen Theil zerstört oder ins Meer geworfen worden waren. Diese Schlacht ereignete sich den 23. Oktober 1702. Die Sieger

kehrten nachher mit ihrer Beute in die Heimath zurück, der Versuch, einen Aufstand in Spanien zu entzünden, war jedoch mißlungen.

Im Dezember 1702 begab sich Eugen aus der Lombardei nach Wien, indem er den Oberbefehl über das italienische Heer dem Grafen Guido Stahremberg überließ. Eugen hatte seit mehreren Jahren die gegründetsten Beschwerden gegen die Leiter des Hofkriegraths auf dem Herzen. Er war entschlossen, jetzt sich Genugthuung zu verschaffen, oder seinen Commandostab niederzulegen. Schon im letzten Sommer, unmittelbar nach der Schlacht bei Luzzara, hatte er an den Kaiser einen Brief geschrieben, in welchem unter Anderem folgende Sätze stehen: „Wenn Eure Majestät das Elend, welches gegenwärtig bei meinem wohlverdienten Kriegsvolke herrscht, sähen, stünden Ihnen gewiß, wie mir selbst, die Thränen in den Augen. Diese Truppen, welche mit höchster Bereitwilligkeit ihr Leben für den Dienst hingeben, leiden Mangel an Allem, selbst an Brod. Woher dies rührt, will ich hier nicht sagen, aus Furcht, sonst das Heer Eurer kaiserl. Majestät noch größerem Ungemache auszusetzen.“ Der, welcher die Hauptschuld an Allem trug, war der Hofkriegsrathspräsident, Fürst von Mannsfeld-Fondi, persönlicher Feind Eugens, sowie aller andern fähigen Generale des Kaisers; denn der Fürst konnte keinen selbstständigen Mann dulden, der sich auf sein eigenes Verdienst verließ. Eugen klagte den Präsidenten beim Kaiser offen an. Aus Rache verschwieg Mannsfeld alle dem italienischen

Heere, dessen oberster General doch Eugen war, zugesandten Befehle, ja, er unterließ es sogar, den Prinzen zu einem wegen der italienischen Angelegenheiten abgehaltenen Kriegsrath zu ziehen. Nun fuhr der Feldmarschall zu Hof und überreichte ein Gesuch um Entlassung von allen seinen Aemtern. Der Kaiser ließ sogleich Eugen rufen, erklärte ihm, daß er das Gesuch nicht annehme, aber Verfügung treffen werde, damit die Beschwerde, über die er klage, nicht mehr vorkomme. Eugen ging nach Hause, aber nachher wie vorher spielte der Präsident wieder die alten Ränke. Nun schlug sich ein Anderer ins Mittel; im Auftrage seiner Regierung setzte der holländische Gesandte dem Kaiser sehr genau auseinander, was der Feldmarschall in seiner Eingabe um Entlassung kurz berührt hatte. Dies wirkte. Das Ministerium wurde aufgelöst, Mannsfeld abgesetzt, Eugen selbst zum Präsidenten des Hofkriegsraths erhoben. Es war in der That hohe Zeit, daß die oberste Leitung des Staats in andere Hände überging. Oesterreich stand, wie wir sehen werden, im Jahre 1703 am Rande des Abgrunds, dieses Jahr war das unglücklichste des ganzen Kriegs. Was würde geschehen sein, wenn das Steuerruder in den alten selbstsüchtigen Händen blieb! Eugen arbeitete Tag und Nacht, den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, den Verschleuderungen ein Ziel zu setzen. So viele unglückliche Ereignisse kamen damals zusammen, daß Eugen, wenn er morgens aufstand und wenn er sich niederlegte, laut seinem eigenen Geständnisse sich selbst zurief „Geduld, Standhaftigkeit“, daß er einmal

äußerte, es gehe ihm, wie Carl V., der zu dem Ueberbringer einer Depesche einmal sagte: „sehet, was die Menschen für einen Helden aus mir machen, während ich kaum mehr die Kraft besitze, diesen Brief zu öffnen."

Zu den Sorgen für den Krieg in Italien gegen Vendome, an der Donau gegen Max Emanuel, am Mittel- und Niederrhein gegen die andern französischen Marschalle, kam noch die Nothwendigkeit, einen furchtbaren Aufstand der Ungarn abzuwenden. Fassen wir zunächst letzteres Land ins Auge. Im Jahre 1698 hatte der kaiserliche Hof eine Versammlung geistlicher und weltlicher Magnaten nach Wien berufen und denselben folgenden Vorschlag gemacht: Ungarn solle ganz auf dem Fuß einer deutschen Provinz eingerichtet werden, und seine Steuern hinfort ohne jährliche Bewilligungen des Reichstags bezahlen, damit die kaiserliche Regierung besagtes Land besser nützen könne. Das heißt, man wollte Gerechtigkeit einführen und die Willkür der Großen beschränken. Zwar gelang es dem Erzbischof von Kolocza, den Plan krebsgängig zu machen, aber nichtsdestoweniger arbeiteten die kaiserlichen Minister insgeheim darauf los, jenes Ziel auf Umwegen zu erreichen. Nach Ausbruch der Empörung, von welcher sogleich die Rede sein wird, hoben die Ungarn in öffentlichen Schriften folgende Beschwerdegründe hervor: constitutionswidrige Verleihung der Aemter und Würden an Ausländer, ebenso Vergabungen der Hofkammergüter an Fremde, Auferlegung unerträglicher Steuern, Verhandeln ungarischer Processe vor

österreichischen Gerichten, Bedrückungen durch die kaiserlichen Truppen, Verweigerung der Rechtspflege, verzögerte Ausfertigung der vom Hofe erlassenen Befehle, Habsucht der Steuerbeamten, Errichtung außerordentlicher ungesetzlicher Tribunale, Verachtung des Adels und der ganzen Nation, Verletzung der den Protestanten versprochenen Gewissensfreiheit. Was diesen Beschwerden außerordentlichen Nachdruck gab, war französisches Gold. Ich habe früher berichtet, daß der Fürst Rakoczy mit dem Versailler Hof Verbindungen unterhielt, dann gefangen ward, aber aus der Haft zu Neustadt entwischte und nach Polen floh. Von dort aus blieb er in regem Verkehr mit seinen Landsleuten. Der Kaiser hatte im Jahre 1702 den größten Theil seines Kriegsvolks aus Ungarn weggezogen und nach Italien oder an den Rhein geschickt. Diesen Zustand der Dinge benützte Rakoczy. Mit einigen hundert Mann stieg er im Frühjahr 1703 von den Karpathen herab in die Ebene von Munkacs, wo seine Erbgüter lagen. Allein die Ueberrumpelung des Schlosses mißlang, der kaiserliche General Montecuculi und der Obrist Karolyi trieben ihn nach Polen zurück. Glücklicher als er war jedoch sein Freund und Verbündeter Bercsenyi. Dieser führte ihm zwei Reiterhaufen zu, die er gesammelt, zu gleicher Zeit erschienen auch französische Offiziere und Geldsendungen. Rakoczy erneuerte den Kampf und jetzt strömte so viel Mannschaft herbei, daß er bald 24,000 Soldaten unter seinen Fahnen zählte. Graf Karolyi, bisher Anhänger des Hofs, eilte nach Wien und gab Rathschläge

daß man, um die Ungarn in dieser großen Noth zu gewinnen, anders mit ihnen verfahren solle. Er wurde kalt zurückgewiesen; aus Rache ging er später selbst zu Rakoczy über. Nur die festen Plätze blieben in des Kaisers Gewalt, das offene Land hielt zu Rakoczy. Erst im October 1703 konnte Eugen einen der Generale, die bis daher gegen Max Emanuel in Bayern gedient, wider die ungarischen Empörer schicken. Derselbe, es war der Graf Schlick, gewann zwar am 1. November 1703 bei Lewa einen Sieg, worauf sich Eugen selbst nach Ungarn begab und für die Sicherheit des Landes diesseits der Donau, wohin sich der Aufstand noch nicht verbreitet hatte, zweckmäßige Maßregeln traf. Auf seinen Vorschlag übertrug der Kaiser dem Erzbischofe von Kolocza das Vermittleramt, welches jedoch zu keinem befriedigenden Ergebniß führte. Sowohl die Unterhandlungen als die Feindseligkeiten dauerten zu Anfang des nächsten Jahres (1704) fort. General Graf Heister, ein fähiger Mann, führte den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen, die jedoch zu schwach an Zahl waren. Den 31. Januar 1704 eroberten die Aufständischen Fünfkirchen und streiften bis nach Mähren. Am Ostertage entstand selbst in Wien Lärm, welcher zur Folge hatte, daß schnell etliche bürgerliche Bataillone errichtet wurden. Abermal bewies die Wiener Bürgerschaft ihre Tüchtigkeit. Unter dem 12. Juni (1704) schrieb Eugen in Bezug auf letzteres Ereigniß an den Fürsten von Lichtenstein: „Nach dem Auflaufe zu Wien, der am Ostertage durch das falsche Gerücht eines Ueberfalls

der ungarischen Unzufriedenen entstand, zeigte die Bürgerschaft ihre Vaterlandsliebe auf glänzende Weise. Es war zu verwundern, mit welcher Schnelligkeit in wenigen Tagen neue bürgerliche Bataillone errichtet wurden. Wenn ein so unbedeutendes Ereigniß im Stande war, den Muth der Oesterreicher zu beleben, so getraue ich mir, bei wirklicher Gefahr, aus diesem tapferen und rechtschaffenen Volke in wenigen Wochen ein Heer von 100,000 Mann zu errichten." Ich werde von dem späteren Verlauf des ungarischen Kriegs am gehörigen Orte handeln.

Sie sehen, meine Herrn, daß seit dem Ende des Jahrs 1702, da Eugen die Leitung des Hofkriegsraths übernahm, die Erbländer von Osten her schwer bedroht waren. Noch gefährlicher standen die Angelegenheiten auf der westlichen oder der bayrischen Gränze. Seit der Einnahme von Ulm war es dem Kurfürsten Max Emanuel gelungen, sein Heer bis auf 30,000 Mann zu vermehren, während gegen 20,000 bayrische Landwehren die wichtigsten Plätze des Kurstaats besetzt hielten. Auf dem linken Ufer des Oberrheins stand Villars mit 32,000 Mann, befehligt, durch Schwaben vorzudringen und sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen. Wenn dieß gelang, so war es um Oesterreich geschehen, da die vereinigten Franzosen und Bayern ungehindert nach Wien vordringen und den Ungarn die Hand reichen konnten. Deßhalb schrieb die Klugheit dem Wiener Hofe vor, Alles daran zu setzen, daß die bayrische Macht vernichtet werde, ehe Villars dem Kurfürsten zu Hülfe käme. Anfangs März

1703 drang Graf Styrum mit 9000 Mann fränkischer Kreistruppen vom Main her gegen Bayern vor, schlug eine kleine Abtheilung des Kurfürsten bei Dietfurt und überschwemmte die Oberpfalz. Zu gleicher Zeit rückte Graf Schlick mit 20,000 Kaiserlichen und Sachsen über Passau ins östliche Bayern ein und verbreitete Schrecken bis nach München. Nun warf sich jedoch der Kurfürst dem Heere Schlicks entgegen, schlug dasselbe den 11. März 1703 unweit Schärding, und nöthigte Schlick, sich auf Passau zurückzuziehen. Dann wandte sich Max Emanuel nach der Oberpfalz und nöthigte Styrum zum Rückzuge nach Neumarkt. Indessen war Schlick wieder vorwärts gedrungen, hatte Schärding erobert und sein Heer bis Vilshofen vorgeschoben. Im April warf sich Max Emanuel von Neuem auf denselben, trieb ihn wieder nach Passau zurück und besetzte Regensburg. Doch wurde des Kurfürsten Stellung bedenklich, da Styrum Verstärkungen aus Franken und Schwaben erhielt. Allein in diesem kritischen Augenblick lief im kurfürstlichen Lager die Nachricht ein, daß Hülfe nahe, daß der Marschall Villars an die obere Donau vorgedrungen sei.

Wir müssen den Kurfürsten hier kurze Zeit verlassen. Wie im vorigen Jahre war Markgraf Ludwig von Baden beauftragt, den obern Rhein zu bewachen und zu verhindern, daß kein Franzose über den Rhein komme und dem Bayern die Hand biete. Die Erbärmlichkeit der Reichsverfassung machte es jedoch dem Prinzen unmöglich, diesen

Auftrag zu vollstrecken. Ludwig von Baden hatte eigentlich kein Heer, sondern nur Verheißungen, daß ein solches ihm geliefert werden solle. Die meisten Stände schickten weder Geld noch Soldaten, und wenn der oder jener Fürst, Reichsrath, Abt, Bischof, diese oder jene Reichsstadt endlich ihr Contingent stellte, kam es immer zu spät und nicht mit der nöthigen Ausrüstung. Was blieb ihm und dem Prinzen Eugenius übrig, als den westphälischen Frieden zu verfluchen, der alle Ordnung gebrochen, allen Gehorsam der Glieder gegen das Haupt aufgelöst, allen Gemeingeist im Reiche vernichtet hatte! Damals schrieb Eugen: „Der Allmächtige vergebe den Deutschen, seit dem westphälischen Frieden wissen sie nicht mehr, was sie thun, noch viel weniger, was sie wollen, am wenigsten aber, was sie sind.“ Trotz der Hülfslosigkeit, in welcher ihn das Reich ließ, wußte Markgraf Ludwig durch seine außerordentliche Geschicklichkeit die Franzosen bis Mitte April vom Vordringen in Schwaben abzuhalten, aber den 27. April nahm Villars an der Spitze von 30,000 Mann Offenburg, erzwang die Päße durch das Kinzigthal, zog nun über Villingen, Donaueschingen nach Tuttlingen, wo er die 3000 Mann starke Vorhut der Bayern fand. Ungehindert erfolgte am 10. Mai die Vereinigung Villars mit der Hauptmacht des Kurfürsten zu Riedlingen an der Donau. Um den traurigen Folgen eines Ereignisses vorzubeugen, das er nicht hatte verhindern können, brach der Markgraf von Baden, 3000 Mann in den bisher von ihm besetzten Stollhofer

Linien unter dem General Thüngen zurücklassend, mit 16,000 Mann nach Stuttgart auf, wo er das indeß bis auf 20,000 Mann gewachsene Heer Styrums an sich zog, und bedrohte nun an der Spitze von 36,000 Mann Bayern mit einem Einfalle. Max Emanuel wollte sofort den Markgrafen angreifen, aber Villars machte den Vorschlag: während er selbst den Markgrafen beobachten und in erzwungener Unthätigkeit erhalten würde, solle der Kurfürst nach Tyrol vordringen, dort 20,000 Mann, die ihm der Herzog von Vendome entgegensenden werde, an sich ziehen und mit denselben vereint Wien angreifen und den Ungarn unter Rakoczy die Hand reichen. Der Plan war gefährlich genug für den deutschen Kaiser. Ueberdieß zog um dieselbe Zeit der Dauphin von Frankreich 38,000 Mann am Rhein zusammen und rüstete sich, die Stollhofer Linien anzufallen. Thüngen wie der Prinz von Baden waren im Schach gehalten, ungehindert konnte, so schien es, der bayrische Kurfürst den beschlossenen Schlag führen, denn auch Vendome, zu dem wir uns jetzt wenden müssen, hatte indeß die Oberhand in Italien erlangt.

Früher wurde bemerkt, daß Prinz Eugenius im Dezember 1702 bei seiner Abreise nach Wien den Oberbefehl über das italienische Heer dem Grafen Guido von Stahremberg übertrug. Stahremberg mußte während des Winters noch einige tausend Mann zu dem Heere Schlicks abgeben, der damals von Passau her in Bayern eindrang. Zu Anfang des Frühjahr stand Stahremberg mit 16,000 Mann Fuß-

volk und 6700 Reitern im Fürstenthum Mirandola hinter dem Fluße Secchia, ihm gegenüber Vendome mit 60,000 Mann, entschlossen, die Oesterreicher aus Italien zu verjagen. In solcher verzweifelten Lage entwickelte Stahremberg eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit, indem er besonders die Vortheile des Bodens, die Möglichkeit künstlicher Ueberschwemmungen zu Hülfe rief. Als seine Bedrängniß am größten war, erhielt Vendome aus Paris Befehl, die Hälfte seines Heeres dem Kurfürsten von Bayern entgegen nach Tyrol hinaufzuführen. Dieß rettete den Grafen. Vendome zog über Trient hinauf in die Alpen hinein dem Brenner zu. Und nun wieder zum Kurfürsten.

Den 14. Juni 1703 rückte der Kurfürst mit einem Heere, bei dem sich einige tausend von Villars beigegebene Franzosen befanden, in das Land Tyrol ein und nahm ohne Mühe die Gränzschlösser Scharnitz und Kufstein, sowie die Hauptstadt Innsbruck, seine Vorposten streiften Mitte Juli bis zum Brenner. Allein indeß hatte der Wiener Hof, sobald er die Absichten des Kurfürsten erfuhr, Vertraute in die Gebirge geschickt, um das Landvolk zu bewegen, daß sie selbst ihre Heimath beschützen möchten. Diese Aufforderung fand Gehör. Dasselbe geschah zu Anfang des 18. Jahrhunderts, was sich zu Anfang des 19. glänzend wiederholt hat. Als Max Emanuel über den Brenner vorrücken wollte, erschienen Tyrolerhaufen auf den Höhen des Berges, schoßen aus sicherem Versteck die Bayern wie wilde Thiere nieder, wälzten Felsen und Baumstämme in ihre

Glieder hinunter und schlugen zuletzt den Kurfürsten sammt seinen Bayern aus dem Lande hinaus. Am 29. Juli mußte Max Emanuel mit einem Verluste von 3000 Mann den Rückzug nach Mittenwald auf der bayrischen Gränze antreten. Während dessen hatte Villars gegen die bis auf 40,000 Mann gestiegene Macht des Prinzen von Baden ein gut gewähltes Lager zwischen Lauingen und Dillingen bezogen, aus welchem ihn der Markgraf vergeblich hinauszudrängen suchte. Auf die Kunde, daß Max Emanuel aus Tyrol zurückgeschlagen sei, nahm Ludwig durch einen bewunderungswürdigen Marsch Augsburg, aus welcher Gegend Villars und der Kurfürst ihre Lebensmittel zogen. Die Franzosen hätten entweder verhungern oder eine Schlacht liefern müssen, aber jetzt ließ sich der Graf Styrum, den der Prinz seitwärts aufgestellt hatte, um Villars zu beobachten, liederlicher Weise den 20. September 1702 bei Höchstädt überfallen und erlitt eine schwere Niederlage, welche den ganzen Plan des Markgrafen vereitelte. Zugleich nahm der Herzog von Burgund in des Prinzen Rücken Breisach nach kurzer Belagerung ein, und auch Landau ward von den Franzosen wieder erobert. Im October führte Villars sein Heer über Memmingen nach Saulgau zurück und übergab es dort dem Marschall Marsin, seinem Nachfolger, denn er selbst erhielt Befehl, den Aufstand der Camisarden im südlichen Frankreich niederzuschlagen. Prinz Ludwig rückte den Franzosen nach und bezog mit seinem völlig verlumpten, geldlosen Reichsheere Cantonnirungen zwischen

dem Bodensee und Neckar. Dadurch bekam der Kurfürst Luft, also daß er den Feldzug des Jahrs 1703 mit der Einnahme von Augsburg am 14. Dezember und 28 Tage später mit der Eroberung Passau's schließen konnte.

Wir müssen noch einen kurzen Blick auf die Ereignisse in Italien und den Niederlanden, sowie auf den Cevennenkrieg werfen. Bis zum 8. September 1703 verweilte Vendome an der obern Etsch, auf Max Emanuels Anzug wartend. Als er erfuhr, daß der Kurfürst die Hoffnung, durch das Tyrol vorzudringen, aufgegeben habe, kehrte er an den Po zurück. Wie im Frühjahr Vendomes Marsch nach Tyrol, so befreite jetzt den schwer bedrohten Stahremberg ein anderes Ereigniß vor der Gefahr erdrückt zu werden. Ich habe bereits bemerkt, daß der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, müde, ein Spielwerk der in Italien befehligenden französischen Generale zu sein, seit dem Herbst 1703 mit dem Kaiser unterhandelte. Der Versailler Hof hatte in Erfahrung gebracht, daß der Abfall des Herzogs bevorstehe, deshalb gab Ludwig XIV. Befehl, 4500 Mann Piemontesen, die zu seinem Heere gehörten, vor der Fronte zu entwaffnen. Dies geschah, jetzt warf Victor Amadeus vollends die Maske ab und trat am 3. Oktober offen der großen Allianz bei. In dem Vertrage, der deshalb abgeschlossen wurde, versprach der Kaiser 20,000 Mann unter die Fahnen des Herzogs zu stellen, ihm den Oberbefehl über ganz Italien zu lassen, endlich ihn für die Kriegskosten durch Abtretung des Montferrat, von Valenza und Alessandria, der

Lomellina und des Sesiathals zu entschädigen, zugleich machten sich die Seemächte anheischig, dem Savoyarden 80,000 Kronen zu zahlen.

Der Abfall des Victor Amadeus nöthigte Vendome, nach zwei Seiten die Stirne zu bieten. Während er 20,000 Mann an der Secchia zurückließ, um Stahremberg zu beobachten, wandte er sich selbst mit 17,000 gegen den Herzog von Savoyen. Aber auch Eugen, der noch immer den Hofkriegsrath leitete, traute seinem hochgebornen Vetter so wenig, daß er Stahremberg den Auftrag ertheilte, koste es was es wolle, sich mit Victor zu vereinigen, damit er dem Herzog theils helfen, theils seine Treue überwachen könne. Mitten im Winter trat Stahremberg mit 20,000 Mann den Marsch an, täuschte Vendome, der seine Absichten merkte, und erreichte auf großen Umwegen unter unsäglichen Beschwerden, stets von den Franzosen verfolgt, den 15. Januar 1704 das Lager des Herzogs und vereinigte sich mit ihm. Die Franzosen unter Vendome und das österreichisch-piemontesische Heer bezogen nun Winterquartiere.

In den Niederlanden war während des Jahres 1703 wenig geschehen, die Preußen hatten unter dem General Lottum Rheinbergen erobert und die Belagerung von Geldern begonnen. Bonn fiel den 15. Mai in Marlboroughs Hände. Den Plan, Antwerpen zu nehmen, durfte Marlborough nicht ausführen, weil die holländischen Felddeputirten widersprachen. Durch diese Männer des Friedens war Marlborough wie im Jahre 1702 zur Unthätigkeit verdammt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Aufstand in den Cevennen.

Mehr als Marlborough und Eugen machten den Franzosen seit einigen Jahren verzweifelte Bauern in den Cevennen zu schaffen, welche mit den Waffen in der Hand gegen die Folgen der Aufhebung des Edikts von Nantes blutigen Widerspruch erhoben. In den Gebirgen des südlichen Frankreichs gährte längst Unzufriedenheit, sowohl unter dem katholischen Adel, weil der Versailler Hof durch seine finanzielle Bedrückung das Land in die tiefste Armuth stürzte, als unter den zahlreichen heimlichen Calvinisten, und zwar bei letzteren theils aus demselben Grunde, theils aus Wuth über die unmenschliche Art, in welcher der religiöse Zwang geübt ward. Anton Guiscard, erst Geistlicher d. h. sogenannter Abbé, der dann die Theologie an den Nagel hängte und in Holland sich umtrieb, ein fähiger und entschlossener Mann, faßte den Gedanken, das südliche Frankreich wider die Sclaverei, welche Ludwig XIV. eingeführt, in die Waffen zu rufen. Die herrschende Armuth und Noth, eine Folge des letzten Kriegs, kamen Guiscards Plänen zu Hülfe. Mehrere katholische Edelleute und die Häupter der geheimen Calvinisten verständigten sich. Guiscard reiste in ganz Languedoc, wo er nur Unzufriedene wußte, von Edelhof zu Edelhof, um einen Aufstand vorzubereiten, der dem Süden Frankreichs eine ähnliche Verfassung geben sollte, wie die der vereinigten Niederlande, eine Verfassung, welche

Katholiken und Protestanten gleiche Freiheit, gleichen Schutz verhieß. Aber die Verschwornen warteten von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr auf gute Gelegenheit, mit einem Worte, es fehlte ihnen an Muth, weil sie viel zu verlieren hatten. Während dessen schlug ein Haufe verzweifelter Bauern los, die nichts von den Planen der Herren wußten.

Auf einem Schlosse bei Pont de Montvert saß ein gewisser Abbé Chaila, früher Sendbote des Evangeliums in Siam, seit den letzten 15 Jahren mit der Mission in den Cevennen beauftragt, d. h. angestellt und mit bewaffneter Macht ausgerüstet, um in Güte oder mit Gewalt die neubekehrten Calvinisten, welche nach Aufhebung des Edikts von Nantes Furcht vor Galgen und Rad in die katholische Kirche getrieben hatte, im Bekenntniß derselben festzuhalten. Dieser Mensch erlaubte sich aus fanatischem Eifer die größten Grausamkeiten, oft zog er an der Spitze von Dragonern aus, um verbotene Versammlungen der Reformirten aufzuspüren. Die, welche er auffing, sperrte er in seinem Hause ein und suchte sie durch Qualen aller Art zum Verrathe der Prediger und der entflohenen Theilnehmer zu zwingen: er riß ihnen mit Zangen die Haare aus dem Barte, preßte ihnen glühende Kohlen in die Hände, umwickelte andern die Finger mit ölgetränkter Baumwolle und brannte letztere dann an, daß die Finger bis auf die Knochen versehrt wurden. Ich will eine Reihe Grausamkeiten Chailas berichten, die beglaubigt sind. Ein Mädchen, das einen Fasttag nicht gehalten, ließ er so lange drillen, bis sie närrisch wurde.

Eine Wittwe war im Verdacht, einen reformirten Prediger beherbergt zu haben, Chaila befragte ihre beiden unmündigen Knaben, von denen der älteste 7 Jahre zählte. Als sie läugneten, gerieth er in solche Wuth, daß er den jüngern bis aufs Blut geißelte, den älteren entmannte. Eine Magd hatte Neubekehrten, welche in der katholischen Kirche zum Abendmahle gingen, diese Verläugnung ihres Glaubens vorgeworfen und in ihrem Fanatismus die Hostie den Bissen der Basiliskenschlange genannt. Auf eine Anzeige des Abbé hin ward sie den 25. Januar 1702 zu Pont de Montvert hingerichtet. Der Krug, heißt es im Sprüchworte, geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Dies erfuhr auch Chaila. Im Juli 1703 hatte er einen Haufen Reformirter, die verborgenen Gottesdienst hielten, überrascht und einen guten Theil derselben gefangen auf sein Schloß abgeführt. Die Galeere oder der Galgen war den Unglücklichen so viel als gewiß. Aber nun rotteten sich viele Freunde und Verwandte der Gefangenen zusammen und beschlossen ihre Befreiung. Früh Morgens den 24. Juli 1702 erstiegen sie das Schloß und hieben den Abbé, wüthend durch die Erzählung der Leiden, welche die Unglücklichen erduldet, in Stücke zusammen. Die Urheber dieser That wußten wohl, daß sie keine Gnade erwarten durften und nur im blanken Eisen und im Feuerrohr Rettung suchen durften. Sie warfen sich in die Wälder und das Gebirge. Da glühender Haß wegen des kirchlichen wie finanziellen Drucks im ganzen Lande herrschte, fanden sich bald viele Gleichgesinnte bei

ihnen ein, auch fehlte es ihnen nicht an Spionen und geheimen Helfern. Das Landvolk war überall auf ihrer Seite. Gleich zu Anfang des Aufstandes erhielten sie den Namen, der ihnen geblieben ist. Wenige Wochen vor Ermordung des Chaila hatte eine Rotte unzufriedener Bauern, worunter Katholiken und Protestanten waren, mehrere Steuereinnehmer in ihren Betten aufgehoben und mit den Steuerrollen am Halse aufgehenkt. Da die Mörder, um sich unkenntlich zu machen, die Gesichter schwärzten und über ihre gewöhnlichen Kleider Hemden (im Dialekte von Languedoc camisa) anzogen, nannte man sie Camisarden.

Dieser Name, der ursprünglich nur jenen Uebelthätern zukam, wurde jetzt auf die Calvinisten ausgedehnt, welche für den Glauben zu dem Schwerte griffen. Allgemein begann die Jagd auf die Camisarden, aber auch ihr verzweifelter und siegreicher Widerstand. Der Raum erlaubt mir nicht, ins Einzelne einzugehen. Hier nur so viel: die Camisarden erhielten aus den Reihen des Volks mehrere Anführer, die, obgleich bisher bloße Bauern oder Handwerker, solchen Muth und solches Geschick zeigten, daß sie erfahrene Generale wie Villars mit Bewunderung erfüllten. Die bekanntesten unter denselben sind Perrier, ein Bauer, La Porte, ehemals Eisenhändler, später Hammerschmied, Roland, früher Soldat, ein Mann schön und stattlich wie der Kriegsgott Mars, Abdias Morel, der gleichfalls früher als Gemeiner unter Marschall Catinat gedient hatte und ihm zu Ehren sich den Namen Catinat beilegte, vor allen aber Cavalier.

Dieser Cavalier, der Sohn eines armen Bauern, hütete in seiner Jugend Schweine, wurde dann Bäckerbursche und wanderte als solcher nach Genf und, da er dort hörte, was in seiner Heimath vorgehe, faßte er den Entschluß, sich seinen Glaubensbrüdern im Gebirge beizugesellen. Er war von zarter Gestalt, blond, sein Gesicht hatte einen demüthigen, kindlichen Ausdruck, keine Spur vom Helden. Dieser scheinbar so gewöhnliche Jüngling bewies einen Muth, eine Ausdauer, ein Geschick zum Heerführer, eine Raschheit im Handeln, eine Reife im Urtheilen, eine Verschwiegenheit ohne Gleichen. Erst versuchte Basville, Civilintendant der Provinz und unerbittlicher Richter mit Galgen, Schwert und Scheiterhaufen, dann Basvilles Schwager Broglie Damy, General in den Cevennen, mit seinen Soldaten ihr Glück an den Camisarden, aber der General wurde aus dem Gebirge hinausgeschlagen. Nicht besser erging es dem Oberst Julienne, dann dem Marschall Montrevel, welchen der Hof sandte. Die Camisarden stellten zuletzt ein förmliches Heer auf; mit Trommel und Pfeifen, in geschlossenen Reihen, mit wehenden Fahnen zogen sie einher; auch eine Schaar Reiterei brachten sie zusammen und etliche Geschütze, die sie den Königlichen abnahmen.

Ich muß noch eine besondere Eigenthümlichkeit des Aufstandes hervorheben. Häufig stürzten in den religiösen Versammlungen der Camisarden Verzückte, sogenannte Propheten nieder, verkündeten verborgene Dinge, die Anwesenheit von Spionen, die Annäherung von Feinden oder künftige Siege.

Man hat die Meinung aufgestellt, daß künstliche Berechnung der Häupter dieses Spiel angelegt habe, um die Menge zu höchstem Muthe zu entflammen. Aber viele Zeugnisse, die der treffliche Geschichtschreiber des Cevennenkriegs Court de Gebelin, ein Katholik, gesammelt hat, stimmen nicht zu dieser Voraussetzung. Dinge, wie in unsern Tagen mit gewissen Magnetischen, scheinen unter den durch den höchsten kirchlichen Enthusiasmus gesteigerten calvinistischen Bauern vorgegangen zu sein.

Der Camisardenaufstand hatte 1703 solche Ausdehnung gewonnen, solchen Lärm in Europa erregt, daß sich die Politik einzumischen begann. Die alliirten Mächte dachten darauf, den Säbel der Camisarden auf ähnliche Weise für ihre Zwecke zu benützen, wie Ludwig XIV. die Ungarn gegen den Kaiser waffnete. Eine englisch-holländische Flotte sollte auf der Südküste von Frankreich erscheinen und ihnen die Hand reichen, anderer Seits faßte Roland den Plan, in die Dauphiné vorzudringen und sich mit dem Herzog von Savoyen, der, wie wir wissen, von Frankreich abgefallen war, in Verbindung zu setzen.

Unter diesen Umständen fanden Ludwig XIV. und Frau von Maintenon für gut, den Marschall Villars vom Heere in Deutschland nach den Cevennen zu schicken. Er erhielt unbeschränkte Vollmacht, den Krieg mit Gewalt, mit Trug, oder durch Vertrag zu beenden. Im Frühling 1704 erschien Villars auf dem Kampfplatze. Anfangs versuchte er mit schönen Worten die Anführer zu beschwichtigen, aber

sie bissen nicht in den vorgehaltenen Köder, sondern verlangten förmliche, vom Könige gutgeheißene Verträge, Brief und Siegel. Nun griff er zu denselben Mitteln, wie seine Vorgänger, zur Gewalt, zu Galgen und Rad. Auch dies nützte nichts. Cavalier erfocht einen großen Sieg, nicht weniger Eindruck machte auf Villars ein meisterhafter Rückzug, den Cavalier nach einer Niederlage antrat. Der Marschall entschloß sich zu einem förmlichen Vertrag, er lud Cavalier zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Nismes ein, indem er Geißeln für dessen Sicherheit stellte.

Cavalier fand sich ein. In tressenbesetzter Jacke, mit scharlachrothen Beinkleidern, einen weißen Federbusch auf dem Hute, zog er hoch zu Roß, begleitet von Catinat, Daniel Gui, dem großen Propheten, und zehn berittenen Camisarden zu Nismes ein. Er wirkte für sich und seine Genossen vollkommene Vergessenheit des Geschehenen, freie Uebung des Gottesdienstes, für die, welche bleiben wollten, freien Verkauf der Güter und ungehinderte Auswanderung für die, welche es vorzogen, die Heimath zu verlassen, Freilassung der um der Religion willen Gefangenen, Rückerstattung der eingezogenen Güter, für sich selbst eine Bestallung zum königlichen Obersten mit einem Jahresgehalt von 1200 Livres aus. Der König bestätigte den Vertrag. Cavalier ging nach Paris, sah sich aber von der Polizei auf lästige Weise bewacht, floh deshalb nach Holland und starb zuletzt in hohem Alter als Gouverneur der englischen Insel Guernsey. Mehrere andere Führer der Camisarden, namentlich Roland

und Ravenel, verweigerten die Annahme des Vertrags, setzten den Krieg fort, fielen aber entweder im Feld oder auf dem Blutgerüste. Die grobe Verfolgung der Protestanten hörte seitdem im südlichen Frankreich auf, aber nicht so die geheime, ränkevolle, welche erst durch die Revolution ein Ende nahm.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Kampf in Bayern.

Unter den düstersten Aussichten für die Verbündeten, namentlich für den Kaiser, begann das Jahr 1704 und doch endete es mit hellem Sonnenschein, als das glorreichste des ganzen Kriegs. Villeroi, der im Jahre 1703 ausgewechselt worden war, erhielt von Ludwig XIV. den Oberbefehl am Niederrhein sammt etwa 60,000 Mann, mit dem Auftrage, Marlborough zu beobachten, von jeder größeren Unternehmung abzuhalten, aber auch selbst keine Schlacht zu liefern. Denn Ludwig hatte beschlossen, seine Hauptmacht gegen das südliche Deutschland zu kehren, den Kurfürsten von Bayern zu unterstützen, und vereint mit ihm sollte Marsin und Tallard, von welchem sogleich die Rede sein wird, nach Wien vordringen. An der Mosel stand der französische General Coigny mit 10,000 Mann, um auf dieser Seite das Vorrücken der preußischen Hülfstruppen des großen Bundes zu verhindern. Am Oberrhein endlich führte den

Oberbefehl General Tallard, über ein Heer von 45,000 Mann das den doppelten Auftrag hatte, die Stollhofer Linien zu beobachten, und im Nothfall die Bayern zu verstärken. Der Kurfürst von Bayern und der Marschall Marsin, der, wie ich früher zeigte, an Villars Stelle getreten war, standen zusammen 40—50,000 Mann stark an der Donau und am Lech. Endlich erhielt Herzog von Vendome Befehl, mit seinem wieder auf 60,000 Mann vermehrten Heere den Herzog von Savoyen zu erdrücken und die Oesterreicher ganz aus Italien hinauszuwerfen. Der Kurfürst von Bayern hatte den ganzen Lauf der Donau von ihren Quellen bis zur österreichischen Grenze in seiner Gewalt. Vorgeschobene Haufen desselben streiften bis über Linz hinunter; anderer Seits hatten die Ungarn mehrere Siege errungen, erschienen am Ostertage 1704 vor Wiens Mauern und unternahmen zwar nichts Ernstliches, setzten aber doch das ganze Land in Schrecken. Der Kaiserstaat war aufs Tiefste an Geld und Menschen erschöpft. Kaum brachte man 20,000 Mann gegen den drohenden Einfall der Bayern zusammen. Mit etwa 30,000 Reichsvölkern stand Prinz Ludwig in den Stollhofer Linien, genöthigt, zu gleicher Zeit rechts und links den beiden Marschallen Marsin und Tallard die Spitze zu bieten. Um die Engpässe des Schwarzwaldes zu vertheidigen, hatte man kaiserlicher Seits sich genöthigt gesehen, dieselben mit dem aufgebotenen Landsturm zu besetzen. Hinter dieser wenig zuverlässigen Mannschaft standen die kaiserlichen Generale Styrum und Thüngen mit etwa 10,000

Mann, eine dritte, nicht stärkere Abtheilung war zur Deckung des Herzogthums Württemberg bei Rottweil und Villingen aufgestellt.

Wie sollte Deutschland und Oesterreich aus dieser furchtbaren Noth gerettet werden? Eugen faßte den kühnen Plan, Marlborough zu vermögen, daß er mit dem größten Theil seines Heeres in das obere Deutschland ziehe, sich dort mit dem Markgrafen von Baden vereinige, und mit gesammter Macht Deutschlands, Englands, Hollands über den Bayerfürsten losstürze. Marlborough ging auf den Plan ein, aber die Ausführung war mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Erstlich mußte das Vorhaben strenges Geheimniß zwischen Eugen und Marlborough bleiben, denn wenn die Königin von England, das Parlament oder die Generalstaaten etwas davon erfuhren, war mit Sicherheit vorauszusehen, daß bei der Masse vornehmer und niederer Spione, welche der Versailler Hof überall unterhielt, der Plan herauskomme. Durch seinen Einfluß in England vermochte Marlborough die Königin und das Parlament zu Bewilligung sehr bedeutender Geldmittel, ohne daß bestimmt ward, zu was dieselben verwendet werden sollten. Weit mehr Mühe kostete es ihn, die Generalstaaten zu bewegen, daß das Heer am Niederrhein, das zum großen Theile mit holländischem Gelde bezahlt wurde, anderswohin geführt werde. Begreiflicher Weise verlangten die Herren zu Amsterdam, daß die Soldaten, welche von ihnen Sold empfingen, ausschließlich zum Schutze Hollands bereit seien. Nur

durch den unglaublich großen persönlichen Einfluß, den Marlborough über alle Menschen, mit denen er zu thun hatte, ausübte, insbesondere aber durch sein enges Verhältniß zu dem Großpensionar Heinsius, brachte er zu Wege, daß die Generalstaaten ihre Einwilligung gaben, der Herzog möge mit den Briten und einem Theil der preußischen Hülfstruppen an der Mosel anderswo den Krieg eröffnen. Als Ort des neuen Unternehmens wurde das Gebiet der Mosel genannt. Denken Sie, meine Herren, welche Verantwortung Marlborough auf sich lud, indem er ohne specielle Ermächtigung den Kampf vom Niederrhein an die Donau versetzte. Marlborough fühlte sehr wohl das Gefährliche seiner Lage. „Ich kann mir nicht verhehlen," schrieb er unter dem 1. Mai 1704 an den Lordschatzmeister Godolphin, seinen Schwiegersohn, „daß ich ungeheuer viel auf mich nehme. Allein wenn ich anders handle, ist es um das deutsche Reich, folglich um den ganzen europäischen Staatenverein geschehen." Mitte Mai brach er mit 57 Bataillonen und 92 Schwadronen auf, an der holländischen Gränze blieb General Overkerk mit den Holländern und dem Reste der deutschen Hülfstruppen zurück, um sich, so gut es ging, wider Villeroi zu vertheidigen. Nach etlichen Märschen traf ein Eilbote des Generals Overkerke in Marlboroughs Hauptquartier mit der dringenden Bitte ein, anzuhalten, weil Villeroi mit 36 Bataillonen und 45 Schwadronen aus seinen Linien hervorgebrochen sei und die Festung Huy bedrohe. Gleichzeitig kam von Seiten des Markgrafen Ludwig Bericht,

Marschall Tallard, der zwischen Germersheim und Hüningen stehe, treffe Anstalt zum Rheinübergang und bedrohe die Stollhofer Linien, eilige Hülfe sei nöthig. Marlborough ließ sich nicht schrecken. Zu Beruhigung Overkerkes blieb er einen Tag stehen und ließ ihm sagen, Villeroi werde bald genöthigt sein, Truppen nach dem Oberrhein zu entsenden und deshalb gegen ihn nichts Ernstliches unternehmen. Dem Prinzen von Baden zu lieb entsendete er einige Truppen, meist Hessen und Holländer unter den Generalen Hompesch und Bulonde in der Richtung von Philippsburg, aber mit dem geheimen Befehl, nur auf eine gewisse Entfernung von dem Hauptheer vorwärts zu gehen.

Den 23. Mai traf Marlborough in Sinzig unweit Cöln ein. Hier erfuhr er, daß Tallard, dem Auftrage seines Königs gemäß, dem Kurfürsten von Bayern und Marschall Marsin beträchtliche Verstärkungen unter den Kanonen von Freiburg weg durch das Höllenthal zugeführt habe, und dann in seine vorige Stellung vor Straßburg zurückgekehrt sei, sowie daß Villeroi mit dem Kerne seines Heers hinter ihm, dem Herzoge her, sich nach der Mosel bewege. Diese Nachrichten bestärkten den Herzog in seinem Entschlusse, den Marsch an die Donau zu beschleunigen. Den 26. Mai führte er sein Heer bei Coblenz über Mosel und Rhein, schickte Geschütz und Gepäck zu Schiffe nach Mainz hinauf, und traf den 29. Mainz gegenüber zu Cassel ein, wo er den ersten Rasttag hielt. 20 Schwadronen und 8 Bataillone Dänen, die neuerdings von den Hollän-

dern in Sold genommen worden waren, stießen dort zu ihm. Aber indeß war die Verstärkung, welche Tallard den Bayern zusendete, ungehindert an ihre Bestimmung gelangt. Diese Verstärkung bestand aus 22 Bataillonen, 34 Schwadronen und 4000 Fuhrwerken, und zog über St. Georgen, Güntherøthal, Kappel, Kirchzarten, der Donau zu. Marsin und der Kurfürst von Bayern rückten bis nach den Quellen der Donau vor, um sie in Empfang zu nehmen. Hier ist von den Verbündeten ein Fehler begangen worden. Thüngen und Styrum oder der Prinz von Baden hätten einen Versuch machen sollen, sich auf jenes kleine Heer zu werfen und dasselbe vor der Vereinigung zu vernichten. Man wurde damals irre an Ludwig von Baden, und die Meinung verbreitete sich, daß er durch die Jahre gebeugt, nicht mehr der alte sei. Während jener Bewegungen im Schwarzwalde setzte der Herzog von Marlborough den Marsch von Mainz an den Neckar fort, den 3. Juni langte er zu Ladenburg an. Mit großer Spannung folgten die feindlichen Anführer seiner Bewegung. Der Kurfürst von Bayern und Marsin verweilten bei Ulm, statt nach Oesterreich vorzudringen. Die französischen Generale an der Maas, an der Mosel, im Elsaße, wußten nicht, was sie thun sollten. Marlboroughs Ankunft zu Coblenz schien auf einen Schlag gegen Metz zu deuten, sein weiteres Vordringen nach Mainz das Elsaß zu bedrohen. Sein Marsch an den Neckar verwirrte endlich die Köpfe der Marschälle bis zur Rathlosigkeit. Als die

wahre Absicht des Herzogs sich enthüllte, war es zu spät, ihn zu hindern.

Am 8. Juni stand er zu Großgartach bei Heilbronn. Prinz Ludwig von Baden, der neulich die Stollhofer Linien verlassen, aber keinen Angriff auf die französische Verstärkung gemacht hatte, zog hinter dem vereinigten französisch-bayrischen Heere her und nahm den 17. Juni eine Stellung bei Ermaringen unweit Ulm. Hier traf mit kleinem Gefolge Prinz Eugenius bei ihm ein, der am 25. Mai von Wien abgereist war und einen großen Umweg durch Tyrol und Vorarlberg gemacht hatte, um den bayrischen Streifpartheien zu entgehen. Nach genommener Rücksprache mit dem Markgrafen eilte er in das Hauptquartier des Herzogs von Marlborough nach Mundelsheim. Hier sahen sich die beiden größten Feldherrn des Zeitalters zum erstenmale, nachdem sie bisher nur brieflichen Verkehr mit einander gepflogen, den 4. Juni setzten Beide den Marsch gemeinschaftlich nach Großheppach im Remsthale fort. Hier musterte Marlborough die englische Reiterei vor dem Prinzen Eugenius, dieser drückte sein Erstaunen aus, die Soldaten nach einem langen und mühsamen Marsch in so trefflichem Zustande zu finden. „Ich habe viel," sagte er, „von der englischen Reiterei gehört, nun finde ich, daß sie die schönste und bestgeübte ist, welche ich je gesehen. Mit Geld, woran in England kein Mangel, kann man leicht Tuch zu Kleidern und sonstiges Rüstzeug anschaffen, aber was mir aus den Augen dieser Männer entgegenblitzt, läßt sich nicht er-

kaufen und verbürgt den Sieg.“ „Meine Truppen,“ entgegnete Marlborough sehr galant, „haben stets mit hingebendem Eifer der guten Sache gedient, aber Euer Durchlaucht Gegenwart haucht ihnen den Feuergeist ein, den Sie mit Wohlgefallen aus ihren Augen lesen.“

Drei Tage rastete das Heer. Am zweiten Tag, den 13. Juni, fand sich Markgraf Ludwig in eigener Person im Hauptquartiere zu Heppach ein. Im Wirthshause zum Lamm daselbst fanden die Berathungen über die weiteren Maßregeln statt. Marlborough setzte alle möglichen geheimen und offenen Triebfedern in Bewegung, um durchzusetzen, daß Markgraf Ludwig an den Rhein in die Stollhofer Linien zurückkehre, wo etwa 20,000 Mann geblieben waren, und die Abwehr Tallards übernehme, daß dagegen Eugen mit ihm vereint den bevorstehenden Kampf an der Donau leite. Alles vergeblich! Markgraf Ludwig, der kurz zuvor zum Generallieutenant des Reichs ernannt worden war, bestand mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit darauf, daß ihm der Vorrang gebühre; auch das oberste Commando über Marlborough's Truppen sprach er an, und nur mit Mühe wurde die Vermittlung eingeleitet, daß jeder von beiden je 24 Stunden den Oberbefehl haben solle. Eugen, er, den Napoleon für einen der acht Feldherren der Weltgeschichte erklärte, überwand sich selbst, verließ die Gegend, wo Europas Geschicke entschieden werden sollten, und begab sich, dem Reichsfürsten weichend, der an Geschicklichkeit tief unter ihm stand, in die Stollhofer Linien zu dem dortigen

kleinen Heere. Seitdem tritt eine bald sehr fühlbare Abneigung zwischen Marlborough und dem badischen Markgrafen hervor. In vertrauten Briefen an seine Gemahlin rühmte der Herzog den Charakter Eugens, behauptete dagegen, der Markgraf Ludwig sei unfähig, hohe Plane zu fassen, und warf ihm Rechthaberei und engherzigen Neid vor. Der Markgraf dagegen beschuldigte den Briten ungemessenen Stolzes, abstoßenden Mißtrauens und schmutziger Habsucht. Letzterer Vorwurf wenigstens ist vollkommen begründet; in Betreff der andern Punkte hat vielleicht seine deutsche Erziehung den Markgrafen irre geleitet. Der Sohn eines freien Volks, erzogen unter einer Verfassung, die Jedem erlaubte, seine Rechte geltend zu machen, trat Marlborough ohne jene tausend Rücksichten, welche der elende Zustand unseres Reichs jedem Deutschen auflegte, ungescheut mit seiner Meinung heraus. Eugen erzählte mit geheimer Freude in seinen Briefen: mehrmals sei dem Herzog während der gemeinsamen Berathungen zu Heppach das Wort entschlüpft, „das kann, ja das muß sein!" Solche Aeußerungen beleidigten den Reichsfürsten, denn nach seinen, durch deutsche Erziehung eingesogenen, Begriffen hatte nur ein in hochfürstlichem Bette Geborener das Recht „muß" zu sagen.

In dem Hauptquartier zu Großheppach trennten sich die drei Feldherrn. Eugen ging an den Rhein, Prinz Ludwig zu seinem unweit Ulm stehenden Heer. Marlborough setzte in derselben Richtung den Marsch durch das Filsthal und über die schwäbische Alb fort. Unweit Luitzhausen, der letzten

Poststation zwischen Geißlingen und Ulm, erfolgte den 22. Juni die Vereinigung beider Heere, dasselbe zählte jetzt 72 Bataillone, 120 Schwadronen, 48 Geschütze, 24 Brückenzüge. Den 24. Juni bewegte es sich gegen Elchingen. Jetzt zog sich der Kurfürst mit Marsin in sein altes stark verschanztes Lager zwischen Dillingen und Lauingen zurück. Den 26. Juni waren die Verbündeten nur noch wenige Stunden von den Vorposten der Bayern und Franzosen entfernt, welche zusammen 88 Bataillone, 60 Schwadronen und 130 Geschütze hatten. Zur Deckung von Donauwörth sandte der Kurfürst den General Arko mit 3 französischen, 11 bayrischen Bataillonen und 2 französischen Dragonerregimentern, zusammen 13,000 Mann, auf den Schellenberg bei Donauwörth, um diese Stadt und die dortige so wichtige Brücke über die Donau zu wahren. In dieser Stellung hoffte er die Verbündeten so lange aufzuhalten, bis die aus Frankreich neuerdings erwartete Verstärkung von 60 Bataillonen und 100 Schwadronen angelangt sein würde.

Das verbündete Heer war indeß über Herbrechtingen und Giengen auf dem linken Donauufer bis in die Gegend von Donauwörth vorgedrungen. Den 2. Juli führte Marlborough das Commando, er beschloß, den Schellenberg anzugreifen. Der Markgraf von Baden widersetzte sich. Der Herzog entgegnete: „Wollen Sie, daß der Feind Zeit gewinne, die kaum angefangenen Werke bei Donauwörth zu vollenden? In diesem Falle würde der Verzug jeder Stunde uns Tausende von Menschen kosten!“ Marlborough bildete

eine Vorhut von 12,000 Mann, indem er aus jedem Bataillone 130 der Muthigsten auswählte und diesen 30 Schwadronen nebst 3 Regimentern kaiserlicher Grenadiere beigab. Den 2. Juli früh Morgens 3 Uhr trat diese Vorhut, geführt vom Herzoge, den Marsch an, das Heer folgte 2 Stunden später. Es wurde Abend, bis man auf der Stelle ankam, wo der Kampf beginnen sollte. Um 6 Uhr rückte der britische Generallieutenant Goas zum Sturm gegen den rechten Flügel der feindlichen Schanzen vor, an welchen die Bayern während des ganzen Tags eifrig gearbeitet hatten. Zwei-, dreimal wurden die Angreifer zurückgeschlagen, denn der Feind focht mit der größten Hartnäckigkeit. Während dessen griff unten im Thal Markgraf Ludwig mit dem ganzen Heere den Theil der Schanzen an, welche sich den Berg herunter nach der Stadt hinzogen. Droben wurde der letzte verzweifelte Anfall gemacht, er gelang; die Reihen der Bayern und Franzosen lösten sich auf, theils der Stadt und der Brücke, theils der freien Seite zu fliehend. Die Donaubrücken brachen unter der Wucht der Flüchtigen: es war ein furchtbares Gemetzel: kaum 3000 Mann entkamen über den Fluß hinüber zum Kurfürsten, der in der Nacht vom 3. Juli mit seinem ganzen Heere auf dem jenseitigen Ufer anlangte, um die Versprengten zu sammeln. Auch die Sieger verloren 1291 Todte, 3730 Verwundete, besonders empfindlich war der Verlust an Offizieren, 8 Generale, 11 Stabsoffiziere, 26 Hauptleute lagen auf dem Schlachtfelde, Feldmarschall Styrum,

Graf Fürstenberg, General Wold starben an ihrer Wunden. Den 4. Juli nahmen die Verbündeten Donauwörth, drangen am 5. über die Donau, giengen am 8. über den Lech, eroberten am 16. nach dreitägiger Beschießung das Städtchen Rain, und erschienen dann zu Friedberg. Der Kurfürst, der drüben um Augsburg lag, war von seinen Erblanden abgeschnitten. Man schickte den Grafen Wratislaw als kaiserlichen Botschafter zu ihm hinüber, um ihm günstige Bedingungen zu bieten, wenn er zu seiner Pflicht gegen Kaiser und Reich zurückkehren würde. Wratislaw versprach für seinen Uebertritt Rückgabe der Oberpfalz und aller eroberten Lande, die Markgrafschaft Burgau sammt Neuburg als Ersatz für die niederländische Statthalterschaft, 200,000 Kronen zu Einlösung seiner versetzten Juwelen und Uebernahme aller seiner Kriegsvölker in kaiserlichen Sold. Damit diese überaus mäßigen Anträge desto leichter Zugang zu dem steinernen Herzen des Kurfürsten fanden, wurden diesseits zweckdienliche aber furchtbare Maßregeln angeordnet. Streifpartheien überschwemmten die bayrische Ebene, zündeten die Dörfer und Städte an, plünderten das Land aus. Von dem Thurme der Kirche zu unseren lieben Frauen in München konnte man einen langen Saum von Feuersäulen sehen, die aus den Dörfern aufflackerten. Der landschaftliche Ausschuß bot Brandschatzungsgelder an und flehte um Schonung. „Ich bin nicht gekommen,“ antwortete Marlborough, „Geld zu sammeln, sondern um eurem Fürsten den Kopf zurecht zu setzen.“ Der Kurfürst schrieb selbst an den Herzog und

bat, den Barbareien Einhalt zu thun. Marlborough erwiederte kurz: mit dem Augenblick, wo Max Emanuel sich dem Kaiser unterwerfe, werde Friede sein. Die Kurfürstin Theresa, eine Tochter Johann Sobieskis, begleitet von den ältesten Räthen, erschien im kurfürstlichen Lager und flehte ihren Gemahl, Erbarmen zu haben mit seinem armen Volke und die angetragene Versöhnung anzunehmen. Aber die französischen Offiziere, Marsin und die Andern, die in seiner Umgebung waren, riethen zum Gegentheil, stachelten seinen Stolz und seine Eitelkeit auf. Natürlich, für sie stand Alles auf dem Spiele, wenn Max Emanuel nachgab, dann wären sie mit allem ihrem Volk beim Essen behalten worden und hätten den Rhein nicht mehr gesehen.

Max schlug einen Mittelweg ein; er setzte die Unterhandlungen fort, wartend, ob nicht Tallard zu seiner Hülfe komme. Dieser kam wirklich. Wir müssen uns jetzt nach dem Rhein wenden. Der gemessenste Befehl langte aus Paris an, daß 40 Bataillone und 60 Schwadronen dem Kurfürsten zu Hülfe gesendet werden sollten, und Tallard erhielt den Oberbefehl über diese Abtheilung. Dem Auftrage gemäß setzte Tallard den 1. Juli mit 26,000 Mann von Hüningen aus über den Rhein. Zu gleicher Zeit stellte sich Villeroi, der indeß vom Niederrhein heraufgekommen war, mit einem gleich starken Heere bei Offenburg auf, um Tallard gegen mögliche Angriffe von Seiten Eugens aus den Stollhofer Linien zu decken. Den 7. Juli traf Tallard bei Waldkirch ein, durchzog das Elzthal, rückte über

Hornberg, Triberg nach Sct. Georgen, erschien den 16. Juli vor Villingen, beschoß diese Festung vergeblich 3 Tage lang und gieng nun weiter über Mößkirch, Ulm, Weißenhorn nach Augsburg, wo er den 3. August zu dem Heere des Kurfürsten stieß.

Zwei französische Heere, das Marsins und das neuangekommene Tallards, waren mit dem kurfürstlichen vereinigt, hinter sich hatten sie zur Unterstützung bereit die Abtheilung Villeroi's. Auch sonst schien wieder die Sonne dem Bayer zu lächeln. Graf Forgach, Heerführer der ungarischen Empörer, hatte neulich in Mähren ein kaiserliches Heer geschlagen und den General Grafen Heister bis vor Wiens Wälle zurückgedrängt. Welch schneller Wechsel für Max Emanuel! Plötzlich brach er die Unterhandlungen ab. „Da man mich genöthigt, den Degen zu ziehen," sprach er zu dem kaiserlichen Gesandten Wratislaw, „so habe ich jetzt die Scheide verloren." Der Uebermüthige triumphirte, aber der Rächer nahte heran.

Eugen war zu schwach, um den vereinigten Kräften Villerois und Tallards die Spitze zu bieten. Allein sowie er den Aufbruch Tallards nach dem Lech vernahm, ließ er den größten Theil seines Heeres unter dem Grafen Nassau-Weilburg in den Stollhofer Linien zurück und brach mit den Dänen und Preußen, 16,000 Mann stark, über Rastadt, Pforzheim, Herrenberg, Horb in gleicher Richtung wie Tallard, nur nördlich gegen die Donau auf, um zu Marlborough zu stoßen; den 3. August traf er über Heiden-

heim und Giengen in der Ebene von Höchstädt ein. Es war derselbe Tag, an welchem sich Tallard bei Augsburg mit dem Kurfürsten vereinigte. Aber noch stand Eugen mehr als zwei Tagmärsche von Marlboroughs Hauptquartier entfernt, überdieß lag zwischen ihm und dem Herzoge der Donaustrand. Wie nun, wenn der Kurfürst, dessen Gesammtheer damals 82 Bataillone, 152 Schwadronen, 100 Geschütze, im Ganzen einen Bestand von etwa 60,000 Mann zählte, sich schnell auf Eugen oder Marlborough geworfen und den einen oder den andern vereinzelt geschlagen hätte. Groß war die Gefahr, aber sie wurde abgewendet, theils durch die Uneinigkeit, welche unter den Führern des bayrisch-französischen Heeres herrschte, theils durch die außerordentliche Geschicklichkeit Marlboroughs und Eugens. Da beide Letztere ihre Lebensmittel aus Schwaben über Heidenheim bezogen, wollten sie das linke Ufer der Donau nicht aufgeben. Also gieng Marlborough von Friedberg über Donauwörth zu Eugen hinüber. In einer gemeinsamen Berathung der drei Feldherrn war indeß beschlossen worden, daß Markgraf Ludwig mit 24 Bataillonen und 23 Schwadronen Ingolstadt, den Hauptwaffenplatz des Kurfürsten, belagern und Regensburg besetzen solle, damit die Verbündeten mittelst dieser beiden Plätze Meister des Laufes der Donau würden. So geschah es: Marlborough und Eugen waren von der gehässigen Gegenwart des Prinzen befreit. Den 11. August 1704 Nachts 10 Uhr bewerkstelligten die beiden Heere ihre Vereinigung unweit Höchstädt, nachdem

sie die Nachricht erhalten, daß der Kurfürst bei Dillingen gleichfalls auf das linke Ufer der Donau herübergerückt sei, um Eugen anzugreifen.

Den 12. August bezogen die vereinigten Franzosen und Bayern eine solche Stellung, daß Max Emanuel links sein Hauptquartier zu Lützingen, Marsin in der Mitte zu Oberglauheim, Tallard rechts zu Blindheim hatte. Eugen und Marlborough beschlossen sofort eine Schlacht. Der Herzog hörte die Einwendungen mehrerer hohen Offiziere ruhig an und entgegnete dann: ich weiß sehr wohl, daß eine Schlacht wie die, zu der wir uns jetzt rüsten, viel Blut kostet, aber sie ist nöthig. Die Kunde der bevorstehenden Schlacht ward vom Heere mit Jubel vernommen. Die Verbündeten zählten am Abend vor der Schlacht 61 Bataillone, 179 Schwadronen, 32 Geschütze, im Ganzen etwa 52,000 Mann, das bayrisch-französische 82 Bataillone, 132 Schwadronen, 100 Feuerschlünde, im Ganzen gegen 58,000 Mann.

Auf die Taktik kann ich mich als Laie in der Kriegskunst nicht einlassen. Nur so viel: Eugen auf dem rechten Flügel hatte es mit dem Kurfürsten von Bayern, Marlborough mit den beiden französischen Marschällen zu thun. Das Terrain, auf dem sich ersterer bewegte, war sumpfig, sehr durchschnitten, zum Theil mit Buschwald bedeckt, überdieß mußte er einen großen Umweg machen, um zum Schlagen zu kommen. Den 13. August Morgens 3 Uhr setzte sich das verbündete Heer in Bewegung. Der düstere umwölkte Morgen verdeckte lange seinen Anmarsch dem Feinde.

In der Frühe schickte Tallard eine Depesche an den Kriegsminister Chamillart mit folgender Nachschrift: „Die Feinde haben um 3 Uhr Lärm geschlagen, sie stehen in Schlachtordnung vor ihrem Lager und allem Anscheine nach ziehen sie noch heute ab; es geht das Gerücht, daß sie nach Nördlingen zurückgehen wollen. Dann lassen sie uns zwischen sich und der Donau, was soviel heißt als sie geben ihre Vorräthe und Magazine auf." Als der Nebel gegen 8 Uhr schwand und der Anmarsch der Regimenter sichtbar ward, erkannten Tallard und Genossen ihren Irrthum. So schnell als möglich stellten sie sich auf, gerade vorwärts vor ihren Zeltreihen, und wurden kaum fertig, ehe der erste Angriff erfolgte. Tallard besetzte das Dorf Blindheim mit fast 16,000 Mann, weil er hier den Hauptangriff erwartete. Marlboroughs Abtheilung stand schon um 8 Uhr in Schlachtordnung, Eugen brauchte, da mehrere Bäche überbrückt werden mußten, bis gegen Mittag, ehe seine Leute aufmarschirt waren. Er hatte einen schweren Stand. Mit großer Hartnäckigkeit wehrten sich die Bayern unter ihrem Kurfürsten, mehreremal wurden seine Angriffssäulen, die großentheils aus neugeworbenen Reichsvölkern bestanden, in Unordnung zurückgetrieben und Eugen schoß mit eigener Hand mehrere Flüchtlinge nieder. Auch Marlborough fand harte Arbeit; erst suchte er Blindheim zu nehmen, verzichtete aber, da er verzweifelten Widerstand fand, darauf, brach aber nun im Centrum durch. Hiedurch erhielt Eugen Luft und nun gegen 3 Uhr Abends drang das ganze Heer mit letzter An-

strengung vor. Der Feind floh nach allen Seiten, Tausende ertranken in der Donau, Tallard ward gefangen, die ganze in Blindheim aufgestellte Abtheilung, 24 Bataillone, 12 Schwadronen, ungefähr 12,000 Mann mußten sich ergeben. Der Sieg war so groß und herrlich als je einer seit Menschengedenken: im Ganzen verlor das bayrisch-französische Heer 30,000 Mann, worunter 6000 Todte, 3400 mit Mundvorräthen und Kriegszeug beladene Rüstwagen, 34 mit Damen und Tänzerinnen gefüllte Kaleschen, 334 mit Silbergeschirr belastete Maulthiere, den größten Theil des Geschützes, 224 Fahnen und Standarten, 17 Heerpauken, die Kriegskasse, die Kanzlei, 3600 Zelte und 25 Brückenwagen. Die Verbündeten hatten 4000 Todte, achthalbtausend Verwundete, worunter 276 todte und 689 verwundete Offiziere. Aber dieser Abgang ward mehr als gedeckt durch die zahlreichen Ueberläufer.

Unter anderen traten zwei ganze Schweizerregimenter, bisher in französischem Solde, 3000 Mann stark, nach dem Siege bei den Verbündeten unter. Der Kurfürst und Marsin führten die Trümmer ihres Heeres über Lauingen, Laupheim nach Ulm, von da an den Rhein. Max Emanuel mußte seinem Erblande für lange Zeit den Rücken kehren, er hat es erst nach dem Friedensschlusse wieder gesehen, und wäre es nach strengem Rechte gegangen, so würde er, als unbezweifelbarer Verräther des Reichs, nie mehr Kurfürst von Bayern geworden sein.

Bewunderungswürdig ist die Wahrheitsliebe und Be-

scheidenheit, mit welcher Eugen, der nach dem Urtheile der Sachverständigen die schwierigste Stellung hatte und das Meiste zum Siege beitrug, von seinem eigenen Verdienste spricht und zugleich der Tapferkeit seines Gegners volle Gerechtigkeit angedeihen läßt, auch die Feigheit eines Theils der Reiterei eingesteht. „Hat Jemand," schreibt er an den Grafen von Goes, „bei der Schlacht die mißliche Stellung unseres Heeres richtig beurtheilt, so war es der Kurfürst von Bayern. Wie viel Mühe kostete es mich, um über meine eigenen Besorgnisse Meister zu werden. Dreimal fiel der Kurfürst an der Spitze seiner Truppen mit unbeschreiblicher Wuth auf meinen Flügel. Er kannte die Beschaffenheit des Bodens besser als ich, und war Zeuge der Muthlosigkeit meiner abgematteten Soldaten. Ich hatte kaum Pistolen genug, um das Zurückweichen meiner Kürassiere zu verhindern; genöthigt, sie von den Pferden zu schießen, mußte ich durch die Sümpfe mit vielem Verluste nachsetzen. Alle meine Angriffe wurden von dem Kurfürsten mit seinen ausgeruhten Truppen zurückgeschlagen; die Geistesgegenwart dieses Fürsten beim Rückzuge übertrifft Alles, was man erwarten konnte; er setzte mich außer Standes, ihn nachdrücklich zu verfolgen. Immer war ein Haufe Fußvolk zwischen die Reiterei gestellt, immer das Feuer im Rückzuge so anhaltend als im Vorrücken. Hätte mich nicht der Fürst von Anhalt-Dessau aller Orten, wo Gefahr drohte, mit großer Unerschrockenheit und Anstrengung seiner Preußen bestens

unterstützt, so würde dieser Tag vielleicht der unglücklichste meines Lebens gewesen sein."

Die geschlagenen Franzosen wagten nicht länger in Schwaben zu bleiben. Nachdem sie ihre Kranken und Verwundeten in Ulm untergebracht und eine Besatzung von 4000 Mann unter dem bayrischen General Vettendorf in diese Festung geworfen, zogen sie über Tuttlingen, Hüfingen, Sankt Mergen, Skt. Peter, Waldkirch nach Kehl, wo sie den 1. September anlangten. Die Verbündeten rückten ihnen nach, am 21. erschienen sie vor Ulm, dessen Belagerung sofort mit 22 Bataillonen dem General Thüngen übergeben ward. Den 30. eilte Eugen nach Rottweil voran, und begab sich in die Stollhofer Linien, um Villeroi zu beobachten, Marlborough führte das verbündete Heer über den Schwarzwald gegen Philippsburg. Sofort wurde beschlossen, auf das linke Ufer des Rheins überzusetzen. Bei Philippsburg wurden zwei Brücken geschlagen, auf welchen das verbündete Heer, zu dem jetzt auch die Abtheilung stieß, welche bisher in den Stollhofer Linien lagerte, den 7. hinüberzog. Mittlerweile hatte Villeroi Verschanzungen an der Quaich aufgeworfen. Marlborough und Eugen drangen vorwärts, worauf die Franzosen, durch die Folgen des Siegs bei Höchstätt niedergedrückt, weiter zurückwichen. Statt des früheren Uebermuths herrschte in Frankreich gränzenlose Niedergeschlagenheit. In einem Kriegsrathe verlangten Eugen und Marlborough, daß man unverweilt in Frankreich einfalle. Prinz Ludwig dagegen rieth, Landau zu belagern,

indem er erklärte, daß für dieses Jahr genug geschehen sei; da der römische König Josef, welcher persönlich der Belagerung Landau's beizuwohnen wünschte, der Meinung des Markgrafen beitrat, mußten die andern wider ihren Willen nachgeben. Prinz Ludwig übernahm die Belagerung, Eugen und Marlborough deckten sein Heer gegen mögliche Angriffe durch Villeroi. Nach 69 Tagen ergab sich Landau, den 25. November. Noch im Spätherbst überfiel Marlborough Trier und Trarbach, säuberte die Moselgegend von den Franzosen, verlegte dann seine Truppen in Winterquartiere und ging selbst nach London.

Unterdeß war durch Eugen der Plan entworfen worden, von Freiburg aus Breisach zu nehmen, und um ein Haar geglückt. Ludwig XIV. hatte nach dem Ryswiker Frieden Neubreisach als regelmäßiges Achteck befestigen lassen und sich 1703 auch Altbreisachs bemächtigt, dessen Werke er in guten Stand zu setzen befahl. Zwölfhundert Mann wurden täglich zu letzterem Geschäfte verwendet, aber der Dienst im Innern war nachlässig besorgt. Hierauf gründete Eugen seinen Anschlag. An bestimmten Tagen mußten Bauern aus der Umgegend Heu in die Festung abliefern. Nach getroffener Verabredung mit dem Befehlshaber von Freiburg ließ dieser 20 Wagen rüsten, welche mit Waffen beladen, und nur oben und zur Seite mit Heu bedeckt waren. Zweihundert Mann, meist Offiziere und Corporäle der Freiburger Besatzung, sollten, als Fuhrleute und Bauern verkleidet,

mit den Wägen in die Stadt zu dringen suchen, sich der nächsten Wachposten, sowie der Zugbrücke bemächtigen und den nachfolgenden Truppen den Eingang erleichtern.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November setzte sich der Befehlshaber von Freiburg mit 4000 Mann Fußvolk, 100 Reitern und den ebenbeschriebenen Heuwagen in Bewegung. Die 200 Verkleideten gingen in vereinzelten Haufen dem Heere voran. Unter einem dichten Nebel näherten sie sich Morgens um 8 Uhr dem neuen Thore. Mehrere Wagen wurden, nachdem sie oberflächlich untersucht worden, eingelassen. Wie jedoch die verkleidete Mannschaft allzuhastig nachrückte, schloß die französische Schildwache den Schlagbaum. Einer der verkleideten Offiziere, der ein Beil unter dem Mantel trug, hieb die Schildwache mit einem Streiche nieder. Mittlerweile war ein Aufseher der Befestigungsarbeiten herbeigekommen, die fremden bärtigen Gesichter fielen ihm auf. Als er auf seine Frage, was die Leute wollen, nicht gleich Antwort bekam, gab er dem Vordersten einen Streich mit seinem Stocke. Der Geschlagene war der Obristlieutenant Brille vom Regiment Baireuth. In unzeitigem Zorn über die Mißhandlung riß Brille ein Pistol aus dem nächsten Heuwagen und schoß den Franzosen nieder. Dadurch entstand Lärm, die Besatzung rückte aus und ein Gefecht entspann sich, in welchem die Kaiserlichen mit Verlust zurückgeschlagen wurden.

Die Neider Eugens zu Wien benützten diesen verfehlten Handstreich, um den wachsenden Ruhm des Feldmarschalls

zu untergraben und das Gefecht vor Breisach, das 63 Mann an Todten und Verwundeten kostete, als eine Niederlage hinzustellen, vor welcher der Lorbeer von Höchstädt erbleichen müsse. Ulm war schon den 4. September mit 200 Kanonen und 26 Mörsern in Thüngens Hände gefallen, aber in Bayern blieb noch ein Geschäft übrig, das Eugens Charakter von einer neuen Seite zeigt. Die Rache rieth, dem Kurfürsten von Bayern zur wohlverdienten Strafe für seine Felonie das Hemd vom Leibe herunterzuziehen; aber anders lautete die Stimme der Staatsweisheit. Je härter man gegen Max Emanuel verfuhr, desto sicherer trieb man ihn in die Hände der Franzosen und gewöhnte ihn und sein Geschlecht zum engsten Bündnisse mit dem Erbfeinde. Der Erfolg hat dies bewährt. Nach geschlossenem Frieden erhielt Max Emanuel durch Frankreichs Vorsprache seine Staaten wieder. Seitdem hörte der bayerische Fürstenstamm nicht auf, mit dem Versailler Hof Ränke zu spinnen, und das kurze und schmähliche Kaiserthum Carls VII. war eine Folge des Utrechter Friedens. Dies sah Eugen voraus, er bot Max Emanuel nach der Höchstädter Schlacht vortheilhafte Bedingungen und bearbeitete unaufhörlich den Kaiser und die Seemächte, an Entzweiung des Kurfürsten mit Frankreich zu arbeiten. Aber vergeblich, Max Emanuel wollte sich dem Kaiser nicht unterwerfen, sein Hochmuth verblendete ihn. Beim Abmarsche aus Ulm hatte er seiner Gemahlin Theresia die Regierung übertragen. Als nach der Schlacht von Höchstädt verbündete Streifschaaren das Land über-

schwemmten, als der Kaiser dem bayerischen Gesandten zu Regensburg, Freiherrn von Zindt, durch einen Kanzlisten des Reichsmarschallenamts die Weisung ertheilen ließ, in drei Tagen Regensburg, in vierzehn den Boden des Reichs zu verlassen, wandte sich die verzweifelte Kurfürstin an die Gnade Leopolds. Wie dies die Offiziere, die Max Emanuel in den Festungen des Landes zurückgelassen hatten, vernahmen, sandten sie Abgeordnete nach München und beschworen die bisherige Landesmutter, ihrer Treue zu vertrauen, noch zählte sie 15,000 Mann Soldaten, und der Aufruf des Landsturms werde in den nächsten Wochen mehr als 20,000 entschlossene Bauern auf die Beine bringen; es sei besser, die noch vorhandenen Mittel des Landes, die goldenen und silbernen Geräthe der Kirchen und Klöster zum Kampfe zu verwenden, als Alles dem Feinde zu überliefern. Frankreich werde und müsse helfen.

Der Adel und der Clerus waren jedoch anderer Meinung. Sie riethen zur Unterwerfung. Theresia schickte Gesandte nach Wien, aber dieselben wurden an der österreichischen Gränze zurückgewiesen. Sie wandten sich nun an den römischen König Josef im Lager vor Landau, aber dieser schickte die Abgeordneten mit den Worten fort: „es gebe keinen Kurfürsten von Bayern mehr.“ Nicht als Bevollmächtigte, sondern als Bittende erhielten endlich Theresias Räthe unter dem 7. November 1704 einen Vertrag, der zwar hart, aber meines Erachtens nicht ungerecht war. Alle Städte, Orte, Plätze, mußten dem Kaiser überant-

wortet, die bayerischen Truppen verabschiedet, die Regierung dem Kaiser übergeben werden; nur das Rentamt München sammt 400 Mann Leibwache blieb der Kurfürstin und ihren Kindern. Nicht ohne Unruhen ging die Entwaffnung vor sich. Die Garnison von Ingolstadt verweigerte den Platz zu überliefern, bis Eugen anfangs Dezember ankam, ihm wurden die Schlüssel eingehändigt. Eugen entwarf eine Quartierordnung, welche den Stempel der Milde trug. Aber nachdem er den Rücken gekehrt, begann ein Raubsystem, bei dem ebensosehr die einheimischen Beamten, die nun den kaiserlichen Rock angezogen, als die heranströmenden österreichischen Commissäre sich betheiligten.

Eugen kam den 30. Dezember 1704 nach Wien und wurde vom Kaiser mit Auszeichnung empfangen. Dies war aber auch Alles. Viel besser erging es dem Herzog von Marlborough. Der Kaiser schenkte ihm die Herrschaft Mindelheim, die früher Lehen des berühmten Ritters Jörg von Frondsberg gewesen, dann aber an Bayern gekommen war. Die englische Nation gab ihm ihren Dank durch das Parlament zu erkennen und fügte als handgreifliche Beglaubigung dieser Gefühle die prächtigen Güter Woodstok und Wooton zu. Deutschland gab seinem Helden keinen ähnlichen Beweis der Erkenntlichkeit, Alles beschränkte sich darauf, daß eine Denkmünze mit Eugens und Marlboroughs Bildniß geprägt war. Da Germanien so viele Kurfürsten, Herzoge, Reichsfürsten, Markgrafen, glänzend auszustatten

hatte, blieb zur Belohnung großer, um das Vaterland wohlverdienter, Männer Nichts übrig.

Während die Verbündeten 1704 in Deutschland große Vortheile errangen, hatte nur in Italien das Glück sie nicht begünstigt, dorthin mußten jetzt alle Kräfte gerichtet werden. Zu Anfang des Jahrs 1704 hielt Graf von Leiningen mit 8000 Kaiserlichen das Fürstenthum Mirandola und Ferrara besetzt. In Piemont hatte der Herzog Victor Amadeus mit 30,000 Mann, worunter jene 16,000 Kaiserlichen, die ihm Stahremberg zuführte, die meisten Punkte seines Landes inne, die ganze Macht der Verbündeten belief sich demnach auf 38,000 Streiter. Gegen diese standen, und zwar mitte innen zwischen Beiden, der Herzog von Vendome mit 62,000 Mann. Ludwig XIV. hatte ihm Befehl ertheilt, Piemont mit Feuer und Schwert zu verheeren und die Kaiserlichen gänzlich aus Italien hinauszuwerfen; damit ihm dies desto leichter gelinge, wurde der Herzog von Lafeuillade beordert, Vendome weitere 24 Bataillone und 12 Schwadronen durch das Thal von Susa zu Hülfe zu führen. Einer solchen Uebermacht konnten begreiflicherweise die Verbündeten nicht die Spitze bieten; aber sie vertheidigten jeden Schritt mit Hartnäckigkeit und ihren Hauptzweck erreichten die Franzosen nicht. Leiningen ward im Herbste in das Gebiet von Trient zurückgedrängt. Victor Amadeus erlitt zwar keine Niederlage im offenen Felde, allein er verlor einen festen Punkt um den andern. Noch hielten sich die Hauptstadt Turin und die kleine, aber starke Festung Verua, von welcher

Turins Sicherheit abhing: Eilboten über Eilboten kamen von Stahremberg nach Wien und verlangten dringende Hülfe. Bei der Erschöpfung des Kaiserstaats konnten nur die Seemächte und Marlborough Rath schaffen, Eugen und der Kaiser selbst wandten sich wiederholt an letztern und Marlborough half. Bei den Fürsten des vorderen Deutschlands war Nichts mehr zu erholen, Sachsen war durch den nordischen Krieg gelähmt, nur Brandenburg hatte durch den Krieg noch wenig gelitten, nach Berlin richtete Marlborough seine Gedanken. Ende November erschien er selbst am dortigen Hofe. So hoch war die Achtung vor ihm auf dem Festlande gestiegen, daß selbst König Friedrich I. dem Briten zu lieb die sonst gewöhnlichen Förmlichkeiten bei Seite setzte. Marlborough, der Europa's Geschicke auf der Spitze seines Degens trug, konnte nicht viel Zeit mit Auffahrten und Audienzen verlieren. Friedrich I. sah dies ein. In fünf Tagen hatte Marlborough einen Vertrag begonnen und vollendet, kraft dessen der Berliner Hof 8000 Mann, unter dem Dessauer, nach Italien zu schicken sich anheischig machte.

Mit weit größeren Schwierigkeiten mußte Eugen zu Wien kämpfen. Kaiser Leopold I. zählte damals 65 Jahre, seine Minister waren Greise, welche kein anderes Verdienst hatten, als daß sie den Geschäftsgang der Kanzleien kannten, ein Gebiet des Wissens, auf welches die Eingeweihten gewöhnlich großes Gewicht legen. Diese alten Herrn wollten, seit die Schlacht von Höchstätt den Feind auf der Westgränze von Oesterreich entfernt hatte, alle Kräfte des Reichs gegen

Ungarn wenden, weil dies das einzige Erbland war, das sich damals noch im Aufstande befand. Die Behauptung Eugens, daß man Ungarn in Italien, am Rhein, in den Niederlanden und am besten an der Seine Ufern, oder am Fuße des Montmartres, erobern müsse, erschien ihnen trotz ihrer Wahrheit als eitel Uebertreibung. Sie haßten überdies Eugen aus verschiedenen Gründen; erstens, weil er wenig, vielleicht zu wenig Achtung vor ihrer ergrauten Weisheit zeigte; zweitens, weil ein Theil von ihnen Geld aus Paris empfing, um seine Plane zu durchkreuzen; drittens, weil sie wußten, daß Eugen, sobald die neuaufgehende Sonne, Kaiser Josef, am Horizont erscheine, den jungen Herrscher vermögen werde, sie sammt und sonders fortzuschicken, wie es denn auch noch im Laufe des Jahres 1705 geschah. Diese Herrn ließen seit Jahren keine Gelegenheit vorbei, um insgeheim dem Feldmarschall Steine in den Weg zu werfen. Ich will nur ein Beispiel anführen. Als im Jahre 1702 Eugen dringend Geld für seine Soldaten in Italien und Ungarn verlangte, schrieb ihm der Minister: er bedaure gar sehr, seinen Wunsch nicht erfüllen zu können, denn der Prinz Ludwig von Baden nehme alle vorhandenen Mittel in Anspruch. Bei der nächsten Zusammenkunft theilte Eugen dem Markgrafen diesen Bescheid mit und befragte ihn, wie sich die Sache verhalte. Statt der Antwort zog der Markgraf ein zu derselben Zeit von Wien aus an ihn ergangenes Schreiben hervor, worin stand, wie sehr man bedaure, ihn nicht unterstützen zu können, denn alles Geld müsse man an

Eugen nach Italien schicken. Im Frühling 1705 wollten nun die Herrn wieder das alte Spiel treiben, aber Eugen griff zu demselben Mittel, das ihm vor etlichen Jahren treffliche Dienste gethan; er bot dem Kaiser zum zweitenmale seine Entlassung an. Leopold war erschüttert, nach einer kurzen, höchst bedenklichen Unschlüssigkeit gewannen endlich Eugens kräftige Rathschläge die Oberhand. Einige wenige Direktoren erhielten ihre Entlassung, andere verloren ihren Einfluß, der römische König ward mit der obersten Leitung sämmtlicher Kanzleien beauftragt. Eugen bekam das Versprechen eines wohlgerüsteten und bezahlten Heeres von 28,000 Mann für den bevorstehenden italienischen Feldzug und zugleich Vollmacht, ganz nach seinem Ermessen in Italien handeln zu dürfen. Er beruhigte sich jedoch nicht mit den bloßen Verheißungen, sondern verzögerte seine Abreise, bis die wörtliche Erfüllung ins Leben trat. Ich lasse ihn selbst reden. Unter dem 2. April 1705 schreibt er aus Wien an Guido Stahremberg: „Kein verdrießlicheres Geschäft gibt es, als wenn Befehlshaber, statt dem Rufe ins Feld zu folgen, erst mit dem Herrscher über die Bedingnisse markten müssen. Dies war vor meinem Abgang zum italienischen Heere abermals der Fall. Ich machte dem Kaiser alle möglichen Vorstellungen, mich des Commandos zu entheben und legte ihm die Beschwerden und Ursachen vor. Alles war vergeblich. Er entgegnete mit großer Huld, daß er meine Entlassung unmöglich in dem Augenblicke bewilligen könne, wo Europa meiner so nothwendig bedürfe. Endlich fing

die Capitulation an. Der Kaiser las eine meiner Beschwerden um die andere und setzte, da er sie durchgehends billig und gerecht fand, bei jeder seine Zustimmung bei. Selbst in Ansehung des Geldes, wo es sonst alle Zeit die größten Anstände gab, hatte er diesmal Nichts zu bemerken.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Kaiser Josef I.

Noch war Eugen beschäftigt, den Abmarsch seines aus Preußen, Kurpfälzern und Kaiserlichen bestehenden Heeres und die Absendung des Kriegzeugs nach dem Sammelplatze Roveredo zu beschleunigen, als zu Wien Kaiser Leopold I. den 5. Mai 1705 im 65. seines Alters, dem 48. seiner Regierung, starb. In seiner Jugend für den geistlichen Stand bestimmt, erhielt er eine mönchische Erziehung und verstand daher mehr von der Theologie, als von den Regierungsgeschäften. Leopold ist sehr viel von seinen Ministern und Günstlingen betrogen worden, die Bestechlichkeit der hohen Beamten erreichte während seines langen Regiments einen bedenklichen Grad. In einem Anfluge gerechten Zorns schrieb einst Montecuculi an den Kaiser: man möchte künftig die im Hofkriegsrath entworfene oder demselben von den Generalen vorgelegten Plane lieber geradezu nach Paris schicken, damit der Feind wenigstens an der Aufrichtigkeit der Mittheilung zweifle; denn bisher habe er (Montecuculi)

dieselben immer früher aus den Gegenanstalten der Feinde errathen, als aus der Hofkanzlei empfangen. Dennoch hat unter Leopold der österreichische Staat durch Waffen sich aus dem tiefen Stande der Erniedrung, der gegen Ende des 30jährigen Kriegs eingetreten war, mächtig emporgearbeitet, und große Feldherrn, Männer wie Carl von Lothringen, Montecuculi, der Prinz Ludwig von Baden, Rüdiger und Guido Stahremberg, vor Allen Prinz Eugenius von Savoyen, verherrlichten Leopolds Tage und frischten den sinkenden Ruhm Deutschlands wieder auf. Ich kann daher dem verdammenden Urtheile beinahe aller Neueren nicht beistimmen, welche Leopold für einen Schwächling erklären. Ein guter Grundstock muß in seinem Geiste gewesen sein, daß er solche Männer herauszufinden, festzuhalten und enge an Oesterreich zu fesseln wußte.

Von Kaiser Maximilianus II. Zeiten bis auf Leopold I. herab waren sämmtliche Erzherzoge-Thronfolger ausschließlich von Beichtvätern erzogen worden. Leopold sah ein, daß dies ein Fehler war; er änderte die bisherige Gewohnheit ab, indem er die Erziehung seines Thronfolgers, Josef I., dem Fürsten von Salm, einem trefflichen Manne, dem Freiherrn von Wagenfels und dem Weltpriester Rummel übertrug. Der Erfolg rechtfertigte diese Maßregel. Seit Jahrhunderten hatte Germanien keinen so tüchtigen Kaiser gehabt, als Josef I. An die Stelle eines bedächtlichen, über die Maßen förmlichen und durch sein hohes Alter noch unschlüssiger gewordenen Herrschers trat ein 27jähriger Jüng-

ling, feurig, klug, von dem besten Willen beseelt, und der die Geschäfte, wie das Kriegswesen aus eigener Anschauung kannte. Eine seiner ersten Handlungen war, daß er den steinalten, fast zu Kindern gewordenen Ministern seines Vaters den Abschied sammt einem Ruhegehalt ertheilte, die zweite, daß er den Prinzen Eugenius in allen Aemtern bestätigte, er hat ihm während seiner leider so kurzen Regierung das größte Vertrauen bewiesen. Eugen nannte ihn seinen Freund.

Noch ehe Eugen nach Italien abging — den 9. April 1705 — war die Veste Verua nach der hartnäckigsten Vertheidigung gefallen. Vergeblich machte Eugen den ganzen Sommer über einen Versuch um den andern, ins Piemontesische vorzudringen und sich mit dem Herzoge Victor Amadeus zu vereinigen. Den 17. August lieferte er ein blutiges Gefecht bei Cassano, um den Uebergang über die Adda zu erzwingen; aber obwohl er das Feld behauptete, und obwohl sein Heer große Tapferkeit bewies, kam er doch nicht hinüber, zu bedeutend war die Ueberzahl der Franzosen, zu emsig ihre Wachsamkeit, indeß nützten Eugens Anstrengungen wenigst so viel, daß Vendome genöthigt, den großen Theil seiner Macht den Kaiserlichen entgegenzuwerfen, Victor Amadeus nicht erdrücken konnte. Unentschieden endete der italienische Feldzug des Jahrs 1705. Auch in Flandern, an der Mosel und am Oberrhein geschah soviel wie Nichts. Dem Herzoge von Marlborough war von Seiten der Verbündeten ein Heer von 90,000 Mann zugesagt wor-

den; und Prinz Ludwig von Baden hatte sich anheischig gemacht, ihm mit kaiserlichen und Reichstruppen von der Saar her die Hand zu bieten. Aber statt 90,000 erhielt Marlborough kaum 30,000 Mann und Prinz Ludwig unterstützte ihn nicht. Hiedurch erbittert, verlangte das englische Ministerium die Entlassung des Prinzen, ein Gesuch, das der Kaiser unmöglich gewähren konnte, weil er sich sonst mit den Reichsfürsten verfeindet hätte; Marlborough mußte sich darauf beschränken, den Kurfürsten von Bayern und den Marschall Villeroi, welche beide mit zwei abgesonderten Heeren, etwa 65,000 Mann stark, in Flandern standen, zu beobachten und von Unternehmungen abzuhalten. Durch Vorwürfe aus Wien und London gedrängt, setzte Prinz Ludwig Ende August auf das linke Rheinufer hinüber, eroberte Drusenheim, sowie anfangs Oktober Hagenau und trieb Villars unter die Kanonen von Straßburg zurück.

Dagegen brach gegen Ende des Jahrs 1705 ein Volksaufstand in Bayern aus, der gefährlich für den Kaiser zu werden drohte. Seit der Einsetzung des österreichischen Regiments herrschte im Kurstaate dumpfe Gährung, die durch die abgedankten Soldaten, insbesondere aber durch französische Unterhändler, die von Dorf zu Dorf wanderten und den Bauern in den Schenken zusprachen, künstlich genährt wurde. Da und dort entdeckten die österreichischen Commissäre geheime Anhäufungen von Waffen. Die österreichische Regierung hielt für nöthig, die Kurfürstin aus München zu entfernen. Damit dies ohne Aufsehen geschehe, wählte man

den Weg der List. Theresias Beichtvater, der Jesuitenpater Schmakers, welcher unbedingten Einfluß auf sie übte, erhielt geheimen Wink, die Kurfürstin zu bereden, daß sie unter dem Vorwande, ihre in Rom lebende Mutter, die verwittwete Königin von Polen, zu besuchen, eine Reise nach Venedig antrete, weil sie von dort aus viel leichter ihrem Gemahl nach Brüssel Briefe schreiben und das benachbarte Bayern überwachen könne. Theresia reiste ab. Kurz darauf erhielt General Gronsfeld, der eben eine kaiserliche Heeresabtheilung durchs Tyrol zu Eugen führen sollte, Befehl zum Rückmarsch. Am 15. Mai erschien er vor München. Die Bürgerschaft, welche sogleich merkte, wie dies gemeint war, verschloß die Thore, besetzte die Wälle und berief sich auf den neulichen Vertrag zwischen der Kurfürstin und dem Wiener Hofe. Gronsfeld drohte im Falle des Widerstandes, die Stadt in Asche zu legen. Zugleich ließ die oberste österreichische Verwaltungsbehörde, welche in München saß, süße Worte vernehmen. Die Stadt ergab sich, sogleich wurden alle Einwohner entwaffnet, die Wälle geschleift. Als die Kurfürstin, der nachher die Augen aufgegangen waren, zurückkehren wollte, erhielt sie auf der Tyroler Gränze in des Kaisers Namen die Weisung, den bayerischen Boden nicht mehr zu betreten.

Schon einige Wochen früher, unter dem 29. April 1705 war ein Mandat durchs Land ergangen, daß jeder Bayer dem Kaiser, als dem einzigen rechtmäßigen Herrn und Fürsten zu huldigen habe. Beide Maßregeln vermehrten die

Erbitterung. Endlich wurde im August eine Aushebung von 12,000 Mann geboten, und die Art, wie dieser Befehl vollstreckt ward, machte ihn doppelt verhaßt. Bewaffnete überfielen die junge Mannschaft bei Nacht im Bette, bei Tag über der Arbeit, ja auch in der Kirche und gemeiniglich führte man die Ergriffenen in Ketten oder auf Wagen geschmiedet an die Sammelplätze ab. Viele entflohen, wieder Betretene wurden niedergehauen, von ihren Vätern um Geld Ausgelöste nach einigen Tagen fortgeschleppt.

Auf die Kunde von den Vorgängen in Bayern schrieb Prinz Eugenius aus dem Feldlager zu Urago einen merkwürdigen Brief an den Grafen von Strattmann: „Daß die Bayern," heißt es darin, „sich das Schicksal ihres Landes und ihres Fürsten zu Herzen nehmen, konnte ich mir leicht vorstellen; dieses Volk verdient wegen seiner Anhänglichkeit an das regierende Haus alle Achtung. Der Aufstand ist das Werk der Franzosen, die alle Aufrührer an unsern Grenzen in Schutz nehmen und sie stets unterstützen werden, um eine Verbindung mit den ungarischen Empörern herzustellen. Diese verdienen keine Schonung, wo man sie mit den Waffen in der Hand findet, soll man sie ohne Bedenken niedermachen. Aber was den Bürger und Landmann betrifft, rathe ich mit größter Strenge vorzubeugen, daß unsere Soldaten und Beamten besagtes Volk nicht mißhandeln. Die Steuern müssen mit aller Sanftmuth und Milde beigetrieben werden. Wir dürfen uns nach unserer ganzen Stellung von diesem Lande und Volke weder Anhänglichkeit

noch Vertrauen versprechen und nur strenge Mannszucht kann die Ruhe erhalten. Schon gegen unsern Namen herrscht in Bayern eine gewisse Unversöhnlichkeit, diese wird die schlimmsten Folgen nach sich ziehen, wenn sie durch Härte unserer Seits in Gährung gebracht wird. Wir erregen im Gemüthe der Bayern schon durch unser Dasein Unwillen, darum ist die höchste Behutsamkeit in unserem Verfahren nöthig. Ohne dies wird unsere Herrschaft in Bayern nicht lange dauern."

Noch im Herbste 1705 griff das Volk zu den Waffen. Lieber Bayerisch sterben, als unter dem Kaiser verderben, hieß es. Bis zum September 1705 standen gegen 40,000 Bauern, aber an verschiedenen Orten unter dem Gewehr. Abgedankte französische Unteroffiziere erschienen und suchten Ordnung in die Bewegung zu bringen. An die Spitze traten Bürger, wie Caspar Hirner, Mathes Kraus, Studenten wie Plinganser und Meindl, und etliche Wirthe. Der Adel und der Clerus wirkten, vielleicht aus richtiger Ueberlegung, dem Aufstande entgegen, aber eine schändliche Rolle spielten mehrere der ehemaligen Beamten des Kurfürsten, sie schlichen sich in das Vertrauen der Bauern ein und verriethen nachher Alles an die österreichische Regierung. Ich kann einzelne Auftritte nicht erzählen. Genug, am Christtag sollten Bauern der Ebene etwa 30,000 stark, vor München erscheinen und die Stadt nehmen. Unter dem Rufe „die Kinder, die Kinder zu retten," zogen diese braven Leute heran, aber alle ihre Plane waren bereits verrathen,

einzeln wurden sie geschlagen. Nicht besser erging es 5000 Bauern des Gebirgs, welche zu gleichem Zwecke herunterkamen. In der Christnacht rückte dieser Haufe durch die Vorstadt Au, wo die ganze Zunft der Zimmerleute sich anschlossen, über die Isarbrücke nach den Mauern und begann zu stürmen. Der Grobschmied Balthasar Maier, ein 62jähriger Riese, aus den Türkenkriegen her unter dem Namen der starke Grenadier bekannt, hob den einen Flügel des Thors am rothen Thurm aus den Angeln. Sie drangen ein; da sie aber, weil die andern Haufen schon geschlagen waren, keine Unterstützung fanden, wurden sie wieder hinausgedrängt, zogen fechtend nach Sendling zurück, verschanzten sich dort hinter dem Kirchhof und hielten aus bis auf den letzten Mann. Nachdem er viele mit seinen Keilenstreichen niedergeschmettert, fiel auch der alte Schmied Balthasar. Der Aufstand ward nach fürchterlichen Barbareien vollends niedergeschlagen.

Die Beendigung des bayrischen Aufstands hatte wichtige Folgen. Noch unter Kaiser Leopold war die Reichsacht gegen den Kurfürsten Max Emanuel, wie gegen seinen Bruder, den Erzbischof von Cöln, eingeleitet worden. Josef holte erst die Zustimmung des Kurfürstencollegiums ein und verkündigte sie dann öffentlich. Die starken, aus dem Mittelalter vererbten Ausdrücke wurden in Anwendung gebracht. Max Emanuel sei mit seinem unglücklichen Leib aus des Kaisers und Reiches Schutz in Unfrieden und Unsicherheit verfallen, also daß sich Niemand weiter an ihm vergreifen

oder verfreveln könne. Der Kaiser ließ die vier ältesten Söhne des Geächteten nach Klagenfurt abführen, sie sollten hinfort nur Grafen von Wittelsbach heißen. Schon früher habe ich bemerkt, daß durch den Westphälischen Frieden die Wiederherstellung der ehemaligen Reichsstadt Donauwörth ausbedungen, aber daß diese Anordnung von dem kurbayerischen Hause nicht beachtet worden war. Jetzt erst schritt man zur That. Nachdem der Regensburger Reichstag im Jahr nach der Schlacht bei Höchstädt auf Wiederherstellung Donauwörths angetragen hatte, setzte sie jetzt der Kaiser durch, der Kurstaat Bayern wurde vertheilt. Einige Striche trat Josef an die Nachbarn ab, namentlich erhielten die Reichsstädte Ulm und Augsburg volle Entschädigung für die schweren Verluste, die sie durch Max Emanuel erlitten hatten. Viele bayerische Güter verschenkte der Kaiser an Günstlinge. Ein großes Stück zog er als erledigtes Reichslehen an sich und schlug es zu dem Erzherzogthum ob der Ens.

Seit langer Zeit war kein deutscher Kaiser mehr so kühn aufgetreten; der Gedanke, die Reichsgewalt herzustellen, der Zügellosigkeit des hohen Adels einen ehernen Damm entgegenzuwerfen, blickte unverkennbar durch. Schrecken verbreitete sich unter den regierenden Häusern, und den österreichischen Gegnern des Prinzen Eugen schlossen sich jetzt auch deutsche Stimmen aus dem Reiche an. Als der eiserne Arm des Kaisers ward er gefürchtet. Versuche wurden gemacht, ihn als einen neuen Friedländer bei Josef I. zu ver-

dächtigen. Es sei höchst bedenklich, hieß es, einem Ausländer so große Gewalt anzuvertrauen. Ein deutscher Reichsfürst war es, der diese und ähnliche Aeußerungen fallen ließ. Als Eugen davon hörte, bemerkte er, mit Freuden ersehe er daraus, daß deutsche Reichsfürsten anfingen, Oesterreich als einen Theil des deutschen Vaterlands zu betrachten. Bisher hätten sie anders gehandelt, gern wolle er, wenn die Einheit Deutschlands zu Stande komme, alle seine Aemter und Ehren opfern, und wieder in den Stand eines Abbé zurücktreten. Im Uebrigen sei er der Meinung, daß ein tapferer Soldat sich ebensogut durch Aufopferung seines Bluts das Bürgerrecht erwerben könne, als ein Mönch durch sein Gelübde.

Eugen hatte nach den oben geschilderten Verwicklungen des Feldzugs von 1705 den Oberbefehl über das italienische Heer dem General Grafen von Reventlau übergeben und war im Januar 1706 nach Wien abgereist, um die Rüstungen für den nächsten Feldzug zu betreiben. Auf die Vorstellungen Marlboroughs, der im Spätherbst 1705 selbst nach Wien kam, verwilligten die Seemächte große Summen zu Anwerbung deutscher Söldner, die nach Italien und Spanien geschickt werden sollten. Ich kann von dem Kampf in Spanien der besseren Uebersicht wegen erst unten handeln. Der König von Preußen stellte abermals, wie im vorigen Jahre, 8000 Mann. Aber auch Ludwig XIV. entwickelte für den Feldzug des Jahres 1706 ungewöhnliche Anstrengungen. Vendome erhielt 44,000 Mann. Ein zweites,

fast gleich starkes Heer, 68 Bataillone und 80 Schwadronen, mit einem sehr großen Belagerungszeug, 172 Stücken grobem Geschütz und 65 Mörsern, wurden dem Herzoge von Lafeuillade übergeben, um die bereits begonnene Belagerung Turins, des letzten Platzes, der noch in der Gewalt des Herzogs von Savoyen war, zu Ende zu führen. Am Niederrhein stand wie früher Villeroi mit 70,000 Mann, neben ihm befehligte der geächtete Kurfürst von Bayern. Marschall Marsin bewachte mit einem vierten Heere die Mosel, mit einem fünften stand Villars dem Markgrafen von Baden gegenüber.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eugens Sieg bei Turin.

Der Anfang des Feldzugs von 1706 war für die kaiserlichen Waffen ungünstig. Den 19. April 1706 überfiel Vendome den General Reventlau in seinen Winterquartieren bei Calcinato und brachte ihm eine Niederlage bei, welche 3000 Mann kostete. Kurz zuvor hatte Eugen Wien verlassen und sich nach Roveredo begeben, um die heranziehenden Truppen zu sammeln. Er schrieb von dort unter dem 17. April, also zwei Tage vor dem Ueberfall, an den Kaiser: seine Stellung sei mißlich, es fehle am Fuhrwesen, an Brückenwagen, die Rekruten und die Ersatzpferde befänden sich noch in Bayern, er fürchte vor 6—8 Wochen nicht ins

Feld rücken zu können. Am 19. April reiste er nach Reventlaus Hauptquartier ab, erfuhr unterwegs den Unfall und eilte nun, so schnell er konnte, dem zurückweichenden geschlagenen Heere entgegen. In kurzer Zeit gelang es ihm, die Ordnung wiederherzustellen. Mehrere Male versuchte es Vendome, ihn noch weiter zurückzudrängen, aber nach einem glücklichen Gefechte zwischen der österreichischen Nachhut und einem Theile des französischen Heers verzichtete Vendome auf den Gedanken weiterer Verfolgung. Eugen bezog ein festes Lager bei St. Martino, und wartete hier die Ankunft der neuen in den Sold der Seemächte genommenen hessischen, kurpfälzischen und gothaischen Truppen ab. Darüber verstrichen die Monate Mai und Juni ohne Kriegsthaten. Indessen hatte Villeroi in Flandern gegen Marlborough die große Schlacht von Ramillies verloren, von welcher unten die Rede sein wird, weshalb Ludwig XIV. für gut fand, den bisherigen Günstling zu entlassen, und den Herzog von Vendome, als den einzigen noch übrigen Heerführer von zuverlässiger Geschicklichkeit, in das bedrohte Flandern zu senden. An Vendomes Stelle trat der Herzog von Orleans, Neffe des Königs; doch ward demselben der Marschall Marsin in der Art beigeordnet, daß ersterer nichts ohne die Zustimmung des letzteren unternehmen solle. Diese zweite Maßregel brachte der kaiserlichen Sache noch größern Vortheil, als Vendomes Abberufung, denn zwischen Marsin und Orleans entstand schnell Zwist, der schlimmen Einfluß auf die Führung des französischen Heeres übte.

Indessen war der kaiserliche General Graf Daun, welcher in der Citadelle von Turin den Befehl führte, von dem Belagerungsheer unter Lafeuillade aufs Aeußerste bedrängt. Durch häufige Eilboten meldete er Eugen, daß Alles verloren sei, wenn die kaiserliche Hauptmacht sich nicht mit der kleinen Abtheilung, die dem Herzoge von Savoyen übrig geblieben war, vereinige und Turin entsetze. Eugen mußte mit einigen 30,000 Mann durch ein doppelt starkes Heer sich Bahn brechen, denn der Herzog von Orleans hielt das dreißig Meilen breite Gebiet besetzt, das zwischen dem kaiserlichen Heere und der Hauptstadt Piemonts lag. Mittelst einer Kette von Märschen, die 34 Tage dauerten, und die er so einrichtete, daß er dem Feinde, obgleich derselbe im Ganzen weit an Zahl überlegen war, stets eine stärkere Abtheilung entgegensetzte, und darum keine Schlacht zu liefern brauchte, bei erstickender Sonnenhitze und unter unsäglichen Beschwerden seiner Soldaten, bewerkstelligte Eugen den 1. September 1706 seine Vereinigung mit dem kleinen Heere Viktor Emanuels, und rückte den 6. September Abends bis vor die von den Franzosen um Turin aufgeworfenen Belagerungswerke. Der Herzog von Orleans hatte sich etliche Tage früher gleichfalls vor Turin gezogen und mit dem Heere Lafeuillade's vereinigt. Zusammen zählten sie etwa 43,000 Mann, so tief war bereits theils durch die von Lafeuillade mit wenig Geschicklichkeit betriebenen Belagerungsarbeiten, theils durch die Anstrengungen der ewigen Märsche und durch Krankheiten

das französische Heer geschwächt. Den 1. September wurde ein Kriegsrath im französischen Lager gehalten, welchem alle anwesende Generallieutenants im Ganzen anwohnten. Der Herzog von Orleans, nur durch eine Stimme unterstützt, verlangte, man solle die Belagerung aufgeben, mit gesammter Macht dem Feinde entgegenrücken und eine Schlacht liefern. Die Mehrzahl verwarf diesen Vorschlag und bestand darauf, daß die Belagerung fortgesetzt werde, denn völlig undenkbar sei es, daß Eugen wagen werde, mit einem an Zahl geringeren Heere die von den Franzosen seit fast einem Jahre aufgeworfenen Schanzen anzugreifen. Aber was die Gegner für unmöglich hielten, das eben unternahm Eugen, obgleich er nur etwas über 30,000 Mann unter seinen Fahnen hatte.

Den 7. September 1706 Morgens mit Tagesanbruch setzte sich Eugens Heer in Bewegung, um 9 Uhr langte es auf Kanonenschußweite vor den französischen Linien an; weitere zwei Stunden dauerte es, bis die Schlachtordnung hergestellt war. Erst mit sinkender Nacht endete der Kampf und zwar mit einem herrlichen Siege Eugens. Die Franzosen verloren ihr ganzes Gepäck und Fuhrwerk, 40 Feldstücke, fast den ganzen Belagerungszeug, 118 Kanonen, 55 Mörser, 6000 Gefangene, 4000 Todte und Verwundete. Die folgenden Tage der Flucht brachten neue Einbuße, nach amtlichen Berichten war das Fußvolk auf 20,700, die Reiterei auf 4000 Pferde herabgesunken: sie flohen der französischen Grenze zu. In dem Berichte, welchen Eugen über

die Schlacht von Turin an den Kaiser abschickte, rühmt er die außerordentliche Tapferkeit des Herzogs von Savoyen und den Muth aller Truppen. Von dem Dessauer Fürsten Leopold, der die Preußen befehligte, sagte er, derselbe habe bei Turin abermals Wunder der Tapferkeit gewirkt, und er könne nicht bergen, daß die Preußen an Kühnheit, vorzüglich aber an Ordnung, die übrigen Truppen übertroffen hätten. Nach dem Siege von Turin machte sich Eugen auf, die noch von den Franzosen besetzten Plätze des obern Italiens zu nehmen. Mit Ausnahme weniger fielen sie bis gegen den März 1707. Ende September hielt Eugen seinen Einzug in Mailands Mauern und errichtete eine kaiserliche Regierung für die Lombardei. Eugen trieb zu Bezahlung seines Heeres schwere Contributionen von den kleinen italienischen Staaten ein, die bisher insgeheim oder offen die Franzosen unterstützt hatten. Auch der Pabst wurde nicht geschont, was zu Rom großes Mißfallen erregte. Der Jesuitengeneral gab seinen in Wien stationirten Ordensuntergebenen Befehl, Alles anzuwenden, daß Eugen das Vertrauen des Kaisers verliere. Vergeblich! Kaiser Josef war auf dieser Seite nicht zugänglich und der Feldmarschall spottet in mehreren Briefen über die unmächtige Wuth der geistlichen Herren. Eugens Ruhm erreichte damals seine Höhe. Im Laufe eines Feldzugs hatte er Italien erobert und ein doppelt so starkes Heer überwunden. Selbst in England vergaß man der Lorbeeren Marlboroughs, und die allgemeine Bewunderung wandte sich ihm zu. Entzückt über die

Nachricht von Turins Entsatz vermachte ihm eine englische Dame, die dem Tode nahe war, 2000 Pfund, und ein sterbender Gärtner die Hälfte seines Vermögens.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ludwigs Noth.

Der Schlag, welchen Ludwig XIV. in Italien erhalten hatte, war nicht der einzige, noch von zwei anderen Seiten stürmte das Unglück auf ihn ein. Im Mai 1706 hatten der geächtete Kurfürst von Bayern, der jetzt als General dem französischen Hofe diente, und der Marschall Villeroi ihre Schaaren bei Löwen, Marlborough die seinigen bei Lüttich gesammelt. Beide Heere waren so ziemlich gleich, jedes zählte über 70,000 Mann. Villeroi war vom Versailler Hofe angewiesen, nichts Bedeutendes zu unternehmen, bis Marsin, der von der Mosel her anrückte, ihm eine Verstärkung von 18 Bataillonen und 40 Schwadronen zugeführt haben würde. Marlborough suchte eine Schlacht vor Marsins Ankunft und es gelang ihm. Durch List lockte er die Franzosen aus ihren Linien heraus und griff sie den 23. Mai 1706 bei Ramillies an. Die Franzosen erlitten eine Niederlage, die nicht viel geringer war, als die bei Höchstädt oder vor Turin, sie verloren 13,000 Mann, 20 Geschütze, fast ihr ganzes Gepäck. Die Schuld des Verlusts der Schlacht lastete auf Villeroi, der große Fehler beging;

dennoch hatte er die Stirne, in dem Berichte, den er an den Hof erstattete, die Heldenthaten seines Sohnes zu rühmen und hervorzuheben, daß er selbst einen Säbelhieb über die Stirne erhalten habe. Ludwig XIV. sandte den Kriegsminister Chamillart in Person nach den Niederlanden, um sich vom Stande der Dinge zu überzeugen. Chamillart kam, sah nach, kehrte nach 5 Tagen wieder zurück und meldete den wahren Hergang. Nun erhielt Villeroi geheimen Befehl, seine Abberufung zu verlangen; seine Rolle bei Hofe war ausgespielt. Aber Vendome, der an seine Stelle trat, vermochte das Gleichgewicht nicht mehr herzustellen. Marlborough verfolgte seinen Sieg mit gewohnter Thätigkeit, den 26. Mai ergab sich Brüssel und Mecheln, den 31. Gent, in den ersten Tagen des Juni Oudenarde und Brügge, bald darauf Antwerpen. Nach 12tägiger Belagerung fiel Ostende den 6. Juli, Kortryk leistete keinen Widerstand. Den 4. August eröffnete Marlborough die Laufgräben vor Meenen, welche Festung, obgleich von 6000 Franzosen vertheidigt, den 25. August übergieng. Vendome stand während dieser Belagerung mit seinen 52,000 Mann ruhig hinter der Lys und der Dyle, er durfte keine Schlacht mehr wagen. Dendermonde ward nach dreitägiger Belagerung am 3. September genommen. Den 22. September rückte Marlborough vor die Festung Ath, welche am 4. October durch Vertrag in seine Hände fiel. Ganz Flandern, die bisherige Statthalterschaft Max Emanuels und seine letzte Hülfsquelle, war von den Verbündeten erobert, ihre Fahnen auf

der Gränze Frankreichs aufgepflanzt. Anfangs November bezog Marlborough mit seinem siegreichen Heere Winterquartiere in einer langen Linie von Damme über Brügge, Brüssel bis zum Demmerflusse.

Jetzt nach Spanien, welches Land seit einigen Jahren gleichfalls Kriegsschauplatz geworden war, das wir aber seither zur Seite liegen ließen. Ich habe früher bemerkt, daß Eugen, daß die österreichische Parthei in Spanien selbst längst verlangte, Leopolds Sohn Carl, welcher als Thronbewerber gegen Philipp von Anjou auftrat, solle in eigener Person nach Spanien kommen. Erst im Laufe des Jahrs 1704 entschloß sich der Wiener Hof zu Absendung des Prinzen, aber der Kaiser hatte kein Geld, um seinen Sohn mit den nöthigen Mitteln auszurüsten, man mußte sich auf die Großmuth der Seemächte verlassen. Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn der arme Prinz ganz in die Hände der Holländer und Engländer gerieth. Mit geringen Mitteln versehen, verließ der Erzherzog Carl Wien, nachdem ihm sein Vater den Titel eines Königs von Spanien abgetreten hatte, und gieng erst nach Holland, dann nach England. Königin Anna forderte und erhielt von ihrem Parlament 250,000 Pfund Sterling, um den neuen König auszustatten und nach der pyrenäischen Halbinsel zu befördern. Der Zugang in Spanien war ihm bereits eröffnet. König Don Pedro II. von Portugal, welcher 1683 den Thron des genannten Landes bestieg, hatte im Jahre 1701 den Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, als König von

Spanien anerkannt, aber zwei Jahre später stellten ihm die Geschäftsleute des deutschen Kaisers im Verein mit englischen und holländischen Diplomaten vor, daß er sehr Unrecht gethan habe, so zu handeln; denn wenn einmal Don Philipp fest auf Spaniens Thron sitze, mit andern Worten, wenn Philipps V. Großvater und Schutzherr Ludwig XIV. sich der Herrschaft über den Süden Europas bemächtigt habe, werde er nicht ermangeln, gegen Portugal dasselbe System zu befolgen, das einst der spanische Habsburger Philipp II. befolgte, d. h. er werde Portugal mit Spanien vereinigen. Don Pedro II. begriff dieß, trat 1703 zu der großen Allianz über und ward nun von den Engländern völlig umgarnt. Der portugiesische König machte sich verbindlich, 26,000 Mann auf die Beine zu bringen, einen Einfall in Spanien zu machen und den Oesterreicher Carl zu unterstützen. Neben diesen allgemeinen Interessen vergaßen die Engländer ihre eigenen und besonderen nicht. Ihr damaliger Gesandter in Lissabon, Methuen, schloß mit dem portugiesischen Hofe einen zweiten Vertrag, kraft dessen die Engländer sich verpflichteten, den Portugiesen ihre guten rothen und weißen Weine abzukaufen, wogegen die Portugiesen die Verbindlichkeit übernahmen, nur englische Fabrikwaaren einzuführen. Dieser berühmte Vertrag hatte zur Folge, daß die Weizenfelder in Portugal abgeschafft und durch Rebenpflanzungen ersetzt wurden, daß das Land Ueberfluß an Wein erzielte, aber kein Brod, daß die einheimische Gewerbsthätigkeit aufhörte, daß Portugal nach 30—40 Jah-

ren einem von England ausgepreßten Schwamme glich und zur erbärmlichsten Nichtigkeit herabsank.

Gemäß der 1703 abgeschlossenen Uebereinkunft führte eine vereinigte englische und holländische Flotte 1704 den österreichischen Erzherzog-König nach Lissabon, damit er von dort aus durch das versprochene portugiesische Heer nach Spanien befördert werde. Allein mit Erfüllung der Versprechungen sah es, als Carl ankam, sehr flau aus: die Festungen Portugals waren vernachlässigt, die Magazine leer, die Truppen ohne Muth, Brod und Löhnung, die Geschütze ohne Bespannung, die Anführer ohne Kriegserfahrung, dagegen voll Neides gegen jeden Ausländer. Ueberdies haderten Fagel, Anführer der holländischen, und Schomberg, General der britischen Landungstruppen, mit einander. Zwar erklärte Pedro II. den Krieg an Spanien und sein erbärmliches Heer rückte über die spanische Grenze, aber mit schlechtem Erfolg. Ludwig XIV. hatte seinem Enkel Philipp V. den Herzog von Berwyk, einen natürlichen Sohn des seligen Jakobs, mit etwa 12,000 Mann zu Hülfe geschickt. Vereint mit einem spanischen Heere trieb Dieser die Portugiesen zurück, und nahm mehrere kleine portugiesische Festungen weg, namentlich Castel Franco, den Schlüssel des Tajo. Der Krieg gerieth auf jener Seite ins Stocken, obwohl nicht durch die Fähigkeiten der Spanier, sondern durch die Erbärmlichkeit der Portugiesen. Denn gerade um jene Zeit gingen die elenden Cabalen am spanischen Hofe vor: die Orsini, andere Partheien intriguirten unter einander, und

obgleich Berwyk nützliche Dienste leistete, verlangte der spanische Hof, daß dieser Feldherr, der seinen Weg gerade aus ging, und sich nicht in das Partheitreiben einließ, von Ludwig XIV. zurückgerufen und durch den Baron Tessé, einen Günstling der Maintenon und der Orsini, ersetzt werde.

Da die Unternehmung gegen Spanien auf der Landseite nicht gelingen wollte, rieth der Prinz Georg von Hessen-Darmstadt, von dessen Verhältnissen ich früher berichtete, Barcelona, wo er fortwährend Verbindungen unterhielt, von der Seeseite anzugreifen. Wirklich wurde ein Theil der vor Lissabon liegenden alliirten Flotte hiezu bestimmt und mit wenigen Truppen versehen, über welche Prinz Georg den Befehl erhielt. Er erschien vor Barcelona, aber da er weder den Erzherzog selbst mit sich führte, noch eine hinreichende Macht besaß, wollten die Catalanen, obgleich eine große Parthei im Nordosten Spaniens österreichisch gesinnt war, nichts wagen, der Prinz Georg mußte unverrichteter Dinge umkehren. Wenn auf diese Weise die verbündete Flotte Nichts für den Erzherzog-König that, sorgten die Engländer desto besser für sich selbst. Längst hatte das weltberühmte Felsennest Gibraltar, das bekanntlich die Einfahrt in das Mittelmeer beherrscht, und, wenn von Männern vertheidigt, uneinnehmbar ist, die Begierden der Engländer gereizt. Der Madrider Hof wurde durch einen Franzosen, den Herzog von Grammont, gewarnt, daß etwas im Werke sei, aber so gränzenlos war die Fahrlässigkeit der spanischen Regierung, daß nicht das Geringste für den Platz geschah.

Die ganze Besatzung bestand aus kaum hundert Mann. Auf der Rückkehr von Barcelona fuhr die englisch-holländische Flotte in den Hafen von Gibraltar hinein und bemächtigte sich den 4. August 1704 ohne Widerstand dieser stärksten unter allen bekannten Festungen. Der englische Admiral verrieth sogleich seine wahre Absicht, statt des österreichisch-spanischen Banners pflanzte er das englische auf. Gibraltar ist seit jenem Tage bis auf den heutigen in den Händen der Briten geblieben.

Noch im Spätherbste 1704 begann Baron Tessé, der, wie ich sagte, an Berwyk's Stelle getreten war, von der Landseite her die Belagerung der Veste; und im Frühjahr 1705 erschien eine französische Flotte, um ihn von der See her zu unterstützen. Aber diese Flotte ward im April 1705 von der englischen geschlagen, worauf auch Tessé die Belagerung aufgeben mußte. Zugleich ward jetzt von Portugal aus der Krieg kräftiger betrieben. Der englische Admiral Peterborough fuhr anfangs Juni mit einer Landmacht von ungefähr 2000 Mann aus Portsmouth ab, seine Verhaltungsbefehle lauteten dahin, entweder in Italien zu landen und den damals so schwer bedrohten Herzog von Savoyen zu unterstützen, oder einen der spanischen Seehäfen anzugreifen. In Lissabon nahm er den Erzherzog-König Carl, zu Gibraltar den Prinzen Georg von Hessendarmstadt an Bord. In der Bai von Aldea, das zur Provinz Valencia gehört, landete die Flotte. Da die Einwohner großen Eifer für Don Carl und die österreichische Sache an den Tag legten, faßte

Peterborough den tollkühnen Plan, einen Eilmarsch auf Madrid zu machen, das nur 50 Meilen entfernt liegt; aber der Erzherzog und der Prinz von Darmstadt bestanden darauf, daß man nach Barcelona segle. Da es der Flotte an einer Hauptsache, nemlich an Geld gebrach, gab Peterborough, wiewohl unwillig, nach. Feindschaft herrschte seitdem zwischen ihm und dem Prinzen. Mitte August 1705 gelangten sie vor Barcelona, fanden jedoch die von Natur starken Werke dieser Stadt in gutem Zustande und mit einer Besatzung versehen, die ebenso zahlreich war, als das Landheer auf der Flotte. Peterborough erklärte sich daher gegen einen Angriff, aber der Erzherzog und der Prinz setzten durch, daß das Heer ans Land gesetzt ward. Mehrere Wochen lag dasselbe vor der Stadt, ohne Etwas auszurichten; die Führer überhäuften sich gegenseitig mit Vorwürfen und schon war die Rede davon, wieder an Bord zu gehen, als Prinz Georg den Vorschlag machte, an der Spitze von 1400 Mann das Fort Montjouy, welches Barcelona beherrscht, in der Nacht anzufallen. Durch einen Ueberläufer hatte er das Losungswort erfahren, schlich mit seinen Leuten in der Nacht vom 15. September vor das Schloß und kam bis vor den Fuß des Hauptwalls. Jetzt entstand Lärm und Prinz Georg ward von einer Stückkugel getroffen, aber Peterborough setzte den Sturm fort und nahm glücklich das Fort.

Nun strömten viele Catalanen den Fahnen des Erzherzogs zu. Von Tag zu Tag wuchs die österreichische Parthei, auch Soldaten von der Besatzung Barcelonas gingen über,

drinnen lärmte das Volk und drohte mit Empörung. Zugleich von der Flotte her und von der Landseite beschossen und im Innern bedroht, mußte Don Philipps Vicekönig Velasco den 9. Oktober 1705 die Hauptstadt Cataloniens übergeben. Am nemlichen Tage hielt Don Carlos seinen Einzug unter großem Jubel des Volks und bestätigte sofort alle alten Vorrechte und die Verfassung des Landes. Die Provinzen Aragonien und Valencia folgten dem Beispiele Cataloniens: die Städte Girona, Lerida, Mequinenza, Monzon, Tortosa, Tarragona, Cordova, erklärten sich für Carlos. Der Erzherzog hatte einen festen Fuß in Spanien gefaßt. Um diese Erfolge zu verstehen, muß man die innern Verhältnisse des Landes kennen. Die Krone Spanien ist bekanntlich durch Vereinigung der Theilreiche von Castilien, Aragonien und Catalonien entstanden. Sitz des Reiches wurde Castilien, dort gewann das unbeschränkte Königthum die Oberhand. Die Bewohner des Nordens dagegen hielten fest an ihren alten, freisinnigen Staatseinrichtungen. Daher eine tiefe Kluft zwischen den monarchischen Castilianern und den konstitutionell gesinnten Aragonesen und Catalanen. Dieser alte Haß machte sich jetzt dadurch Luft, daß letztere das österreichische, erstere das französische Banner aufwarfen.

Mit dem Frühlinge 1706 sandte Ludwig XIV. seinem bedrängten Enkel neue Hülfsvölker unter Noailles und Berwyk. Zwei Heere, das neuangekommene mit den beiden genannten Führern und das ältere, 18,000 Mann starke, unter Tesse waren im Anmarsche, das Verlorne wieder zu

gewinnen. Tesse, von einer französischen Flotte unterstützt, belagerte Barcelona. Die Stadt gerieth in große Noth. Tesse erstürmte das Schloß Montjouy; die Stadt von der See- und Landseite eingeschlossen, schien sammt Carl III. verloren. Seine Generale drangen in den König-Erzherzog, sich verkleidet fortzuschleichen, er beharrte aber darauf, das Schicksal der Bürgerschaft zu theilen und blieb. Die Einwohner hiedurch begeistert, halfen mehrere Angriffe kräftig zurückschlagen. Dadurch bekam die englisch-holländische Flotte Zeit heranzusegeln. Ein Seesieg über die fränzösischen Schiffe zwang Tesse, auch auf der Landseite die Belagerung aufzugeben. Mit genauer Noth rettete er die Trümmer seines Heeres über die Gebirge nach Roussillon. Philipp V., welcher der Belagerung persönlich angewohnt hatte, kehrte mit geringer Begleitung nach Madrid zurück, wo er den 6. Juni 1706 anlangte, aber nur, um seine Hauptstadt, durch Noth gezwungen, am folgenden Tage abermals zu verlassen. Die Seemächte hatten ihr Heer in Spanien bis auf 15,000 Mann vermehrt und den Befehl dem Lord Galway übertragen. Dieser war, verstärkt durch portugiesische Truppen unter dem Markgrafen Las Minas, in Spanien eingerückt und stand nur noch wenige Tagmärsche von Madrid. Philipp V. floh nach Burgos, zehn Tage nach seiner Abreise rückten die Engländer ein. Indessen war auch der König-Erzherzog, Carl III., von Barcelona bis Saragossa vorgedrungen, wo er sich mit Festen und geistlichen Umzügen erlustigte. Den 25. Juni rief man ihn zu Madrid als König

aus, er selbst jedoch besuchte die Hauptstadt nicht, theils, weil Berwyk nahte, theils, weil ihm das nöthige Geld zu einem Einzuge mit spanischer Pracht mangelte. Die verwittwete Königin, die, nach Toledo verbannt, dort Hof hielt, bearbeitete die Einwohner Neucastiliens zu seinen Gunsten. Portocarrero, der Urheber des unterschobenen Testaments, aber durch die neuen Günstlinge der Gemahlin Philipps verdrängt, empfing die Oesterreicher mit geistlichen Hymnen, ging später sogar nach Genua, um für Carlos ein Anlehen zu erheben. Aber bald drängte Berwyk den Lord Galway nach Valencia und nahm Madrid wieder ein, worauf Philipp V. dorthin zurückkehrte. Gleichwohl verblieben dem Gegenkönige Carl Catalonien, Valencia, Aragon, auch die Inseln Iviza, Majorka und ein Theil von Minorka. So standen die spanischen Angelegenheiten gegen Ende des Jahrs 1706. Man sieht, daß Ludwig XIV. keine Ursache hatte, mit der dortigen Lage zufrieden zu sein.

Bei diesem allgemeinen Verfall seiner Angelegenheiten gewann Ludwig XIV. im Laufe des Jahrs 1706 nur nach einer Seite hin, nemlich da, wo der französische Boden das eigentliche deutsche Reich berührte, am Oberrhein. Ursache davon war, wie früher, die Erbärmlichkeit der Reichsverfassung, die strafbare Gleichgültigkeit, welche Deutschlands hohe Aristokratie gegen alles Gemeinsame hegte. Opfer des vollendeten Mangels an Rechtssinn wurde der Markgraf Ludwig von Baden. Kurz vor seinem Ende verlor er den durch die Mühen eines ganzen Lebens erworbenen Ruhm.

Zwar an prächtigen Worten und Versprechungen, ihn unterstützen zu wollen, fehlte es nicht. Zu Anfang des Jahrs 1706 ermahnte Kaiser Josef I. die Stände aufs Ernstlichste zu Ergänzung und Vermehrung ihrer Contingente und schleunigster Ausrüstung derselben, damit der mangelhafte Erfolg des letzten Feldzugs am Rheine, dessen Schuld hauptsächlich dem deutschen Reiche beizumessen sei, ersetzt werde. Scheinbar entsprach der Regensburger Reichstag dieser Mahnung. Unter dem 29. März 1706 vereinigten sich die Stände dahin, das Reichsheer diesmal auf 120,000 Mann zu bringen, gegen Säumige nach der Strenge der Gesetze zu verfahren, auch dem Kaiser werkthätigen Beistand zu leisten, damit die abgerissenen Landschaften im Elsaß und in Italien wieder zum Reiche gebracht werden. Allein nicht weniger als drei Monate verflossen, ehe ungefähr der fünfte Theil der bewilligten Mannschaft sich in des Markgrafen Lager einfand. Die Fürsten verkauften lieber ihre Truppen in den Sold der Seemächte, statt daß sie dieselben auf ihre Kosten, der Pflicht gemäß, dem Reiche stellten.

Die Folgen blieben nicht aus. Mit 50,000 Mann rückte Villars an den Oberrhein. Was vermochte der Markgraf einer solchen Uebermacht gegenüber mit seinem kaum 30,000 zählenden Heere auszurichten, das noch überdies die Stollhofer Linien besetzt halten mußte. Er war genöthigt, die begonnene Belagerung von Fortlouis aufzugeben, das verschanzte Lager bei Drusenheim zu verlassen und auf das rechte Ufer des Rheinstromes überzusetzen. Zum Glück

für ihn mußte Villars nach der für die Franzosen so schlimmen Schlacht von Ramillies einen guten Theil seiner Truppen zu Verstärkung Vendome's nach den Niederlanden senden, sonst würde das Rheinheer größere Verluste erlitten haben.

Der Verdruß über die rücksichtslose Art, in welcher er aufgeopfert wurde, nagte am Leben des Markgrafen und er wurde in höherem Grade als sonst jähzornig, reizbar, unzugänglich für wohlgemeinten Rath. Nicht lange überlebte er seinen Ruhm. Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, Mitstreiter in 26 Feldzügen, Theilnehmer an 25 Belagerungen, Sieger in 13 Schlachten, Erbauer der Stollhofer Linien, welche acht Jahre lang das deutsche Reich schützten und gleich nach seinem Tode verloren gingen, anerkannter Meister im Vertheidigungskriege, starb den 4. Januar 1707 in seinem Schlosse zu Rastatt, kaum 52jährig, aufgerieben durch den Undank seines Vaterlandes. Eugen hatte ihn früher oft beklagt, daß seine Thätigkeit durch die Zustände des Reichs gehemmt ward, wo bei den wichtigsten Geschäften so viele Köpfe mitzusprechen berechtigt seien, die für die gemeinsame Sache kein Gefühl, und darum auch keinen Sinn für Zusammenwirken hätten. Als er Ludwigs Tod vernahm, schrieb er an den Grafen Strattmann aus Mailand unter dem 17. Januar 1707: „Das Ableben des Prinzen von Baden hat mich erschüttert. Kein Todesfall setzte mir seit langer Zeit in gleichem Maße zu; denn nur mir allein ist bekannt, was ich sowohl ihm als dem Herzoge von

Lothringen in meiner kriegerischen Laufbahn verdanke, ohne diese beiden Männer wären meine Anlagen zum Feldherrn nie ausgebildet worden. Das Uebrige, was unsere freundschaftlichen Beziehungen betrifft, will ich in mich verschließen, denn Euer Excellenz wissen, wie sehr man sich auf gewisser Seite bemühte, uns wo nicht ganz zu trennen, so doch in eine dem gemeinen Wesen schädliche Spannung zu versetzen. Der Prinz von Baden hat durch seine Handlungen bewiesen, daß die Fortdauer unseres freundlichen Verhältnisses mehr Sache des Verstandes, als des Gemüthes war. Unser durch manche Widerwärtigkeiten geprüftes Zusammenwirken hatte nur das Beste des Staats zum Zwecke. In dieser vollen Ueberzeugung wußten wir uns über die heftigsten Kabalen wegzusetzen. Der Kaiser verliert an ihm einen seiner besten Feldherrn. War er nicht allzeit glücklich, so ist er doch der Einzige, der den Trost mit ins Grab nahm, eigentlich nie besiegt worden zu sein. Was beim Herzoge von Lothringen, unserem gemeinschaftlichen Lehrer, die Hitze bewirkte, das that bei ihm die Ueberlegung. Stets kämpfte er mit klarer Voraussicht seiner künftigen Stellung, selbst im Falle sein Unternehmen fehlschlug." Der Erfolg rechtfertigte diese Lobsprüche, wenige Monate später erfuhr das deutsche Reich, was es an dem Markgrafen verloren hatte.

Zu Anfang des Jahrs 1707 standen die französischen Angelegenheiten so schlecht, daß Ludwig XIV. irgend Etwas thun mußte, um sich den einen oder andern Gegner vom Halse zu schaffen. Unmöglich konnte er fürder, wie bisher,

nach zwei Seiten die Stirne bieten, zugleich in Italien, in Spanien, am Oberrhein, an der Mosel und in Flandern Heere aufstellen. Er beschloß, Italien sich selbst zu überlassen. Schon zu Ende des Jahrs 1706 hatte der Versailler Hof dem Prinzen Eugenius Anträge wegen gänzlicher Räumung Italiens gemacht. Eugen berichtete über diesen Gegenstand an den Kaiser und erhielt Vollmachten. Unter dem 11. März ward ein Vertrag gezeichnet, kraft dessen sich die Könige Ludwig XIV. von Frankreich und dessen Enkel Philipp V. von Spanien verbindlich machten, alle ihre Truppen aus Italien herauszuziehen. Außer der eisernen Noth leiteten König Ludwig bei dieser Uebereinkunft noch einige verborgene Zwecke: erstlich wollte er die kleinen französischen Abtheilungen, die noch in italienischen Plätzen lagen, vor Gefangenschaft retten; zweitens die bisher in Italien verwendeten Streitkräfte nach Spanien werfen und dort den Fortschritten der Verbündeten Gränzen stecken; endlich drittens hoffte er Zwietracht unter den Mitgliedern der großen Allianz auszusäen, wenn sie gewahr würden, daß der Kaiser für sich und zum eigenen Vortheil mit den Franzosen unterhandle. In der That regte sich bei den Andern solche Eifersucht, daß nur durch Marlborough und des Rathspensionarius Heinsius kluge Vermittlung ein Bruch verhindert ward. Vom 20. März bis zum 6. April 1707 zogen die Franzosen, die noch in Italien standen, mit Waffen, Gepäck, Geschütz ab und wurden nach Susa geleitet. Finale ging am

26. März, Mirandola am 29. d. M., Mantua, Sabionetta und Cremona am 1. April in Eugens Hände über.

In Spanien traten die ersten Folgen des neuen Vertrags hervor, der König-Erzherzog Carl, Leopolds Sohn, bewies damals, daß er wenig Fähigkeit besaß, einen bestrittenen Thron zu erringen. Er führte drückende Steuern in Catalonien ein, theilweise, um einen Palast zu bauen, dessen Besitz doch nichts weniger als sicher war. Nicht minder entfremdete er sich die Herzen seiner neuen Unterthanen dadurch, daß er die Eingebornen zurücksetzte und fast lauter Fremdlinge in seinen Rath zog. Unter den Generalen herrschte Uneinigkeit. Peterborough war der Ansicht, daß man in Catalonien bloß vertheidigungsweise verfahren solle; da er nicht durchdrang, begab er sich nach der Lombardei zu Eugen, dem er seine Ansichten auseinander setzte. Der Feldmarschall billigte dieselben und sandte gleichlautende Vorschläge an den Kaiser und den König-Erzherzog nach Barcelona. Aber indeß hatten die andern Generale, die Engländer Lord Galway und Stanhope, sowie der Portugiese Las Minas das Gegentheil gethan. Mit ihren gesammten Streitkräften, im Ganzen gegen 26,000 Mann, rückten sie hinter dem Herzoge von Berwyk her, der nur so lange wich, bis er Verstärkungen an sich gezogen hatte. Den 25. April 1707 trafen beide Heere in der Ebene von Almanza, auf der Gränze der drei Provinzen, Castilien, Valencia, Murcia, zusammen. Berwyk nahm den Kampf um so bereitwilliger an, weil der Herzog Philipp von Or-

leans, welcher an seiner Stelle den Befehl übernehmen sollte, schon in der Nähe stand und weil er vor der Rückkehr aus Spanien einen Lorbeer pflücken wollte. Die Schlacht erfolgte am 25. April 1707. Die Portugiesen, welche auf dem rechten Flügel standen, flohen, während der linke Flügel glücklich focht. Diese Flucht zog eine schimpfliche Niederlage herbei. Gegen 5000 Verbündete blieben auf dem Wahlplatz, 8000 wurden gefangen, kaum 5000 sammelte nachher Galway wieder. Der Herzog von Orleans, welcher am Tage nach erstrittenem Siege den Oberbefehl übernahm, pflückte die Früchte desselben. Nach Verfluß von zwei Monaten huldigten die Provinzen Murcia, Valencia, Aragon, dem Enkel Ludwigs XIV., Don Philipp, von Neuem. Carl III. wurde mit kaum 10,000 Mann in einen Winkel Cataloniens zurückgedrängt und erbat in höchster Noth vom Kaiser, seinem Bruder, daß dieser ihm den Prinzen Eugen, als den einzigen möglichen Retter, schicken möchte.

Auch in Deutschland nahmen die Dinge im Laufe des Jahrs 1707 eine schlimme Wendung. Ein Fremdling, König Carl XII. von Schweden, hatte sich in Folge der großen nordischen Bewegung, von welcher ich erst später im Zusammenhange reden kann, im Herzen Sachsens festgesetzt und führte eine drohende Sprache gegen den Kaiser. Ludwig XIV. bot Alles auf, um den jungen schwedischen Fürsten, der seine Plane wie ein Narr entwarf, und wie ein Held ausführte, auf seine Seite zu ziehen. Eine Zeit lang schien es, als sollten die Zeiten Gustav Adolfs erneuert

und Deutschland durch einen Bund Schwedens und Frankreichs zerfleischt werden. Der Abscheu jedoch, den Carl vor Ludwig XIV. fühlte, sowie der Einfluß Marlboroughs, den die verbündeten Mächte als ihren gemeinschaftlichen Bevollmächtigten in das schwedische Lager zu Altranstädt auf der Ebene von Leipzig schickten, bewirkten, daß Carl XII. die französischen Anträge zurückwies. Kaiser Josef I., ganz Deutschland war von einer schweren Gefahr befreit.

Zunächst mußte für die durch den Tod des Markgrafen Ludwig von Baden entstandene Lücke Vorsorge getroffen werden. Der Regensburger Reichstag verlangte erst einen Bericht über den Zustand der Stollhofer Linien. Dieser fiel so traurig aus, daß man ihn nur unter der Hand und unter dem Siegel des Geheimnisses den Gesandten mittheilte. Sofort entstand ein Streit über die Frage: ob nunmehr ein katholischer, oder aber ein protestantischer Fürst an des verstorbenen Markgrafen Stelle, der ein Katholik gewesen war, treten solle. Der Kaiser wünschte, daß man Eugen wähle. Mehrere protestantische Stände ließen Haß und Eifersucht gegen den glorreichen Savoyarden durchblicken, sie sprachen so, als ob durch ihn die deutsche Freiheit zu Grunde gehen könnte. Eugen spottete über die Thoren, in einem seiner Aufsätze meint er, um allen Leuten es recht zu machen, werde dem Kaiser zuletzt Nichts übrig bleiben, als ihm (dem Prinzen von Savoyen) ein Commando entweder in der Luft, oder im fernen Ocean zu übertragen. Zuletzt entschied die überwiegende Mehrzahl für Erwählung des Prinzen Eugenius

zum Generalfeldmarschall des heiligen römischen Reichs. Aber nun bedankte sich Eugen für die ihm zugedachte Ehre. Er meinte, es werde besser sein, wenn man ihn in Italien belasse, denn am Rheine wußte er kaum, ob er etwas Tüchtiges leisten könnte. Ohne Frage hatten die traurigen, von dem Markgrafen Ludwig gemachten Erfahrungen Eugen geschreckt, seinen wohlerworbenen Ruf für den sehr zweideutigen Vortheil eines Commandos im Dienste des heiligen deutschen Reichs zu wagen. Eugen schlug als Ersatzmann den General von Thüngen, einen vortrefflichen Soldaten, vor. Allein dies gefiel den Ständen nicht. Dem Grundsatze gemäß, daß in Bezug auf das Vorrücken zu den höchsten Posten das Dienstalter zu entscheiden habe, wählten sie zum Reichsfeldmarschall den lutherischen Markgrafen Christian Ernst von Baireuth, einen Herren, der allerdings schon viele viele Dienstjahre zählte und ein abgelebter Greis war, aber auch nicht eine einzige der Eigenschaften besaß, welche zur Führung des Oberbefehls über ein selbstständiges Heer berechtigen.

Die Mannschaft in den Stollhofer Linien, an deren Spitze der eben erwähnte Beschluß den Baireuther Markgrafen stellte, zählte gegen 35,000 Mann. Drüben im Elsaß stand Villars mit 66 Bataillonen und 108 Schwadronen, im Ganzen 44,000 Streitern. Der alte Markgraf überließ sich der größten Sorglosigkeit, da er durch seine Spione in Erfahrung brachte, daß Villars mit seinen Offizieren in Straßburg bloß dem Vergnügen lebe und von Gastmahl zu

Gastmahl, von Ball zu Ball flattere. Aber nach einer durchtanzten Nacht rückte Villars den 22. Mai 1707 unversehens über den Rhein, griff die Stollhofer Linien an, erstürmte sie den 23., eroberte sämmtliche Kanonen, 160 an der Zahl, das letzte dem Reiche gehörige Geschütz, und andere bedeutende Vorräthe. Der Reichsfeldmarschall gerieth in solchen Schrecken, daß er bis hinter schwäbisch Gmünd zurückwich, und ganz Baden, die Pfalz, halb Schwaben preisgab. Alsbald drang Villars nach Stuttgart vor, wie ein Schwarm Heuschrecken verbreiteten sich französische Streifpartheien über Schwaben. Das ganze Frühjahr hatte sich der Reichstag vergeblich abgemüht, eine Kriegskasse von 200,000 Gulden aufzubringen, jetzt beutelte Villars neun Millionen zusammen. Endlich erholte sich das Reichsheer von seiner Bestürzung, theils, weil die Franzosen selbst nicht den Muth hatten, weiter vorzurücken, theils, weil der kaiserliche General, Graf Heister, Hülfe brachte. Ein rascher Marsch desselben über Krailsheim und Heilbronn gegen Philippsburg nöthigte den Marschall Villars zum Rückzug in das Rheinthal.

Der Markgraf von Baireuth, der in der ersten Zeit seiner Reichsmarschallswürde so schlimme Proben der Geschicklichkeit abgelegt, dankte freiwillig ab. Nun wurde auf Betreiben der Seemächte und Marlboroughs die erledigte Stelle dem Herzoge Georg Ludwig von Lüneburg-Hannover angeboten, dessen Haus seit den letzten 20 Jahren unaufhörlich um die neunte Kurwürde sich bewarb, und damals nahe Ansprüche auf Englands Thron besaß. Georg Ludwig

nahm die Würde nur unter der Bedingung an, daß das Reichsheer beträchtlich vermehrt und mit allen Bedürfnissen ausgestattet werde. Zu diesem Zwecke machte die Reichsversammlung eine Umlage auf die zehn Kreise. Der neue Reichsfeldmarschall erließ eine strengere Kriegsordnung und warf längs des Flüßchens Alb Linien auf, die leichter zu vertheidigen waren, als die von Stollhofen. Außer einem glücklichen Ueberfall, den Graf Mercy unweit Offenburg gegen eine Abtheilung französischer Reiterei ausführte, kam es in diesem Jahre am Oberrhein zu keinem Treffen mehr. Wegen Mangels an Lebensmitteln gieng Villars, nachdem er zuvor die Stadt Baden rein ausgeplündert hatte, über den Rhein zurück, und auch die deutsche Reichsarmee bezog Winterquartiere.

In Italien wurde der Feldzug des Jahrs 1707 durch Eroberung Neapels eröffnet, welche Eugen dem tapferen Vertheidiger Turins, Feldzeugmeister Daun, übertrug. Derselbe erhielt 5 kaiserliche Regimenter zu Fuß, eben so viele zu Roß, 12 Geschütze: im Ganzen 13,000 Mann. Mitte Mai standen diese Truppen unweit Modena. Obgleich der Pabst heftig gegen den Marsch durch sein Gebiet sich verwahrte, nahm man auf diese Einsprüche keine Rücksicht, weil zu Land kein anderer Weg aus Lombardien nach Neapel führt, als mitten durch den Kirchenstaat hindurch. Ende Juni langte Daun auf der neapolitanischen Gränze an. Der spanische Vicekönig, Herzog von Eskalona, hatte nur wenige Truppen, welche er in Neapel zusammenzog, dagegen be-

waffnete er die Bürgerschaft. Als Daun in die Abruzzen einrückte, schickte ihm Eskalona den Herzog von Castiglione und den Fürsten Bisaccia mit einigen tausend Mann entgegen, beide wichen jedoch, ohne ein Gefecht zu wagen, wieder nach Neapel zurück. Ohne Schwertstreich besetzte der Feldzeugmeister Capua und Aversa und erschien den 7. Juli vor Neapel, von wo der Vicekönig sich nach der Festung Gaeta geflüchtet hatte. Volk und Geistlichkeit empfieng die Kaiserlichen als Befreier vom bourbonischen Joche. Die Hauptstadt ergab sich und der kaiserliche General Martinez ward als Vicekönig eingesetzt. Der Pöbel zertrümmerte Philipps V. Bildsäule und warf sie ins Meer. In den Abruzzen hielten sich noch einige spanische Besatzungen, sie wurden aber von General Wetzel gleichfalls bezwungen. Daun selbst belagerte Gaeta vom 22. August bis zum 1. September, an welchem Tage die Kaiserlichen das Felsennest erstürmten. Diese That kostete bloß 300 Mann. Unter dem 13. October berichtete Daun an Eugen über die gelungenen Unternehmungen in folgenden Ausdrücken: „Die Eroberung Neapels ist mit dem Falle von Gaeta beendigt, der Schwierigkeiten nicht wenige waren zu beseitigen: hätte der Herzog von Eskalona und sein Sohn, der Graf Steffaneo, sich nicht durch ihre Gelderpressungen den Haß aller Neapolitaner zugezogen und wären letztere ein menschlicher Ausbildung fähiges Volk, so würde es uns schlecht ergangen sein. Die Franzosen hatten Nichts versäumt, um die Menge wider uns aufzureizen, aber dieses Volk ist gleich-

gültig gegen den Umsturz seiner Verfassung. Gott gebe, daß unsere Besitznahme nicht durch den bösen Charakter der Nation untergraben wird. Einige wenige achtungswerthe Familien ausgenommen, gleichen die Neapolitaner mehr Thieren als Menschen. Bei jeder Gelegenheit fällt mir die Bemerkung E. Durchl. über die Neapolitaner ein, daß man ihnen Maulkörbe anlegen, aber dieselben stets mit Honig bestreichen müsse, damit sie der Beschwerden des Jochs vergessen."

Indeß hatte Eugen von Piemont aus wider seinen Willen einen Zug vor Toulon gemacht, der, wie er vorausgesehen, mißglückte. Der kaiserliche Feldmarschall wollte die Eroberung Neapels abwarten, dann erst in die Dauphine einbrechen, dort einige Plätze besetzen, die Protestanten des südlichen Frankreichs oder die Camisarden in die Waffen rufen und so den Franzosen ein Feuer am eigenen Heerde anzünden. Zu gleicher Zeit sollte Marlborough von Flandern her in Frankreich einfallen. Aber der Herzog von Savoyen kam auf einen Plan zurück, den er schon in früheren Zeiten gefaßt hatte, nemlich Toulon zu erobern. Mit aller Macht unterstützten die Seemächte diesen Vorschlag, der ihren Interessen ganz entsprach. Toulon war der einzige französische Kriegshafen am Mittelmeere, 3000 Kanonen, große Magazine, ein Arsenal von unschätzbarem Werthe fanden sich dort aufgehäuft: welch ein Bissen für die Engländer und Holländer, wenn der Platz fiel. Auf ein Jahrhundert würde dadurch die Seemacht Frankreichs

zu Grunde gerichtet worden sein. Aber Eugen sah die ganze Schwierigkeit des Unternehmens ein. Er schrieb damals: „So wie ich den Charakter der Franzosen, ihre Vaterlandsliebe, ihre rasche Entschlossenheit kenne, werden sie sich, sobald wir ihren Boden betreten, in Masse gegen uns erheben und nicht ruhen, bis wir wieder zum Lande hinausgeworfen sind." Seine Vorstellungen fruchteten Nichts; da die Seemächte und der Herzog Victor Amadeus zusammenspielten, mußte er sich fügen. Die Seemächte untergaben dem Befehle des Herzogs 25,000 in ihren Sold übernommene deutsche Truppen, Eugen schloß sich mit 12,000 kaiserlichen an. Ende Juni zog das vereinigte Heer in 4 Säulen von Turin die Stura hinauf gegen Coni, von da über den Col die Tenda und das Hochgebirge nach dem Var, dem Grenzfluße zwischen Piemont und Frankreich, der unweit Nizza ins Mittelmeer fällt. Das kleine französische Heer, das dort stand, wurde zurückgedrängt, der Marsch über Cannes durchs französische Gebirge fortgesetzt. Unwirthbar, steinigt, baumlos ist das dortige Land, oft auf Tagmärsche kaum ein Dorf zu finden, die Sonne drückte mit versengender Glut, viele Soldaten verschmachteten am Wege. Als endlich das Heer nach einem fast 30tägigen Marsche Ende Juli in die Wein-, Oel-, Feigen-Gärten der Provence unweit Toulon herunterstieg, brach großer Jubel aus, das Ziel solcher Beschwerden erreicht zu haben. Mit Begierde erwartete man den Befehl, unverzüglich auf die Stadt loszustürzen, denn nur im Schrecken des ersten An-

laufs konnte Toulon, das damals wenige Vertheidiger zählte, genommen werden. Statt dessen erfolgte die Weisung, ein regelmäßiges Lager zu beziehen. Kostbare unersetzliche Tage gingen verloren. Mit diesem Aufenthalt verhielt es sich so. Zu gleicher Zeit, da Eugens und Victor Emanuels Heer gegen Toulon anrückte, segelte eine vereinigte holländisch-englische Flotte unter dem Befehl des Admirals Schovel von Genua nach Toulon, längs der Küste nicht fern vom Landheere. Der Admiral hatte die Unterstützungsgelder, welche von den Seemächten für Victor Emanuel bewilligt worden, an Bord, war aber angewiesen, dieselben erst nach vollbrachtem Werke, d. h. nach der Einnahme Toulons auszubezahlen. Wie nun das Heer unweit Toulon ankam, lud der savoyische Herzog den Admiral zu einer Unterredung ein und forderte das Geld. Schovel erklärte, daß er dasselbe erst, wenn Toulon gefallen sei, überliefern könne. Dies ärgerte den Herzog, durch jenen Aufschub wollte er den Admiral zur Ausbezahlung nöthigen. Aber Victors Verfahren zog das Mißlingen der ganzen Unternehmung nach sich. Die Franzosen erhielten Zeit, ihre Rüstungen zu vollenden, und man muß bekennen, daß sie den Voraussagen Eugens gemäß außerordentliche Thätigkeit bewiesen. Die französische Marine sperrte den Hafen durch 17 versenkte Schiffe, und von allen Seiten her zog Baron Tesse, der vom Versailler Hof mit Leitung des Kampfes beauftragt worden war, Verstärkungen an sich. Der Provenzalische Adel rückte mit seinen Lehensleuten in die bedrohte Festung,

er gab sein Silber, sein Gold, seine Juwelen her, um die Arbeiter an den Festungswerken zu bezahlen. Innerhalb 10 Tagen war ein französisches Heer in drei verschanzten Lagern nördlich und westlich von der Stadt versammelt, an Zahl den Verbündeten überlegen. Ein zweites, früher nach Catalonien bestimmtes, Heer führte der Dauphin Herzog von Burgund herbei. Berwyk wurde von der spanischen Grenze, andere bedeutende Verstärkungen wurden von dem Flanderschen Heer und dem des Mittelrheins herbeigerufen. Den 30. Juli erstürmten die Verbündeten eine verschanzte Anhöhe, St. Catharina genannt, und begannen die Stadt zu beschießen. Aber die Belagerten machten glückliche Ausfälle und nahmen auch die Schanzen von St. Catharina wieder und die holländisch-englische Flotte vermochte nicht, in den Hafen einzudringen. Bei den Belagerern riß überdieß Mangel ein, und schon rückten verschiedene französische Abtheilungen nach den Alpen, um dem Heere, dessen nahen Rückzug man voraussah, den Weg nach Piemont abzuschneiden. In einem Briefe, den Eugen unter dem 20. August 1707 an den Herzog von Marlborough abschickte, spricht er die Nothwendigkeit aus, die Belagerung aufzuheben. Es war höchste Zeit, schon näherten sich die Verstärkungen aus Brabant und dem Elsaß und überdieß lief von Wien die schlaue Nachricht ein, daß König Carl XII. von Schweden, durch Ludwig XIV. aufgereizt, die Drohung ausgesprochen habe, in Schlesien einzufallen, wenn Toulon eingenommen würde. Victor Amadeus spielte, seit die

Sachen schief giengen, eine treulose Rolle gegenüber Eugen. Er hatte den Zug veranlaßt, aber nunmehr, da die Aufhebung der Belagerung so gut als entschieden war, stellte er sich, als habe er mit dem Unternehmen Nichts zu schaffen, und verwies alle, die Befehle einholen wollten, an Eugen, als den einzigen Lenker des Zugs.

In der Nacht vom 21. auf den 22. August 1707 wurde die Belagerung aufgehoben und der Rückzug angetreten. Eugen bewährte bei dieser Gelegenheit sein hohes Talent. Ungeachtet die französischen Streitkräfte den verbündeten weit überlegen waren — das Heer der letzteren hatte durch Ausreißer, durch Krankheiten, durchs Schwert gegen 13,000 Mann verloren, ungeachtet überall das Volk sich in Waffen gegen die Fremdlinge erhob, erreichten Eugen und Victor Amadeus ohne wesentlichen Verlust die piemontesische Grenze. Um den Feldzug des Jahrs 1707 noch mit einer nützlichen Waffenthat zu schließen, beschloß Eugen nach der Rückkehr die Belagerung der wichtigen Stadt Susa, die nach Abschluß des letzten Vertrags, der die Räumung Italiens entschied, in den Händen der Franzosen geblieben war. Vom 27. September bis zum 2. October unausgesetzt beschossen, ergab sich Susa den 3. October.

Indessen wurden die Verhältnisse und Verwicklungen zwischen dem Kaiser oder Eugen einer- und dem römischen Stuhle andererseits, immer heiklicher und bitterer. Schon im Frühjahre 1707 hatte der Pabst — Clemens XI. aus der Familie Albani — aufs Aeußerste gereizt durch die

Kriegssteuern, welche der kaiserliche Feldmarschall von den italienischen Fürsten eintrieb, Eugen in einem Briefe Kirchenräuber gescholten. Man sandte ihm von Wien aus eine Abschrift. Er erwiederte: „Ich werde die Unbilden, die mir wegen meiner Sorge für das Beste des Staates widerfahren, mit großer Gelassenheit ertragen, aber meine Pflichten als Befehlshaber des Heeres nur um so strenger erfüllen. Wenn ich auch auf der Liste der Kirchenräuber stehe, so hoffe ich doch auf dem Todbette einer Absolution würdig zu sein, da ich beweisen kann, daß ich mit dem angeblich geraubten Gute meine Soldaten vor Hungersterben schützte, während auf Befehl des hl. Vaters die mit dem Erbfeind der Christenheit, den Türken, verbündeten Franzosen mit Allem versehen wurden, dem Kaiser dagegen, dem Beschützer der Christenheit, aller ersinnliche Abbruch geschah." Solche Spannung herrschte schon im Frühjahr. Nachdem durch den neulichen Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Versailler Hofe durch letztern die Fürsten von Mantua und Mirandola aufgeopfert worden waren, vollstreckte Kaiser Josef die schon von seinem Vater angedrohte Reichsacht wider beide. Die Acht und Aberacht ward gegen sie als Verräther des germanischen Reichs, dessen Lehenträger sie waren, gemäß dem Buchstaben des Lehenrechts ausgesprochen, ihre Länder eingezogen, auch behauptete der Kaiser die Lehenspflichtigkeit von Parma, Piacenza und Comachio, welche Landschaften der Pabst als Lehen des Stuhles Petri behandelt wissen wollte. Endlich kam als letzter Zunder des

Grolls noch der Durchmarsch des Heers unter Daun nach Neapel hinzu. Clemens drohte, den Bannstrahl wider den Kaiser, Eugen und seine Kriegsvölker zu schleudern. Eugen schrieb deßhalb an den kaiserlich gesinnten Cardinal Grimani: „Der hl. Vater möge bedenken, daß der Glanz seiner weltlichen Würde fast einzig auf der Anhänglichkeit des deutschen Kaiserthums beruhe und daß mit dem Verlust der katholischen Hälfte Deutschlands auch Petri weltliches Fürstenthum einstürze. Er solle doch nicht glauben, daß sein Ansehen mehr durch die französische als durch die deutsche Kirche erhalten werde. Nur so lange wird Frankreich den Pabst schützen, als das deutsche Reich im Stande ist, seine Verfassung zu behaupten. Mit dem Verfalle dieser Verfassung hört unwiederbringlich Pabstthum, Kaiserthum und die römische Königswürde auf. Je mehr die Curie gegen das Haus Oesterreich mit Verkleinerungen und Vorwürfen zu Felde zieht, desto mehr wird des Pabstes Macht, Ansehen und die Anhänglichkeit der Fürsten an ihn abnehmen. Europa ist wie Deutschland bereits in Partheien getheilt, und die Katholiken machen nicht mehr die Mehrzahl aus, denn Frankreich wird sich alle Zeit auf die Seite des Stärkeren neigen. Es soll mir sehr schmerzlich sein, wenn der hl. Vater sein Ansehen als weltlicher Fürst bloßstellt, was ihm unausweichlich bevorsteht, wenn er seine Drohungen nicht bald mit einem seiner geistlichen Würde angemesseneren Betragen vertauscht. Denn sobald die Herrscher einmal die politische Achtung, die sie selbst einander schuldig sind, bei Seite

setzen, so erhalten die Völker erwünschten Anlaß, ein Gleiches auch gegen ihre Regenten zu wagen."

Merkwürdiger Brief! Sah nicht Eugen die Zukunft voraus! Der Pabst gab jedoch nicht nach. „Ich vertheidige," erklärte er, „die Sache Christi, der wird mir Stärke verleihen, und wenn der Kaiser sich nicht schämt, die Kirche und Gott zu betrügen, wenn er fürder von der Frömmigkeit seiner Vorfahren und besonders seines dem hl. Stuhle so treuergebenen Vaters Leopold abweicht, so soll er wissen, daß derselbe Gott, welcher Königreiche verleiht, auch Macht hat, sie zu nehmen." Clemens gab Befehl, 25,000 Soldaten zu werben. Der Kaiser und Eugen ließen sich nicht einschüchtern. Wäre aus dieser Rüstung Ernst geworden, so würde es wohl den 25,000 Soldaten des hl. Petrus nicht zum Besten ergangen sein. Gut war es für beide Theile, daß es nicht zum Aeußersten kam.

Noch ist übrig zu berichten, was im Laufe des Jahrs 1707 in Flandern vorging. Dort standen fortwährend Vendome und der geächtete Bayerfürst gegen Marlborough. Beide Theile waren gleich stark. Die Holländer hatten wieder das schon früher befolgte, aber durch den Unwillen des eigenen Volks für eine Zeit lang unterbrochene, System hervorgesucht, dem Oberfeldherrn vorzuschreiben, daß er jeden Anschlag erst den Generalstaaten zur Prüfung übergeben müsse. Marlboroughs vertrauliche Briefe sind voll von Aeußerungen des Unwillens darüber, daß der vortreffliche Geist seiner Truppen, durch die eben beschriebenen Maß-

regeln gelähmt, in ängstlichem Vertheidigungskriege verrauche. Auch Vendome mied einen Zusammenstoß, weil er sich scheute, das Schicksal Frankreichs, das hauptsächlich von seinem Heere abhing, dem unsichern Ausgang einer Schlacht anheim zu geben. Er verbreitete absichtlich das Gerücht großer Ueberlegenheit seines Heeres an Zahl, das bei den holländischen Felddeputirten Glauben fand, er nahm einen hohen Ton an, welcher seiner behaupteten Uebermacht zu entsprechen schien, und vermied dadurch ein Treffen. Nachdem beide Heere thatenlos den Sommer hindurch gegenüber gelegen, bezogen sie im October Winterquartiere. Vendome trieb im Laufe des Sommers 1707 den früher beschriebenen Hang zur Bequemlichkeit so weit, daß seine Hausgenossen häufig Befehl erhielten, Niemand vor ihn zu lassen, wer es auch sei. Einmal ereignete es sich, daß sein Generalquartiermeister Puysegür sich nicht bis zu ihm Bahn brechen konnte, um ihm zu melden, daß der Feind heranziehe. Puysegür eilte zu dem Kurfürsten von Bayern: dieser ließ die Thüre zu Vendomes Schlafzimmer aufbrechen. Vendome lag im Bette und wollte auch jetzt keine Entscheidung ertheilen, und gab Puysegür Befehl zum Rückzuge.

Zu Anfang des Jahrs 1708, dem siebenten des Kriegs, herrschte in Frankreich solche Finanznoth, daß Ludwig XIV. genöthigt war, auf einen Theil seiner Kroneinkünfte zu verzichten, die Besoldungen der Prinzen und Minister zu beschränken. Der Hof verlangte neue Steuern: längst waren Licht, Brod, Wein, Kauf und Verkauf mit Abgaben belegt,

jetzt schrieb man eine Auflage auf Taufen und Heirathen aus. Noch größer war aber der Geldmangel in Oesterreich. Eugen klagt, daß seine Soldaten nicht einmal Brod erhielten, daß mehrere der in kaiserlichen Sold übernommenen Regimenter aus dem Reiche seit 7 Monaten keinen Kreuzer empfangen hätten. In einem seiner Briefe bezeichnet er die Fahrläßigkeit der Minister, welche zu Wien mit Farospiel ungeheure Summen verschwendeten und ihre Verwandte und Schützlinge trefflich zu versorgen wußten, als die wahre Ursache dieses Mangels. Neid gegen seinen Ruhm wirkte auch mit. „Als ich den 22. März 1706 der Sitzung des geheimen Rathes anwohnte," schreibt er unter dem 16. Februar 1707 an den Fürsten von Salm, „sagte man mir ins Angesicht: das Haus Oesterreich habe seit des Friedländers Zeiten den Grundsatz aufgestellt, nie mehr den Degen und den Beutel in eine Hand niederzulegen." Es kitzelte die Minister, dem ruhmgekrönten Feldherrn, den Alles bewunderte, zeigen zu können, daß sie mehr zu sagen hätten, als er, und daß er sie brauche. So ging es unter Kaiser Josef I. her, den Eugen seinen Freund nannte. Welche Beharrlichkeit wurde erfordert, unter solchen Umständen die nöthigen Mittel zur Fortsetzung des Kriegs aufzutreiben!

Nachdem Eugen das italienische Heer des Kaisers in Winterquartiere verlegt und den Unterhalt desselben durch Kriegssteuern der kleinen italienischen Fürsten gesichert hatte, begab er sich nach Wien, wo er den 8. Dezember 1707 eintraf und vom Volke mit Jubel, vom Kaiser mit den

größten Ehren empfangen ward. Im März 1708 ging er nach dem Haag, um Geld von den Generalstaaten beizutreiben und den Plan des bevorstehenden Feldzugs mit Marlborough zu berathen. Im Verein mit dem holländischen Rathspensionarius Heinsius arbeiteten sie denselben aus; zwei Entwürfe wurden gemacht, von denen der eine wirklich ausgeführt aber geheim gehalten, der andere den verbündeten Mächten vorgelegt werden sollte. Letzterer ging im Allgemeinen dahin, zwei Heere zum Angriff auf Frankreich in Bewegung zu setzen. Das eine unter Marlborough in den Niederlanden, das andere unter Eugen an der Mosel, wobei man auf den im Jahre 1707 vereitelten Anschlag eines Marsches durch Lothringen in das Innere Frankreichs zurückkam. Die wahre, geheim gehaltene Absicht war, beide Heere durch Eilmärsche in den Niederlanden zu vereinigen und die Franzosen unvermuthet zu überfallen. Noch war die weitere Aufgabe übrig, Geld und Soldaten von den Reichsfürsten zu erlangen. Der Kurpfälzer erklärte, ehe er Truppen stelle, müsse man ihm vorher alle von seinem Hause während des 30jährigen Kriegs an die bayrische Linie verlorenen Würden und Besitzungen auf Kosten des geächteten Max Emanuel zurückgeben. Der Landgraf von Hessenkassel und der König August I. von Polen als Kurfürst von Sachsen traten mit ähnlichen Ansprüchen auf. Eugen übernahm es, die Unterhandlungen mit Hessen, Pfalz und Sachsen auf eigene Faust zu beendigen, nicht gleiches Selbstvertrauen hegte er in Bezug auf Hannover. Er bat Marlborough,

ihn bei diesem Herrn zu unterstützen. Der Hannoveraner, von dessen Kriegsthaten Niemand etwas wußte, hatte die Phantasie, in Eugen einen Nebenbuhler militärischen Ruhmes zu hassen, und zu behaupten, daß dieser Savoyarde seinen Verdiensten und der richtigen Würdigung seines eigenen Werths verdunkelnd im Wege stehe; er beklagte sich, erstens daß Eugen und Marlborough den Kriegsplan entworfen hätten, ohne ihn beizuziehen, zweitens daß Eugen sich herausnehme, ein Heer an der Mosel, also auf deutschem Boden, befehligen zu wollen, während doch Kurfürst Georg Ludwig des heiligen römischen Reichs oberster Feldmarschall sei; er brauchte Redensarten, wie folgende: seine Truppen seien von so anerkannter ausgezeichneter Vortrefflichkeit, daß er ihnen keine untergeordnete Stellung zuweisen, sie nicht zerstückeln, noch zur Verstärkung anderer Heere verwenden lassen könne, sondern darauf bestehen müsse, daß sie vereint bleiben und da gebraucht würden, wo es sich um die wichtigsten Unternehmungen, um die Entscheidung des ganzen Krieges handle. Eugen und Marlborough hatten einen schweren Stand zu Hannover. Zum Glück lag den Forderungen und Beschwerden Georg Ludwigs ein geheimer Wunsch zu Grunde, der sich verwirklichen ließ. Der letzte Gedanke des Herzogs war nemlich, daß seinem Hause die Kurwürde, welche der Linie von Hannover, wie ich Ihnen, meine Herren, früher berichtete, schon 1692 vom Kaiser zuerkannt, aber gegen das Widerstreben vieler Reichsstände wieder verweigert worden war, endlich in allen Formen er-

theilt werde. Der Kaiser versprach, das Aeußerste zu thun für Beilegung dieser Angelegenheit, und Eugen machte sich verbindlich, 3000 Mann vom Moselheere und 2000 neugeworbene kaiserliche Reiter unter Georg Ludwigs Befehle zu stellen. Josef I. hielt Wort. Ende Juni 1708 erkannte der Regensburger Reichstag die Verleihung der Kurwürde an das Haus Hannover an, und alsbald bezog der neue Kurfürst mit seinen unübertrefflichen Haustruppen die Ettlinger Linien, wo er auch die übrigen Theile des Reichsheeres zusammenzog.

Die Vorbereitungen zum Kriege hatten dießmal so lange gedauert, daß Marlborough erst im Sommer ins Feld rückte. Ersterer sammelte sein Heer bei Brüssel, Eugen schlug ein Lager bei Alken auf dem rechten Moselufer.

Indessen waren die Franzosen zuvorgekommen. Sie hatten folgenden Plan. Mit einem sehr starken Heere sollte Vendome in Flandern vordringen und womöglich durch eine Hauptschlacht den Krieg zu beendigen suchen. Der Kurfürst von Bayern ward angewiesen, mit einem zweiten Heere nach seinen Erbstaaten zu rücken. Die Gränze gegen Italien bewachte Villars, damit kein neuer Zug nach Toulon unternommen werde. Noch wurde das französische Heer in Spanien verstärkt. Während Eugen, durch die verzögerte Ankunft der kurpfälzischen Truppen, welche einen Theil seines Heeres bildeten, aufgehalten, sich mit dem Herzoge von Marlborough nicht so schnell vereinigen konnte, als in dem ursprünglichen Plane ausgemacht worden war, nahmen die Franzosen unter Vendome durch Verrath die wich-

tigen Städte Gent und Brügge, sowie die Schanzen von Plassendael ein, welche den Canal von Ostende und dadurch die nächste Verbindung der Alliirten mit England beherrschten. Durch Steuern erdrückt, welche Marlborough den in den zwei letzten Feldzügen eroberten Bezirken des spanischen Flandern auferlegt hatte, sehnte sich das dortige Volk nach Veränderung der Herrschaft und begünstigte heimlich die Franzosen. Einverständnisse waren mit den Bürgerschaften von Gent und Brügge angeknüpft, beide öffneten ihre Thore. Schwer empfand Marlborough diesen doppelten Schlag, er gab Anfangs Alles verloren, und sprach von der Nothwendigkeit, auf jede Bedingung Frieden zu schließen, als die Ankunft Eugens ihn wieder ermuthigte. Eugen, der den Marsch von der Mosel nach Brüssel mit seinem 50,000 Mann starken Heere Mitte Juni angetreten hatte, erfuhr unterwegs die Verlegenheiten Marlboroughs und eilte mit wenigen Truppen voraus, um den Herzog, wenn er sogleich angegriffen werden sollte, wenigstens durch seine persönliche Anwesenheit zu unterstützen. Am 7. Juli frühe traf er mit Marlborough zusammen. In einem am folgenden Tage gehaltenen Kriegsrathe wurde beschlossen, sobald die übrigen Truppen angelangt sein würden, nach der französischen Grenze hin vorzudringen, dadurch die Rückzugslinie Vendomes zu bedrohen und die Franzosen zu einer Hauptschlacht zu nöthigen. Eugen und Marlborough führten einige zu diesem Zwecke nöthige Märsche mit einer Schnelligkeit aus, welche die Franzosen verblüffte. Am Vorabend der Schlacht von

Oudenarde besuchte Eugen seine hochbejahrte Mutter, Olympia von Soissons, welche sich seit ihrer Verbannung vom französischen Hofe nach Brüssel zurückgezogen hatte. An demselben Tage ward Marlborough von einem Fieber ergriffen. Die Aerzte wollten ihn aus dem Lager wegtragen lassen, allein das Bewußtsein von der Wichtigkeit des Augenblicks erhob den Geist über die Leiden des Körpers. Als Eugen von Brüssel zurückkam, fand er das Heer voll freudiger Erwartung des bevorstehenden Kampfs. Den 11. Juli drangen die Verbündeten gegen Oudenarde vor, das an der Schelde zwischen Gent und der französischen Gränze liegt, das französische Heer war im Rückzuge begriffen, erst Abends erfolgte der Zusammenstoß. Ueber die Ursachen, welche die fürchterliche Niederlage der Franzosen herbeiführten, haben wir sehr verschiedene Berichte. St. Simon wirft alle Schuld auf die Trägheit und Hartnäckigkeit Vendomes, von welcher er eine unglaublich klingende Schilderung entwirft. Anders lauten die englischen Nachrichten: sie sagen, daß der Herzog von Burgund, der sich bei Vendomes Heere, jedoch dem Feldmarschall untergeordnet, befand, durch Eifersucht und schlimme Rathgeber verleitet, auf unverantwortliche Weise die Befehle Vendomes durchkreuzte. Nach den Regeln der Kritik muß man letzterem Berichte den Vorzug geben. Denn hätte Vendome die Fehler gemacht, welche ihn die von St. Simon mitgetheilten Hofklatschereien begehen lassen, so müßte man annehmen, daß er zur Rechenschaft gezogen worden sein würde. Dies

ist nicht geschehen, folglich haben die englischen Aussagen, welche an Ort und Stelle von den gefangenen französischen Oberoffizieren aufgenommen worden sind, und in die Papiere Marlboroughs übergingen, Recht. Andererseits ist wohl zu begreifen, daß die französischen Hofleute, um die Ehre des Thronerben zu retten, nachtheilige Gerüchte über Vendome aussprengten. Bei sinkender Nacht den 11. Juli war die Schlacht von Oudenarde beendigt, das französische Heer befand sich in völliger Auflösung, es hatte an Todten, Verwundeten, Gefangenen, Ausreißern, 20,000 Mann verloren, während die Verbündeten laut ihren amtlichen Berichten nur 1000 Todte und 2000 Verwundete zählten, die sich unter die fünf Völker (Engländer, Preußen, Hannoveraner, Holländer, Dänen), aus welchen das siegreiche Heer bestand, verhältnißmäßig theilten. Unter den gefangenen Franzosen befand sich der Generallieutenant Marquis von Biron. Eugen lud ihn nach der Schlacht zur Tafel, pries bei dieser Gelegenheit die ausgezeichnete Tapferkeit der Schweizertruppen in französischem Sold, und fügte die Bemerkung hinzu: die Stelle eines Generalobristen derselben sei eine der schönsten in Frankreich. „Mein Vater," fuhr er fort, „war im Besitze dieses Amtes. Bei seinem Tode hofften wir, dieselbe werde auf meinen Bruder übergehen. Allein König Ludwig XIV. hielt es für angemessen, diesen Posten einem seiner natürlichen Söhne zu übertragen, statt uns dieser Ehre zu würdigen. Der König kann freilich thun, was er mag, darüber läßt sich Nichts sagen, aber anderer Seits

ist es nicht unangenehm, wenn man sich in der Lage befindet, eine geschehene Zurücksetzung vergelten zu können." Eugen ging sofort von dieser, für den französischen Hof so unangenehmen, Materie auf eine andere über. Biron bemerkte während seines gezwungenen Aufenthalts im verbündeten Lager eine fast königliche Freigebigkeit Eugens, gegen welche der Geiz und die Knickerei Marlboroughs schmählich abstach; ebenso gewahrte er, daß sämmtliche Generale und Soldaten zwar die größte Ehrfurcht gegen beide Feldherrn an den Tag legten, aber doch eine stillschweigende Vorliebe für Eugen verriethen, worüber zu Birons Verwundern Marlborough nicht die geringste Eifersucht zeigte.

Marlborough und Eugen hatten die Verfolgung des fliehenden Feindes absichtlich unterbrochen, weil bei der dichten Finsterniß einzelne Abtheilungen der Verbündeten, sich für Feinde haltend, auf einander schossen. Vendome sammelte seine Truppen hinter dem Canal von Brügge. In den nächsten Tagen nach erfochtenem Siege machte Marlborough den Vorschlag, den Schrecken der Franzosen benützend, in Frankreich einzufallen, vor Paris zu rücken und dort dem Hofe den Frieden zu dictiren. Allein während Eugen von der Mosel nach Flandern rückte, war der Herzog von Berwyk, der bis dahin, mit dem geächteten Kurfürsten von Bayern vereint, am Mittelrheine stand, mit 25,000 Mann in der Richtung von Flandern hinuntergezogen und zur Zeit der Schlacht von Oudenarde an der Sambre angekommen. Würden nun Eugen und Marl-

borough in Frankreich eingedrungen sein, so stand zu befürchten, daß Berwyk und Vendome sich vereinigen, im Rücken der Verbündeten Flandern einnehmen, dann nachrücken und das Heer Eugens und Marlboroughs nöthigen, eine voraussichtlich für sie gefährliche Schlacht im Herzen des feindlichen Landes zu wagen. Eugen widersetzte sich daher dem allzukühnen Plane. Beide kamen überein, daß Eugen die Belagerung von Lille, der Hauptstadt des französischen Flanderns, die von Vauban befestigt worden war, unternehmen und dagegen Marlborough mit seinen Truppen Eugens Heer gegen mögliche Angriffe Berwyks und Vendomes decken solle. Es bedurfte mehrere Wochen, bis Eugen den nöthigen Belagerungszeug und insbesondere die Massen von Zugthieren, welche erfordert wurden, um so viele Wagen, Stücke und Gepäck fortzuschleppen, aus dem durch den langjährigen Krieg furchtbar verödeten Lande zusammenbrachte. Die Besatzung von Lille bestand, als Eugen vor den Wällen erschien, aus 15,000 Mann, den Oberbefehl drinnen führte Marschall Boufflers, Statthalter des französischen Flandern, ein 64jähriger Greis, der bei dieser Gelegenheit hohen Ruhm erwarb. Die Art, in der sich Eugen und Marlborough Lille näherten, wird von französischen Schriftstellern für ein Meisterstück der neuern Kriegskunst erklärt. Eugens Heer zählte 53 Bataillone und 90 Schwadronen, im Ganzen gegen 35,000 Mann, mit welchen er zugleich den Marschall Berwyk abhalten mußte. Mit 69 Bataillonen und 140 Schwadronen beobachtete Marlborough die Bewegungen Vendomes,

der noch immer das Lager hinter dem Canale von Brügge inne hatte. Die Aufmerksamkeit von Europa richtete sich auf Lille. Viele Fürsten und ausgezeichneten Männer fanden sich in Eugens Umgebung ein, wie der um jene Zeit aus Polen vertriebene August, der Kurprinz von Hannover, später König Georg II. von England, der regierende Landgraf von Hessenkassel, der Feldmarschall von Schulenburg, welcher ein Tagebuch über die Belagerung hinterließ, der später unter dem Namen des Marschalls von Sachsen so berühmt gewordene Graf Moritz, natürlicher Sohn des Königs-Kurfürsten von Polen. Endlich dienten vor Lille Schwerin und Münich, jener in einem meklenburgischen, dieser in einem kasselschen Regiment. Der Eine, Münich, hat sich nachher in Rußland, der andere, Schwerin, im preußischen Heere einen großen Namen erworben. In der Nacht vom 22. auf den 23. August 1708 ließ Eugen die Laufgräben eröffnen. Ende August vereinigte sich Vendome, durch Befehle aus Paris genöthigt, mit Berwyk, um Eugen anzugreifen; das vereinigte Heer betrug über 100,000 Mann und die Gefahr war groß, allein Marlborough eilte herbei und auch andere Umstände kamen zu Statten. Vendome konnte sich mit dem Herzoge von Berwyk, einem rechtlichen, nur auf das Wohl des Dienstes bedachten, Herrn nicht vertragen, Eifersucht herrschte im französischen Lager, Ränke durchkreuzten einander. Zu Versailles, zu Paris, in ganz Frankreich wartete man von Tag zu Tag mit großer Spannung auf die Nachricht einer entscheidenden Schlacht. Lud-

wig XIV. hatte öffentliche Gebete veranstaltet und zwar in Ausdrücken, welche die gefahrvolle Lage des Staates eingestanden. Die Herzogin von Burgund brachte Nächte in der Hofkapelle zu, Frauen, deren Männer oder Söhne beim Heere standen, wichen nicht aus den Kirchen, die Wohnung des Kriegsministers Chamillart war Tag und Nacht von einer zahllosen Schaar Bedienten umringt, welche der Ankunft des nächsten Eilboten entgegenharrten. Aber statt einer Siegesbotschaft, welche Vendomes Anhänger bei Hofe voraus verkündigten, kamen immer neue Zweifel, neue Anfragen. Unwillig sandte Ludwig XIV. den 7. September Befehl an den Herzog von Burgund, anzugreifen. Auf dem Fuße folgte dem Befehl der Kriegsminister in eigener Person, um über den Stand der Dinge Kunde einzuziehen. Endlich am 11. wagte Vendome einen Angriff auf das vereinigte Heer Eugens und Marlboroughs, das aufs beste verschanzt war, die Franzosen wurden zurückgewiesen und mußten umkehren. Seitdem setzte Eugen die Belagerung, die nicht unterbrochen, nur gelähmt worden war, mit größtem Nachdrucke fort. Den 20. September Abends schritt er zum ersten Sturm auf einen Halbmond. Mit mörderischem Feuer wurden seine Soldaten empfangen und geriethen in Unordnung. Eugen eilte selbst herbei und führte die Wankenden wieder vor. Im Gewühle streifte eine Flintenkugel seine Stirne oberhalb dem linken Auge und schleuderte seinen Hut weg. Glücklicher Weise war die Kraft des Schusses schon gelähmt und keine Verletzung der Hirnschale erfolgt.

Die Stürmenden setzten sich mit einem Verluste von 3000 Mann in dem Halbmonde fest. Eugen berichtete den Vorfall selbst in einem Briefe an den ungarischen Grafen Palffy. „Bei der Belagerung von Lille," sagt er, „ging es so hitzig zu, daß ich öfters an dem Muthe meiner Leute verzweifeln wollte. Ich habe stets bemerkt, daß die Soldaten durch Nichts so sehr zum Ausharren angefeuert werden, als wenn die Anführer auf den gefährlichsten Posten erscheinen. Bei einem der heftigsten Angriffe stürzte ich mitten in das Feuer und rief, man müsse die Ehre der holländischen Truppen, welche Sturm liefen, unterstützen; dies hatte, ob ich gleich eine leichte Wunde am linken Auge erhielt, entscheidende Wirkung." Während Eugen geheilt wurde, übernahm Marlborough für einige Tage den Oberbefehl des Belagerungsheeres und veranstaltete in der Nacht des 23. September einen zweiten Sturm auf ein Außenwerk, das gleichfalls genommen ward. Allmählig gingen jedoch den Belagerern Pulver und Kugeln aus, mit großer Gefahr mußte man einen Zug Schießvorrath aus Antwerpen unter den Augen Vendomes herbeischaffen. Gegen die Mitte Oktober waren die Belagerungsarbeiten so weit fortgeschritten, daß man zu einem allgemeinen Sturme schreiten konnte. Um diese Zeit ereignete sich im Hauptquartier Eugens ein Vorfall, welcher gehörig verbürgt ist, aber dessen nähere Umstände man bis heute nicht kennt. Eugens Adjutant, General Dorpt, ließ die für den Prinzen zugehenden Briefe vom nächsten Feldpostamt abholen. Der Postmeister gab dem Diener, den

der Adjutant abgeschickt hatte, zwei an Eugen gerichtete Briefe, der eine war aus dem Haag, vom andern wußte man nicht, woher er kam, er hatte die Aufschrift: à son Eminence le prince Eugène. Als ihn der Feldmarschall öffnete, fand er Nichts unter dem Couvert, als ein mit fetter Materie bestrichenes Stück grauen Löschpapiers, das ihm eine Betäubung zuzog. Er warf es sogleich weg. Die Untersuchung ergab, daß das Papier stark vergiftet war. Eugen schreibt selbst über den Vorfall unter dem 14. Oktober an den Fürsten Lichtenstein: „Ich bin erfreut, daß man so großen Antheil nimmt, mich auf der Liste der Lebendigen zu lesen. Der vergiftete Brief war mir gleich verdächtig, als ich die Aufschrift à son eminence erblickte. Er machte mir, als ich ihn eröffnete, eine kleine Betäubung; die nämliche Wirkung verspürte mein Adjutant, der General Dorpt, und mein Kammerdiener, als sie das Papier von der Erde aufhoben und einem Hund in den Mund steckten, der sogleich starb. Ueber dergleichen Ereignisse setzt sich derjenige, der sich dem Schutze des Allmächtigen anvertraut hat, mit getrostem Muthe hinweg. Es ist der erste Versuch nicht, den meine adversarii eminentissimi in dieser Art zu machen belieben. Sie zeigen, daß sie in der Schule des Marianismus guten Fortgang gemacht haben; erlaubt ihnen dieser nach den Regeln eines verfeinerten Christenthums durch Vergiftung des Sattels oder der Kleider über das Leben eines Regenten zu verfügen, so kann sich auch ein alter General gefaßt machen, durch eine Dosis ismus aus der

Welt befördert zu werden. Ich dachte oft, wenn nur einer meiner Gegner freimüthig sagte: ich solle meinen Commandostab niederlegen, würde ich mir erst recht schmeicheln, ein guter Soldat zu sein. Dieser Brief that dieselbe Wirkung, er machte mir neuen Muth: Lille muß mein werden, was auch daraus entstehen mag." Sie sehen, meine Herren, daß Eugen ziemlich deutlich die Römer als Urheber des Vergiftungsversuchs bezeichnet. Man muß zugestehen, daß er über die damaligen Umstände sehr gut unterrichtet war, auch läßt sich denken, warum zu Rom gewisse Classen den Feldmarschall in die Unterwelt wünschten. Durch Eugens Thaten hatte der deutsche Kaiser eine Stufe von Macht erstiegen, welche den römischen Hof in Schrecken versetzte. Die alten Zeiten deutscher Macht und Einheit schienen wiederzukehren. Eher ist anzunehmen, daß der Brief durch französische Hände befördert worden ist; denn der Versailler Hof hatte wahrlich noch mehr Ursache, den Prinzen zu verwünschen, als der römische.

Den 21. Oktober ließ Eugen die Festung aus allen Batterien aufs heftigste beschießen, eine Lücke war geöffnet, Freiwillige wurden aufgerufen und in den nächsten Tagen sollte die letzte Hand ans Werk gelegt werden. Vorher wollte er sich noch mit Marlborough besprechen. Am Morgen des 22. hielt er eine Unterredung mit dem britischen Feldherrn zu Meenen; als er zurückkam, erhielt er die Nachricht, daß Boufflers das Zeichen zu Unterhandlungen gegeben habe. Den 22. wurde die Capitulation unterzeichnet. Bouf-

flers erhielt mit seiner Garnison, die auf 5000 Mann herabgeschmolzen war, freien Abzug in die Citadelle, die Kranken und Verwundeten, sowie Gepäck und Eigenthum der Offiziere, wurde auf französische Kosten nach Douay befördert. Während einer 62tägigen Belagerung hätte Eugen gegen 12,000 Mann an Todten und Schwerverwundeten verloren.

Eugen wandte sich nun zur Belagerung der Citadelle — sie dauerte bis zum 9. Dezember. Obgleich der Kurfürst Max Emanuel von Bayern den Rhein heruntergerückt war und Brüssel belagerte, und obgleich in Folge dessen die ganze Macht der Franzosen vereinigt in Flandern stand, obgleich sie endlich durch Einnahme der Festung Laueffingen die Zufuhr der Verbündeten ernstlich bedrohten, gelang es Vendome doch nicht, dem Kriege eine günstigere Wendung zu geben, die Citadelle fiel den 12. Dezember. Boufflers, der mit seinen Offizieren während der letzten Monate von Pferdefleisch gelebt hatte, erhielt freien Abzug nach Tournay. In den letzten Tagen des Jahrs ward Gent zur Capitulation genöthigt. Brügge und die Schanzen von Passendael verließen die Franzosen freiwillig. Glorreich schloß das Jahr 1708 für die verbündeten Waffen. Gegen alle Hindernisse der Natur, gegen einen überlegenen Feind, gegen künstliche Ueberschwemmungen, bei fehlerhafter Verpflegung des Heers, hatten Eugen und Marlborough bloß durch ihr Genie und den Muth ihrer Truppen Flandern, bis auf wenige Plätze,

dem Feind entrissen und auf französischem Boden durch Einnahme einer der stärksten Festungen Fuß gefaßt.

Nach den andern Seiten hin war während des Sommers 1708 wenig geschehen. In Spanien hatte Guido Stahremberg den Oberbefehl über etwa 20,000 Mann übernommen. Da jedoch der Herzog von Orleans über eine stärkere Macht verfügte, verlor König-Erzherzog Carlos etliche Plätze. In beiden Lagern, dem österreichischen, Carls, dem französischen, Philipps V., herrschte große Uneinigkeit zwischen den kommandirenden Generalen. Was Italien betrifft, so sollte der Herzog von Savoyen, welchem Feldmarschall Daun mit 12,000 Kaiserlichen zugeordnet worden war, die Dauphine angreifen: er begnügte sich jedoch, einige Grenzfestungen zu belagern oder einzunehmen und die Päße, die aus Frankreich in seine Erbstaaten führten, zu verwahren. Als Daun nach Beendigung des Feldzugs seine Truppen in die Herzogthümer Parma und Piacenza verlegte und überall Kriegssteuern erpreßte, kam es zum förmlichen Bruche zwischen der Curie und dem Kaiserhofe. Clemens XI. sprach den Bann gegen die kaiserlichen Generale aus, weil sie bei Eintreibung von Lebensmitteln päbstliche Gebiete nicht verschont hatten. Kaiser Josef I. bestand darauf, daß ihm die oberste Lehenherrlichkeit über alle Provinzen und Städte Italiens gebühre, und ertheilte dem Feldmarschall Daun Befehl, ohne Rücksicht auf die Einreden des Pabsts bloß den Vortheil des Dienstes im Auge zu behalten. Daun besetzte das päbstliche Lehen Comacchio, belagerte Ferrara, bedrohte

Bologna. Jetzt forderte Clemens XI., wiewohl ohne Erfolg, alle Fürsten Italiens auf, um Bündnisse zum Schutze des Oberhaupts der Kirche abzuschließen. Das Cabinet von Versailles goß Oel ins Feuer und schickte den Baron Tesse nach Rom, um die Leitung des Kriegs zu übernehmen. Aber Daun rückte auf der flaminischen Straße vor, jagte die ungeübten päbstlichen Truppen ohne Mühe auseinander; zugleich drangen kaiserliche Schaaren von Neapel her gegen Rom vor und eine holländisch-britische Flotte bedrohte die vorzüglichsten Häfen des Kirchenstaats. Hiedurch in die höchste Noth versetzt, und von den Franzosen verlassen, knüpfte Clemens XI. Unterhandlungen an, welche schnell zum Ziele führten. Der Pabst willigte ein, den Bannfluch zu widerrufen, Carl III., wiewohl vorerst nur geheim, als König von Spanien anzuerkennen und einen Legaten an ihn zu senden; er machte sich weiter verbindlich, seine Truppen bis auf 5000 Mann abzudanken, eine Militärstraße durch den Kirchenstaat nach Neapel zu gewähren, Comacchio in den Händen der Kaiserlichen zu belassen und überhaupt die Erörterung der Ansprüche auf die bestrittenen Reichslehen bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens zu verschieben.

Am Rheine, wo Georg Ludwig von Hannover den Befehl führte, geschah Nichts. Der neue Kurfürst, der sich heftig darüber ärgerte, daß alle Welt von Eugens Ruhm voll war und von ihm, dem obersten Feldmarschall des heiligen römischen Reichs, Nichts wissen wollte, begnügte sich, den ganzen langen Sommer in einem Lager zwischen Schwe-

zingen und Mühlburg still zu liegen. Unbeirrt durch ihn, konnte, wie wir sahen, Max Emanuel, der ihm gegenüberstand, den Rhein hinunterziehen und im Spätherbst Brüssel angreifen. Freilich war auch das Reichsheer, das Georg Ludwig befehligte, nach gewohnter Sitte im erbärmlichsten Zustande.

Das Jahr 1709 kam heran. Von dem Zustande, in dem sich Frankreich befand, entwirft S. Simon folgende Schilderung: „Alle Welt fühlte, daß man sich dem Abgrunde nähere. Das ganze Königreich war erschöpft, die Truppen ohne Sold und mißvergnügt, daß sie so schlecht geführt wurden. Die Finanzen lagen in den letzten Zügen. Weder in die Fähigkeit der Generale, noch in die der Minister setzte Jemand Vertrauen, bei jeder Wahl zu einem Amte entschieden Ränke, Protektionen, persönliche Vorliebe. Nichts ward bestraft, Nichts erörtert, Nichts abgewogen. Doppelte Unmöglichkeit zeigte sich, den Krieg fortzusetzen oder den Frieden zu erlangen. Ueberall stummes, verzweifeltes Dulden. Um das Elend des unglücklichen Landes voll zu machen, trat im Winter von 1708—1709 so grausame Kälte ein, daß die Flüsse bis zu ihren Quellen hinauf gefroren und daß die Feldfrüchte, die Fruchtbäume, der Weinstock zu Grunde gerichtet wurden." Eine Hungersnoth stand bevor. An mehreren Orten brachen Empörungen aus, in den größeren Städten mußte die Volkswuth gewaltsam im Zaume gehalten und deßhalb die bewaffnete Macht militärischen Zwecken entzogen werden. Der Bürgerstand, die

Bauern, stellten ihre Zahlungen ein, während die Auflagen bis auf ein unerträgliches Maß vermehrt wurden. Die neugeprägten Münzen lauteten auf ein Drittheil über ihren wahren Werth, wodurch der öffentliche Credit gegen Außen vernichtet, im Innern jeder Einzelne gegen den Staat mit Mißtrauen erfüllt ward. In dieser jammervollen Lage erhob eine mächtige Parthei, an deren Spitze sich der Herzog von Burgund, der einstige Thronerbe, stellte, ihre Stimme für Frieden, als das einzige Mittel der Rettung. Der König, bisher von Schmeichlern umringt, schauderte vor dem Bilde des Elends zurück, das man ihm vorhielt und beauftragte den Präsidenten Rouillé, zu unterhandeln.

Jetzt zu den Verbündeten. Die nemlichen Ursachen wie in Frankreich wirkten in Holland. Eine große Parthei verlangte dort gleichfalls den Frieden, denn die Last der Auflagen, die Größe der Schuld war ins Unerträgliche gewachsen. Gleichwohl gelang es der Geschicklichkeit Marlboroughs und Eugens, durch ihre Verbindung mit Heinsius, nicht nur die Fortsetzung des Kriegs, sondern auch die Vermehrung des Soldheers um 6000 Mann durchzufechten. Auch König Friedrich von Preußen machte Schwierigkeit, Truppen wie früher zu stellen. Er grollte erstlich, daß die Generalstaaten im vorigen Jahr die ausbedungenen Soldgelder nicht vollständig bezahlt hätten, dann aber noch wegen eines andern Punkts. Ich habe früher bemerkt, daß der preußische König auf den größten Theil der Erbschaft des im Jahre 1702 verstorbenen Wilhelms III. von Oranien

Anspruch machte. Ein Anrecht auf die Herrschaften Neufchatel und Vallengin war, durch Vermählung einer Erbtochter mit einem Oranier, an Wilhelm III. gekommen und dieser hatte seine deßfallsigen Ansprüche 1694 dem damaligen Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg abgetreten. Der Tod der letzten Besitzerin dieser Herrschaften, Maria von Orleans, eröffnete 1707 das Lehen. Obgleich Ludwig XIV. einen Seitenverwandten Marias begünstigte und sogar mit Waffengewalt drohte, erwählten am 3. November 1707 die Stände von Neufchatel den König Friedrich I. von Preußen zu ihrem Herrn, wogegen er alle Rechte und Freiheiten des Landes bestätigen mußte. Auf solche Weise kam Neufchatel und Vallengin an Preußen und ward jenes Zwitterverhältniß dieses Ländchens geschaffen, das in letzter Zeit so viel Lärm gemacht hat. Schon früher hatte Friedrich I. die Grafschaft Meurs in den Niederlanden als Oranisches Erbe besetzt, aber die Generalstaaten weigerten sich fortwährend, weitere Besitzergreifung anzuerkennen. Diese Weigerung der Holländer war einer der Hauptgründe, warum König Friedrich I. im Frühling 1709 wenig guten Willen gegen die Verbündeten bewies. Marlborough, der vor einigen Jahren, wie ich erzählte, Glück in Berlin gehabt hatte, übernahm es auch diesmal, den König umzustimmen und er drang durch. Friedrich beließ nicht nur seine Truppen in den Niederlanden, sondern er gestand sogar zu, daß sie um 5000 Mann vermehrt wurden.

Mitte April befanden sich Eugen, der für kurze Zeit

Wien besucht, und Marlborough, der eine Reise nach London gemacht hatte, wieder in den Niederlanden. Es kam sofort zu Unterhandlungen im Haag. Rouillé war beauftragt, Spanien, Indien, Mailand, an den König-Erzherzog Carl zu überlassen, dagegen Sicilien und Neapel für Philipp von Anjou zu fordern, in den Niederlanden den Stand der Dinge zur Zeit des Ryswiker Friedens als Norm vorzuschlagen, doch im Nothfall dazu Meenen abzutreten, hingegen die Rückgabe Lille's zu verlangen und als Ersatz etwa die Festung Ypern anzubieten. Ganz andere Saiten zogen die Verbündeten auf. Ich fasse die von ihnen gestellten Bedingungen der Kürze wegen in folgende Sätze zusammen: 1) zu Gunsten Englands muß Königin Anna und die protestantische Erbfolge anerkannt, die Familie Stuart aus Frankreich verwiesen, die Festung Dünkirchen geschleift, der dortige Hafen zerstört werden; 2) was Oesterreich betrifft, so hat Ludwig XIV. im Namen seines Enkels die ganze spanische Monarchie (d. h. Neapel, Mailand, Sicilien, Sardinien, Flandern, das Festland und die Inseln Amerika's, sammt dem eigentlichen Spanien) an den österreichischen Erzherzog Carl abzutreten; sollte sich Philipp weigern, diesen Vertrag anzuerkennen, — so sind die französischen Heere in Spanien verpflichtet, die Anerkennung zu erzwingen, und folglich den Enkel Ludwigs XIV. aus Spanien zu verjagen; 3) in Bezug auf die Niederlande stellt Ludwig die alten Gränzen Flanderns her und gestattet, daß die Generalstaaten das Besatzungsrecht in folgenden flandrischen Festungen, die

jedoch unter spanischer Oberherrschaft verbleiben, nemlich in Furnes, Ypern, Meenen, Ryssel, Lille, Dornik (Tournay), Condé, Valenciennes, Maubeuge, ausüben. Man rechtfertigte diese Forderung durch die Nothwendigkeit, den Niederlanden eine Vormauer gegen Frankreich zu gewähren, daher der Name Barrieren. 4) Zu Gunsten des Reichs werden die Gränzen des westphälischen Friedensvertrags hergestellt, Ludwig gibt daher alle seit 1648 geraubten Orte, namentlich Straßburg, sammt den elsässischen Reichsstädten zurück, zugleich verzichtet er auf Wiederherstellung des geächteten Kurfürsten von Bayern und seines Bruders, des Erzbischofs von Cöln; 5) sichert Frankreich durch Abtretung passender Orte in den Alpen, namentlich von Fenestrelles, die Gränzen Savoyens.

Hart waren diese Bedingungen für den Versailler Hof, aber nichts weniger als ungerecht. Man forderte im Grunde bloß das zurück, was Ludwig XIV. seit den letzten 50 Jahren zusammengeraubt hatte. Außer Rouillé war von Ludwig XIV. auch noch der Minister des Auswärtigen, Torcy, der Unterhandlungen wegen nach Holland abgeschickt worden. Es gab damals traurige Scenen im Cabinete des Königs. Ludwig hätte sich zu den meisten Punkten verstanden, nur dagegen sträubte sich sein Ehrgefühl, daß er gegen seinen Enkel Gewalt brauche, daß er den Bayern aufopfern, daß er Straßburg herausgeben sollte. Er verweigerte die Unterschrift. In einem an die Statthalter und höchsten Beamten des Reichs gerichteten Rundschreiben, das gedruckt und veröffentlicht

wurde, schilderte er offen die Lage des Staats, zeigte, daß er ernstlich den Frieden gewollt habe, aber daß er die Ehre, welche ihm der Uebermuth des Feindes rauben wolle, nicht preisgeben könne. Dieses Manifest hatte die beabsichtigte Wirkung: unerwarteter Enthusiasmus flammte durch das Königreich auf, die größten Anstrengungen wurden gemacht, der Hof und mehrere Großen schickten ihr Silberzeug in die Münze. Also Krieg! Vendome war in Ungnade gefallen, Villars, der letzte tüchtige Marschall, erhielt den Oberbefehl in den Niederlanden, wo die Entscheidung ausgefochten werden sollte. Man brachte ein Heer von etwa 100,000 Mann und mit unsäglicher Mühe die nöthigen Vorräthe an Lebensmitteln und Futter für die Pferde in den Festungen an der flandrisch-französischen Gränze zusammen. Villars warf starke Linien von St. Venaut bis gegen Mans, auf einer Länge von 30 Stunden, auf, innerhalb welcher er sich hielt. Marlborough und Eugen, die diesmal wenigstens um 20,000 Mann dem Feind überlegen waren, während sie sonst immer weniger Mannschaft gezählt hatten, eröffneten den Feldzug des Jahrs 1709 Ende Juni mit Belagerung der Festung Tournay (Dornik). Marlborough leitete die Arbeiten, Eugen befehligte das Deckungsheer. Nach einmonatlicher Belagerung fiel die Stadt, den 28. Juli. Der Commandant, Surville, zog sich mit der 4000 Mann starken Besatzung in die Citadelle zurück, welche sogleich angegriffen ward. Der Kampf war ein unterirdischer, meist mit Minen, und brachte den Verbündeten großen Verlust, weil sie sich weniger als

die Franzosen auf die Feldbaukunst verstanden. Durch Hunger überwältigt, mußte Surville die Citadelle den 3. September übergeben. Villars hatte verschiedene Bewegungen ausgeführt, um diese Erfolge zu verhindern, aber da sein Heer der letzte Trost Frankreichs war, da er deßhalb vorsichtig sein mußte, richtete er Nichts aus. Am Tage des Falls der Citadelle von Dornik traf Boufflers im Lager Villars ein. In Erwägung ziehend, daß Frankreich verloren sei, wenn Villars, dem einzigen Marschall, der in Flandern Alles leitete, etwas Menschliches begegne, hatte dieser Greis, obgleich älter im Dienst als Villars, sich gegen den König unter Villars zu dienen erboten, damit er ihn ersetzen könne, wenn jener verwundet oder getödtet würde. Villars empfing ihn mit Hochachtung, harmonisch dienten sie zusammen, wie Eugen und Marlborough.

Nachdem die Citadelle von Tournay übergeben war, trafen die verbündeten Feldherrn Anstalten zur Belagerung von Mons. Villars glaubte diesen Plan selbst auf die Gefahr einer Schlacht hin vereiteln zu müssen. Er verließ sein bisheriges Lager und bezog eine starke Stellung bei den Dörfern Tesnieres und Malplaquet. Eugen und Marlborough beschlossen, sogleich, d. h. am 10. September 1709, die Franzosen anzugreifen, aber die holländischen Felddeputirten widersprachen, erst am folgenden Tage willigten sie ein. Dadurch gewann Villars kostbare 24 Stunden, welche er verwandte, um seine Stellung mit Schanzen zu umgeben. Nahe an 200,000 Mann mit 300 Feuerschlünden standen

einander gegenüber. Die Schlacht, welche am 11. September Morgens 8 Uhr begann, war die blutigste, hartnäckigste des ganzen Kriegs. Die Verbündeten mußten wohlverschanzte, von den Franzosen mit Löwenmuth vertheidigte Höhen erstürmen, sie siegten, verloren aber an Todten und Verwundeten gegen 20,000 Mann, während Villars, der besiegt ward, aber vom Schlachtfelde weg einen schönen Rückzug in sein altes Lager antrat, nur gegen 14,000 einbüßte. Villars und Eugen wurden beide, jener am Knie, dieser am Kopfe, obgleich nicht gefährlich, verwundet. Nach der Schlacht belagerten die Verbündeten Mons, welche Festung sich nach 4 Wochen ergeben mußte. Boufflers, der den Oberbefehl wegen Villars Verwundung übernommen hatte, blieb ruhig in seinen Linien. Was konnte er thun, wochenlang fehlte es oft seinen Truppen an Brod und Fleisch, selbst die Offiziere hungerten. Gleichwohl schrieb man ihm die Uebergabe von Mons zu; er fiel in Ungnade bei Hof und ward durch Berwyk ersetzt. Die Verbündeten bezogen nach der Einnahme von Mons Winterquartiere. In Spanien, am Rhein, in den Alpen war das Glück den Franzosen günstig. Stahremberg hatte große Mühe, sich in Catalonien zu halten, Daun, in Italien vom Savoyer Herzoge nicht unterstützt, und der Kurfürst von Hannover am Rheine richteten Nichts aus.

Im November 1709 erneuerte der französische Hof die Friedensanträge, ein zweiter Congreß fand in dem kleinen holländischen Orte Gertruydenburg statt. Bald machten jedoch

die Verbündeten die Entdeckung, daß der französische König, während er die Miene annahm, seinen Enkel in Spanien aufzuopfern, denselben vielmehr zur Fortsetzung des Kriegs aufstachelte und Ränke in Berlin spielte. Ludwig XIV. sah ein Ereigniß in England voraus, das ihn auch gerettet hat, es war ihm daher nicht ernst. Die Unterhandlungen wurden im Frühling 1710 abgebrochen. Nicht bloß der Versailler Hof, sondern auch die römische Curie hatte dem preußischen Könige große Anerbietungen gemacht, wenn er seine Truppen aus Holland zurückrufen, die Allianz verlassen würde. Um dieses Gewebe zu durchkreuzen, eilte Eugen Ende März 1710 von Wien, wo er den Winter zugebracht, nach Berlin, ward prächtig empfangen und stimmte den König um. Er und Marlborough eröffneten den Feldzug des Jahrs 1710 im Mai mit der Belagerung von Douay, der stärksten Festung im französischen Flandern. Albergotti, Commandant der Festung, mußte sich den 24. Juni ergeben. Eugen beschloß nun, Arras zu nehmen, eine Stadt, deren Besitz ihm den Weg nach Paris geöffnet hätte. Aber Villars bezog eine so vortreffliche Stellung, daß die verbündeten Feldherrn den Gedanken aufgaben, ihn anzugreifen. Sie wandten sich wieder zum Festungskrieg und nahmen bis zum Winter die Plätze Bethune, Saint-Venant und Aire. Villars that, was er konnte, die an Zahl überlegenen Gegner aufzuhalten, eine Schlacht wollte und durfte er nicht wagen. Am Rhein, wo an der Stelle des abgetretenen Kurfürsten Georg Graf Gronsfeld den Oberbefehl übernommen hatte, geschah so viel als Nichts,

beide Theile, die Franzosen unter Harcourt, begnügten sich, einander zu beobachten. In den Alpen befehligte wie im vorigen Jahr Feldmarschall Daun etwa 40,000 Mann, halb Kaiserliche, halb Piemontesen. Er bemächtigte sich der Pässe, welche nach der Provence hinüberführen, aber ein erneuerter Aufstand der Camisarden in den Cevennen, welche einer getroffenen Verabredung gemäß ihm die Hände reichen sollten, wurde durch Berwyks kluge Gegenanstalten unterdrückt, und eine Landung der Engländer auf der Küste von Languedoc mißglückte gleichfalls. Daher unterließ es Daun, in Frankreich einzubrechen. Dagegen lächelte das Glück den Verbündeten in der ersten Hälfte des Jahrs 1710 jenseits der Pyrenäen. Stahremberg befehligte dort die kaiserlichen, Lord Stanhope die englischen Hülfstruppen. Bei dem Dorfe Almenara griff Stanhope eine starke Abtheilung spanischer Reiterei am Abend des 27. Juli an und schlug sie. Das Heer Philipps, welches Catalonien anzugreifen Befehl hatte, trat hierauf den Rückzug nach Lerida, von da weiter nach Saragossa an. Stanhope und Stahremberg folgten und lieferten den 20. August vor Saragossas Mauern eine Schlacht, die mit einer Niederlage des spanisch-französischen Heeres endigte. Die Besiegten verloren 3000 Todte und Verwundete, 4000 Gefangene, alle Fahnen und das Geschütz; die Sieger hatten bloß 1300 Mann eingebüßt. So groß war der Schrecken, daß Philipp V. Madrid verließ und nach Valladolid floh. Dennoch trug der Sieg keine Früchte, weil Uneinigkeit unter den beiden Generalen aus-

brach. Stahremberg rieth, die fliehenden Feinde den Ebro aufwärts zu verfolgen, das beinahe vertheidigungslose Königreich Navarra zu besetzen und dadurch die Verbindung Philipps mit Frankreich abzuschneiden. Stanhope dagegen verlangte, Carlos solle sogleich auf Madrid ziehen, sich zum zweitenmale zum Könige ausrufen lassen und der bourbonischen Regierung ein Ende machen. Carl folgte halb wider seinen Willen letzterem Rathe, er gieng nach Madrid, fand jedoch die Stadt verödet. Die Castilier wollten so wenig von Carlos wissen, als die Catalonier und Aragonesen von Philipp V., abermal offenbarte sich die innerliche Zerklüftung Spaniens. Nur etliche Monate konnte sich der aufgedrungene König in Madrid halten. Anfangs September war er gekommen, im November mußte er wieder fort aus folgenden Ursachen. Der geflüchtete Philipp, seit den letzten zwei Jahren sehr beliebt bei den Castiliern, weil er alle Franzosen aus seiner Umgebung entfernt und nur Eingeborne zu Rathgebern angenommen hatte, auch im Unglücke wahren Muth und Standhaftigkeit bewies, rief alle Spanier zu den Waffen und dieser Aufruf entzündete die Herzen des Volks. Zur rechten Stunde kam überdieß Vendome, von Philipp eingeladen, nach Spanien, übernahm den Oberbefehl, sammelte die Trümmer des bei Saragossa geschlagenen Heeres, übte die Freiwilligen ein, die zahlreich herbeiströmten, und brachte in wenigen Wochen 25,000 Mann auf die Beine, mit welchen er das bei Madrid stehende Heer der Verbündeten umzingelte und die Zufuhren abschnitt. Gleich-

zeitig fiel der Herzog von Noailles, durch Truppen von Berwyks Heere unterstützt, im November von Frankreich aus in Catalonien ein und belagerte Girona.

So auf mehreren Seiten bedroht, faßten die Verbündeten den Entschluß, den Rückzug nach Catalonien anzutreten. Am 11. November begann derselbe. Kaum war Stahremberg mit Carlos zu den Thoren hinaus, als Glockengeläute und Volksjubel verkündete, wie verhaßt der Oesterreicher, wie beliebt der Franzose bei den Castiliern sei. Indeß war der Herzog v. Vendome mit der Reiterei nach Guadalarara vorausgeeilt und hatte die Rückzugslinie der Verbündeten gesperrt. Den beiden Generalen blieb Nichts übrig, als die Person des Königs zu retten. Unter dem Geleite von 2000 Reitern schickten sie ihn in Eilmärschen durch Aragon nach Catalonien, glücklich kam er den 15. Dezember in Barcelona an. Sobald man ihn in Sicherheit wußte, setzten die Verbündeten in 3 Abtheilungen, die Kaiserlichen unter Stahremberg, die Holländer unter Belcastel, die Briten unter Stanhope den Rückzug fort. Den 6. Dezember ward Stanhope mit 6000 seiner Leute bei Brihuega unweit Guadalarara von Vendome angegriffen, schlug sich zwei Tage herum und mußte sich am dritten mit seiner ganzen Abtheilung als Gefangener ergeben. Stahremberg, der zur Rettung der Engländer umgekehrt war, kam zu spät, bot nun bei Villaviciosa die Stirne und lieferte den 11. Dezember eine verzweifelte, höchst blutige Schlacht, in welcher er gegen große Uebermacht das Feld behauptete.

Doch konnte er am folgenden Tage wegen des erlittenen schweren Verlusts an Menschen den Kampf nicht fortsetzen. Um den Marsch zu erleichtern, ließ er sein ganzes Geschütz, nachdem er es zuvor vernagelt, stehen; sein Rückzug vom Schlachtfelde weg nach Catalonien über die beschneiten Gebirge, welche Castilien überall begränzen, und unter den fürchterlichsten Entbehrungen, ohne Gepäck und Kanonen, ist eine der glänzendsten Thaten des spanischen Erbfolgekriegs. Den 6. Januar 1711 kam er mit 7000 Mann in Barcelona an. Spanien war für Don Carlos, der im nächsten Jahre deutscher Kaiser wurde, so gut als verloren.

Hingegen ward um dieselbe Zeit eine Wunde, welche seit langen Jahren am österreichischen Staatskörper eiterte, gründlich geheilt. Ich habe früher berichtet, meine Herren, daß in Ungarn große Unzufriedenheit herrschte, weil das Volk, das dieses Land bewohnte, nicht so vom Wiener Hofe behandelt ward, wie es wünschte. Es gab im österreichischen Staatsrath drei Partheien in Bezug auf die gegen Ungarn einzuhaltende Politik: die eine, und zwar der Zahl nach bei weitem die stärkste, rieth, mit den stets zur Empörung aufgelegten Ungarn gerade so zu verfahren, wie mit den Böhmen nach der Schlacht am weißen Berge, d. h. die Constitution niederzuschlagen, unbedingten Gehorsam zu erzwingen, die Widerspenstigen mit dem Schwerte zu züchtigen. Mit einer Constitution, wie die ungarische, hieß es, könne man nicht regieren, man müsse das trotzige Volk Gehorsam lehren; die wahre Absicht aber der Herren war, sich

der Güter zu bemächtigen, welche man den für ihre Constitution zum Aeußersten entschlossenen Ungarn abzunehmen gedachte, kurz mit den Ungarn so zu verfahren, wie die Engländer mit Irland, die Sieger mit Besiegten, verfahren sind. Eine zweite Parthei rieth gleichfalls zur äußersten Strenge gegen die Ungarn, aber nicht damit diese ausgepfändet würden, sondern damit das habsburgische Haus Ungarn verliere. Diese zweite Parthei bestand aus Söldlingen Ludwigs XIV., der sehr viele Wiener Herren bestochen hatte. Endlich eine dritte rieth: man solle die Constitution achten, die Ungarn durch Treue und Glauben gewinnen, vorher aber mit Waffengewalt die Empörer zu Paaren treiben. Der Führer dieser dritten Parthei war Prinz Eugen, und Kaiser Josef I. neigte sich auf seine Seite. Ich habe früher gesagt, daß Franz Rakoczy 1702 den Krieg in Ungarn erneuerte. Ludwig XIV. erkannte ihn als selbstständigen Fürsten von Siebenbürgen an; dafür berief Rakoczy die Ungarn zu einem Reichstage nach Onod. Diese Versammlung beschloß, Josef I. den Gehorsam aufzukündigen, das Land in eine Republik zu verwandeln und Jeden, der hiemit nicht zufrieden sei, als Feind des Vaterlandes zu verfolgen. Da jedoch die Mißvergnügten vor Allem Geld brauchten, und da der französische Hof die versprochenen Hülfsgelder nicht bezahlte, boten sie bald darauf dem russischen Czaren Peter die Krone für dessen Sohn an, erhielten jedoch eine abschlägliche Antwort. Indessen hatten Marlboroughs und Eugens Siege dem Kaiser gestattet,

größere Streitkräfte nach Ungarn zu ziehen. Er berief im Frühling 1708 einen Reichstag nach Preßburg, auf welchem er Freiheit der Religionsübung, Heilighaltung der Constitution anzubieten gedachte. Aber nur die kaiserlich Gesinnten erschienen und verwarfen jene Bedingungen, die Mißvergnügten blieben weg. Bald darauf Anfangs August 1705 erfocht General Heister bei Trentschin einen entscheidenden Sieg über die Empörer, 12,000 wurden erschlagen oder gefangen, Rakoczy floh nach Polen. Die französische Parthei am Wiener Hofe gab sich alle Mühe, Heister vom Befehle zu verdrängen, aber vergeblich. In den Jahren 1709 und 1710 ward Niederungarn und Siebenbürgen vollends unterworfen. Von den Häuptlingen der Unzufriedenen stand nur Karolyi noch unter dem Gewehr, mit eben diesem Karolyi knüpften die Bevollmächtigten des Kaisers Unterhandlungen an, welche Ungarn beruhigten. Zwölf Tage nach Josefs I. Tode, den 29. April 1711, wurde in Folge dieser Verhandlungen der Vertrag von Szathmar abgeschlossen, kraft dessen der Kaiser den Ungarn ihre volle Constitution, den Nichtkatholiken freie Religionsübung verbürgte und das Versprechen gab, alle Aemter hinfort sowohl im Heer, als in Verwaltung und Kirche nur mit Eingeborenen zu besetzen. Dieser Vertrag ward im Ganzen unter den nächsten Regierungen gehalten, und er schuf 30 Jahre später die bewunderungswürdigen Hülfskräfte, mit welchen Josefs I. Nichte, Maria Theresia, ihren Feinden obsiegte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ludwigs XIV. Ende.

Prinz Eugenius hielt sich den ganzen Winter von 1710 auf 1711 in Wien auf. Am 9. April 1711 fühlte der Kaiser eine leichte Unpäßlichkeit und ersuchte Eugen, an seiner Statt einem türkischen Gesandten, der angekommen war, Gehör zu ertheilen. Den 10. zeigten sich die Blattern beim Kaiser. Den 15. mit Tagesanbruch reiste Eugen nach den Niederlanden ab, ohne Abschied von Josef genommen zu haben, weil dieser dem Prinzen, der die Pocken noch nicht gehabt hatte, jeden Besuch untersagte; am nämlichen Tage verschlimmerte sich die Krankheit, am folgenden ward sie für unheilbar erklärt und den 17. Morgens frühe um 10 Uhr verschied Kaiser Josef I. im 33. Jahre seines Lebens, im 7. seiner Regierung, ohne Frage einer der besten Regenten, die je die Kaiserkrone trugen.

Sein Tod veränderte die Lage Europas, sprengte die Allianz, die schon in den letzten Zeiten baufällig geworden, vollends auseinander und rettete Ludwig XIV. vor einem schmählichen, aber wohlverdienten Ende.

Wir müssen uns nach England wenden. Wie ich früher zeigte, hatte König Wilhelm III. die Tories ins Ministerium gerufen, um den spanischen Erbfolgekrieg beginnen zu können. Durch die Wahlen vom Jahre 1705 gewannen die Whigs die Oberhand im Parlamente und im Ministerium. Sie leisteten alsbald dem Lande einen großen Dienst. Da-

mals besaßen Schottland und Irland ihre eigenen vom britischen getrennte Parlamente. Wie gefährlich dies werden konnte, bewies eine 1704 vom schottischen Parlament erlassene Akte, welche verfügte, daß, im Falle Königin Anna ohne Leibeserben zu hinterlassen sterben würde, Schottlands Deputirte einen Nachfolger aus dem königlichen Stamme und zwar einen Protestanten einsetzen sollten, dieser Nachfolger brauche nicht eine und dieselbe Person mit demjenigen zu sein, welchen das englische Parlament im gleichen Falle auf den Thron berufen würde, ausgenommen wenn der Erwählte zuvor die Freiheiten der schottischen Nation und des Edinburger Parlaments sowie die Unabhängigkeit Schottlands von englischem Einflusse verbürgen würde. Königin Anna gab diesem sonderbaren Beschlusse auf Antrieb des Lordschatzmeisters Godolphin ihre Bestätigung und Godolphin ertheilte ohne Zweifel den Rath darum, weil er durch die Aussicht auf eine drohende Trennung beider Reiche die Engländer zwingen wollte, Allem aufzubieten, damit sie hinfort durch eine unwiderrufliche Maßregel für immer vereinigt würden. Er hat den vorausgesetzten Zweck erreicht. Die schottische Akte wurde in England, und mit Recht, wie eine Art von Kriegserklärung angesehen. Im englischen Ober- und Unterhause ging eine Bill durch, welche Königin Anna ermächtigte, Commissäre zu Vereinigung beider Länder zu ernennen; würden die Schotten nicht innerhalb eines Jahres sich vergleichen, oder die Thronfolge, welche durch Parlamentsakte vom Jahre 1701 der Kurfürstin Sophia

von Hannover und deren Erben zugesagt worden war, nicht anerkennen, so sollten sie als Ausländer behandelt, die Einfuhr ihres Rindviehs und ihrer Leinwand verboten und Kreuzer aufgestellt werden, um den schottischen Handel mit Frankreich zu hemmen. Eine Aufforderung erging an die Königin, die Städte Carlisle, Berwick, Newcastle und Hull in Vertheidigungsstand zu setzen, englische Regimenter brachen nach der Gränze auf und die sechs nördlichen Grafschaften wurden gemahnt, sich zu waffnen. Die beabsichtigte Vereinigung fand in Schottland harten Widerstand, verkappte Jakobiten, Republikaner, Presbyterianer stemmten sich entgegen. Dennoch siegte der gesunde Menschenverstand und die Klugheit der englischen Commissäre. Sie boten folgende Bedingungen an. Die Thronfolge der vereinigten Reiche fällt der Kurfürstin Sophia und ihren Kindern zu, im Oberhause von England sitzen 16 schottische Pairs, die für jedes Parlament aus dem schottischen Adel gewählt werden müssen, im Unterhause 45 schottische Mitglieder, und zwar zwei Drittheile für die Grafschaften, ein Drittel für die Städte; dieselben Zölle und Accise werden in beiden Theilen des vereinigten Reichs erhoben, an der Grundsteuer dagegen betheiligt sich Schottland in der Art, daß wenn England 2 Millionen Pfunde zahle, nur 48,000 auf Schottland kämen. Noch wurde unter verdecktem Namen eine Kasse gegründet, welche dazu bestimmt war, willige, der Regierung ergebene Schotten mit Renten zu versehen. Diese Kasse hat das Meiste gethan. Die Vereinigungsakte, act

of union, wurde den 1. Mai 1707 vollzogen. Seit dem Jahre 1708 bestand das Ministerium aus Personen, welche entweder von Haus aus Whigs waren, oder zu Gunsten der Whigs, um im Amte zu bleiben, die Farbe gewechselt hatten. Auf ebendieses Ministerium übte Marlborough unbedingten Einfluß. Sein Schwiegersohn Sunderland saß in demselben und der Lordschatzmeister Godolphin war Marlboroughs enger Verbündeter. Daher kam es denn, daß die Tories, welche ihre verlorene Gewalt wieder erobern wollten, dies nicht anders erreichen konnten, als mit Marlboroughs Sturze. An der Spitze der Tories standen Harley, und St. John, der nachher den Titel Lord Bolingbroke erhielt, zwei Männer, welche ehemals Tories, sich bis 1708 im Ministerium erhalten hatten, aber dann durch die Whigmajorität zum Austritte gezwungen worden waren, und beide in Künsten der Kabale wohl bewandert. Mehrere Hebel wurden in Bewegung gesetzt, erstens hetzte man das Volk gegen den Krieg auf, indem man auf die ungeheuren Kosten hinwies. Dieses Mittel schlug nach Wunsch an. Zwar hatten sich während des Kriegs Handel, Gewerbe, Wohlstand des Landes zu einer erstaunlichen Höhe erhoben, nichtsdestoweniger begann das Volk die Früchte der vermehrten Anleihen und wachsenden Nationalschuld zu empfinden. Letztere betrug im Jahre 1689 wenig über eine halbe Million Pfund Sterling, um 1697 war sie auf 20 Millionen und am Ende des Erbfolgekriegs auf 53 Millionen angeschwollen. Zweitens suchte man die Königin Anna mit den

Marlboroughs zu entzweien, auch hiefür fanden die Unzufriedenen einen günstigen Boden. Anna, eine gutmüthige, etwas beschränkte und starken geistigen Getränken über das billige Maß ergebene Frau, war im Herzen torystischen Grundsätzen und der Lehre vom unbedingten Gehorsam gegen die göttliche Gewalt der Könige, welche die englische Hochkirche predigte, ergeben, und folglich von Natur den Whigs abgeneigt, welche ihr der Wille des englischen Volks und die Kraft der Verfassung als Rathgeber aufgedrängt hatte. Noch etwas Anderes kam hinzu. Anna hing an ihrer Familie, den nach Frankreich hinüber verbannten Stuarts, und hätte ihnen weit lieber die Nachfolge in England gegönnt, als den Hannoveranern, welche ihr nicht behagten. Dieser Neigung zu den Stuarts konnte aber Anna nur dann Folge geben, wenn der Krieg mit Frankreich und mit Ludwig XIV., dem Beschützer des vertriebenen Königshauses, aufhörte, folglich wenn Marlborough den Befehl in den Niederlanden verlor. Anderer Seits war Anna furchtsam, unentschlossen und abhängig von den Hofdamen, welche sie umgaben. Seit den letzten Zeiten Jakobs II., da Anna noch bloße Prinzessin war, stand sie, wie ich früher zeigte, in engen Verhältnissen zu Lady Churchill, der jetzigen Herzogin von Marlborough. Zum Glück für die Tories hatte diese, seit ihr Mann so hoch gestiegen, das Gleichgewicht verloren, sie verstand es nicht, gleich ihm, mitten im Glück den Schein der Demuth, der Unterwürfigkeit zu bewahren. Allmählig wurde der Herzogin Ton der Königin unerträg-

lich, und schon schlang eine andere ihre Fäden, um den Einfluß, den jene bisher besessen, an sich zu ziehen. Eine Base der Herzogin von Marlborough war mit Herrn Hill, einem nach der Türkei handelnden bedeutenden Kaufmann, verheirathet. Hill machte Bankrott und gerieth in Armuth, freundlich nahm sich die Herzogin seiner Kinder an, eine der Töchter mit dem Taufnamen Abigail brachte sie bei der Königin als Kammerfrau unter, indem sie nicht zweifelte, daß Abigail Hill stets den Vortheil ihrer Gönnerin zur Richtschnur ihres Handelns nehmen würde. Diese Rechnung war irrig. Seitdem die erwähnte Spannung begonnen, schenkte die Königin der Hill besonderes Vertrauen und schüttete in den Busen derselben ihre Klagen über die Herrschsucht der Herzogin aus. Von Stund an verband sich die Hill mit Harley, dem sie von väterlicher Seite anverwandt war, und arbeitete für die Tories auf den Sturz der Marlborough hin.

Ein von den Tories abgekarteter Skandal beschleunigte den Riß. Sacheverel, Prediger an einer Kirche in London, ein Mensch, der mit seinen mäßigen Kenntnissen in der Theologie für politische Zwecke wucherte, hielt den 5. November 1709 vor dem Lordmayor und den Aldermen (d. h. vor dem Stadtschulzen und Gemeinderath von London) in den ungezügeltsten Ausdrücken eine Predigt über den leidenden Gehorsam, griff die Dissenters und die whigischgesinnten oder liberalen Bischöfe an, nannte sie falsche Söhne der Kirche, erklärte die Revolution, welche die Oranier auf

den Thron gebracht, nicht undeutlich für eine Todsünde, ermahnte das Volk, zur Vertheidigung der wahren Religion sich zu erheben, und geißelte unter einem erdichteten Namen, den aber Jedermann verstand, den Lordschatzmeister Godolphin. Auf Verlangen des Lordmayors ward die Predigt gedruckt, die Tories priesen sie als ein vom heiligen Geiste eingegebenes Meisterstück und setzten 40,000 Exemplare in Umlauf. Die Minister konnten nicht schweigen, sie hielten Berathungen. Lord Sommers und der eben in London anwesende Marlborough meinten, man solle die Sache den gewöhnlichen Gerichten übergeben, Godolphin aber und die Andern beschlossen, den Prediger vor dem Pairsgerichtshofe zu belangen. Klagepunkte wurden aufgesetzt und der Prozeß begann den 27. Februar 1710. In der Zwischenzeit ließen die Tories alle Minen springen, um das Volk aufzuregen und den Glauben zu verbreiten, daß die Kirche in Gefahr sei, was ihnen nur zu gut gelang. Drei Wochen dauerte der Prozeß und machte fast mehr Aufsehen als der weiland König Carls I. Bei den Verhandlungen geriethen die Minister in die sonderbare Lage, daß sie und ihre Sachwalter gewisse politische Lehren, welche man stets für revolutionär gehalten hat, nämlich das Recht bewaffneten Widerstands gegen die Staatsgewalt, vertheidigen mußten, während der Beklagte den Martyrer für die göttliche Einsetzung des Königthums spielte. So hatten es die Tories gewollt. Die Königin kam täglich ins Oberhaus, um die Reden zu hören, und wenn sie kam, umwogte die Menge ihre Sänfte

und schrie, Gott segne Eure Majestät und die Kirche, wir hoffen Ihro Majestät sind für Doktor Sacheverel. Anna faßte den tiefsten Widerwillen gegen ihre Minister, die Vertheidiger revolutionärer Gewalt. Sacheverel kam mit einer leichten Strafe weg und den 25. Juni 1710, am Tage der Uebergabe von Douay, entließ Anna ihren Minister Sunderland, Marlboroughs Schwiegersohn. Bald darauf dankte sie Godolphin (14. Juli), 3 Monate später, im September, die übrigen Minister ab. Lauter Tories, unter ihnen Harley und St. John, traten in die neue Verwaltung. Das Parlament, welches Ende November versammelt ward, bestand meist aus Tories. Als Marlborough nach vollendetem Feldzug des Jahres 1710 England besuchte, erfuhr er bittere Kränkungen. Die Königin selbst forderte ihn auf, zu verhindern, daß im Parlament der Antrag, ihm den Dank der beiden Häuser darzubringen, durchgehe. Allen seinen Bitten zum Trotz verlor seine Gemahlin ihre Stelle am Hofe, in welche sich die Hill, welche indeß den Lord Masham geheirathet hatte, und die Herzogin von Somerset theilten. Die neuen Minister gaben zahlreichen Scriblern, deren Feder sie gepachtet, Befehl, über Marlborough herzufallen und ihn in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten. Bei diesem schmutzigen Geschäft zeichnete sich besonders Swift aus. „Marlborough," sagt eine Quelle, „wurde in öffentlichen Pasquillen verhöhnt, in Privatgesprächen geschmäht. Ueberall erzählte man von seinen Betrügereien, seinem Geiz, seinem Uebermuth, seiner Grausam-

keit, seiner Ehrsucht, seinem übeln Betragen. Selbst sein Muth ward geläugnet, und dieser vollendete General als der niedrigste unter allen Sterblichen hingestellt. Die Minister hofften, daß Marlborough freiwillig das Commando niederlege, aber er blieb, weil die Whigs, weil der Kaiser, weil Eugen flehentlich baten, sich der gemeinen Sache nicht zu entziehen." — Im Januar 1711 knüpften die Minister geheime Unterhandlungen mit dem Versailler Hofe an. Marschall Tallard, der einige Zeit als Gefangener in England lebte, hatte dort einen französischen Geistlichen Namens Gaultier zurückgelassen, welcher seitdem die Rolle eines Agenten für Ludwig XIV. übernahm. Eben diesen Gaultier schickte Harley im Januar 1711 nach Paris, um den ersten Grund einer Uebereinkunft zu legen. Doch fürchtete er aber die öffentliche Meinung zu sehr, als daß er gewagt hätte, offen gegen Marlborough zu verfahren. Der Herzog behielt vorerst noch, gleich einer Galgenfrist, den Oberbefehl.

So standen die Angelegenheiten der Verbündeten im Frühjahre 1711. Im März ging Marlborough nach Holland und sammelte das Heer. Den 23. Mai traf Eugen von Wien kommend im britischen Hauptquartier zu Leeuwarden ein. Den 29. Mai veranstalteten beide eine große Heerschau, welche bis zum 9. Juni dauerte. Es war ihr Abschiedsfest. Eugen mußte die Niederlande, den Schauplatz seines Ruhmes, verlassen, und an den Rhein gehen, um die Kaiserwahl zu decken. Mit schwerem Herzen trennte er sich von Marlborough, nachdem vorher der Plan des nieder-

ländischen Feldzugs zwischen ihnen verabredet worden war. Drei Festungslinien deckten vor Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs die nordwestlichen Gränzen Frankreichs. Von diesen hatten Marlborough und Eugen in den vorhergehenden Feldzügen die erste eingenommen, die zweite durchbrochen und zur Hälfte besetzt, die dritte, Arras und Cambray, als Punkte erster Größe zählend, stand noch; Villars verband die bedrohten Orte durch sehr starke Linien, welche von der Picardie bis nach Namur hin reichten. Große Anstrengungen wurden in Frankreich gemacht, um ihn mit der nöthigen Mannschaft und dem Material auszurüsten. In jeder Gemeinde mußte jeder waffenfähige Mann sich mit 75 Livres auslösen oder ausrücken; jede Gemeinde ward angehalten, wenigstens 12 Mann zu stellen. Jedes Einkommen, sei es der Privaten, der Körperschaften, der öffentlichen Anstalten, der Besoldeten, ward mit der Abgabe des zehnten Pfennigs belegt. Villars erhielt 160 Bataillone, 244 Schwadronen und 102 Feldgeschütze. Er wäre Marlborough überlegen gewesen, allein er mußte verschiedene Abtheilungen an den Rhein gegen Eugen entsenden, deshalb stellte sich die Gleichheit her. Eine Schlacht ward nicht geliefert. Durch kunstvolle Bewegungen, die ebenso geschickt ausgeführt wurden, durchbrach Marlborough Villars Linien, belagerte die Festung Bouchain, die zum dritten Gürtel gehörte, und nahm sie den 14. September 1711. Noch wollte er die Plätze Arras und Quesnoy angreifen, aber mit Berufung darauf, daß Friedensverhandlungen im Werke seien, hinderten

ihn die Minister an Fortsetzung des Kampfs. Der Herzog verlegte seine Kriegsvölker in die Winterquartiere und ging im November 1711 nach England hinüber, wo er das Commando verlieren sollte.

Am Rheine befehligte, ehe Eugen eintraf, der regierende Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg ein aus kaiserlichen und Reichsvölkern zusammengesetztes Heer von etwa 30,000 Mann, das die Ettlinger Linien besetzt hielt und die bevorstehende Kaiserwahl decken sollte. Gegenüber lagen Harcourt und Bessons mit ungefähr gleicher Mannschaft. Als Eugen Ende Juli aus den Niederlanden anlangte und sein Heer mitbrachte, erhielt auch Harcourt entsprechende Verstärkungen von Villars. Eine Schlacht zu liefern lag außer den Planen Eugens und seiner Gegner. Den 12. Oktober 1711 ward unter dem Schutze von Eugens Heer der bisherige Gegenkönig von Spanien, Carl, als der sechste seines Namens, zum Kaiser gewählt, denn Josef hatte, wie ich schon bemerkte, wohl zwei Töchter, aber keine Söhne hinterlassen, und Carl zum Erben eingesetzt. Ehe Carl aus Barcelona schied, übertrug er Stahremberg den Befehl über das dortige Heer, die Regierung aber seiner Gemahlin, Elisabetha Christina, einer Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel. Den 27. September schiffte er sich auf der Flotte des englischen Admirals Norris ein, landete den 8. Oktober an der italienischen Küste bei Vado, hatte den 13. Oktober eine Zusammenkunft mit dem Herzog Victor Amadeus von Savoyen und hielt noch am nämlichen Tage einen

prächtigen Einzug in Mailand, wo er einen Monat weilte. Den 17. Oktober erhielt er Nachricht von seiner Erwählung zum Kaiser und reiste nun über Insbruck nach Frankfurt, wo er den 19. Dezember eintraf und den 22. mit großem Gepränge gekrönt ward. Eugens Feinde hatten nicht ermangelt, gleich bei der Ankunft Carls auf italienischem Boden Allem aufzubieten, damit der neue Herrscher gegen den Prinzen eingenommen werde. Man hob hervor, Niemand anders sei daran schuld, daß die Dinge in Spanien so schlecht gegangen, als Eugen, stets habe er alle Kräfte des Reichs eigennützig an sich gezogen und in den Niederlanden verschwendet, auch mehrmals den Oberbefehl in Spanien zurückgewiesen. Eugen fand nöthig, diesen Ränken entgegenzuarbeiten. Nachdem er das Rheinheer in Winterquartiere verlegt, ging er nach Innsbruck, um dem Kaiser während seiner Reise von Mailand nach Frankfurt aufzuwarten, ward gnädig empfangen und in seinen Würden bestätigt.

Indessen waren die Unterhandlungen zwischen dem englischen Cabinet und dem französischen Hofe so weit gediehen, daß Carl seine spanische Krone aufgeben mußte. Zu London wurden nemlich den 8. Oktober 1711 die Präliminarien eines abgesonderten Friedens zwischen England und Frankreich unterzeichnet. Sie enthielten im Wesentlichen folgende Bestimmungen: 1) Frankreich erkennt Titel und unbeschränkte Rechte der Königin Anna auf Großbritannien und Irland, sowie die protestantische Thronfolge an; 2) die Kronen von Spanien und Frankreich bleiben für ewige Zeiten getrennt,

damit nicht durch Anhäufung allzugroßer Macht in Einem Hause Europas Unabhängigkeit gefährdet werde. Den übrigen Verbündeten wurden in unbestimmten Ausdrücken gewisse Vortheile verheißen, über welche erst später verhandelt werden sollte. Davon, daß Spanien dem Hause Oesterreich verbleibe, folglich von dem eigentlichen Zwecke, warum bisher Ströme von Bluts vergossen worden, stand Nichts in den Präliminarien. Nach Unterzeichnung derselben hatte der französische Geschäftsträger Menagers eine geheime Unterredung mit Königin Anna, bei welcher diese, laut sichern Berichten, Folgendes äußerte: „Ich liebe den Krieg nicht und werde Alles thun, damit derselbe sobald als möglich aufhöre, denn ich wünsche im Frieden mit einem Könige zu leben, an den mich die engsten Bande des Bluts ketten; ich wünsche ferner, daß nach Beendigung des Kriegs Freundschaft nicht bloß zwischen uns, sondern auch zwischen unsern beiderseitigen Unterthanen bestehe." Deutlich verrieth Anna hiemit, daß sie die Nachfolge ihrem Halbbruder Jakob III. zuwenden wollte, den Ludwig XIV. kurz vorher, aber nur zum Scheine, nach Lothringen verbannt hatte. Auf die erste Nachricht vom Abschlusse der Präliminarien verlangte Kaiser Carl VI. vom Prinzen Eugen ein Gutachten, ob man an den einseitig von England begonnenen Friedensunterhandlungen Theil nehmen, oder im Nothfall den Krieg allein fortsetzen solle. Eugen entschied für das Letztere. Carl VI. schrieb an den Kurfürsten von der Pfalz einen Brief, in welchem er ihm den Auftrag ertheilte, seine Willensmeinung

den deutschen Ständen zu eröffnen, und die Worte beifügte, unser Entschluß ist unwiderruflich, eher wollen wir Alles versuchen und für die gemeinschaftliche Sache Alles wagen, selbst unsere Person aussetzen, als zugeben, daß von unserer Seite Jemand an einer Unterhandlung Theil nehme, die für die Freiheit des gesammten Europa verderblich werden muß.

Ich werde später zeigen, was der Kaiser unternahm, um den nahenden Sturm in England zu beschwören. Vorher muß ich berichten, was im Laufe des Jahrs 1711 in Spanien und in den Alpen vorgegangen war. Nach der unglücklichen Wendung, welche die Angelegenheiten der Oesterreicher durch den Rückzug Stahrembergs und die Gefangennehmung Stanhopes nahmen, hatte das letzte englische Parlament 1,500,000 Pfund verwilligt, um die Sachen dort in einen besseren Gang zu bringen. An der Stelle Lord Stanhopes wurde der Oberbefehl über das englische Heer in Catalonien dem Herzog von Argyle, einem Jakobiten, übertragen. Argyle erschien wirklich Ende Mai zu Barcelona, allein ohne Geld und ohne Mannschaft; unverkennbar war es, daß die englischen Minister, wider den Willen des Parlaments, durch geheime Gegenbefehle den Krieg hemmen, den mit Frankreich bereits angebahnten Frieden befördern wollten. Die Waffenthaten beschränkten sich darauf, daß der Herzog von Vendome, Anführer des französisch-spanischen Heeres, die catalonische Stadt Cardona berannte, worauf Stahremberg herbeieilte, die Gegner schlug und sie mit Verlust des Geschützes und Gepäcks forttrieb. Am Ende

des Jahres standen beide Theile ungefähr in denselben Stellungen, wie zu Anfang des Feldzugs von 1711.

Herzog Victor Amadeus hatte in Piemont an Dauns Stelle den Oberbefehl übernommen und entwickelte ein wenig mehr Thätigkeit als sonst. Mehrmals versuchte er, in die Provence einzudringen, aber die trefflichen Gegenanstalten, welche Berwyk getroffen, vereitelten sein Unternehmen. Der Sommer verstrich, die Alpen bedeckten sich wieder mit Schnee, und Victor Amadeus verlegte seine Völker in die Winterquartiere.

Nun nach England. Weil die Torypartei und die Minister die Allianz verrathen hatten, versuchte es Kaiser Carl VI., das Volk wider Krone und Adel aufzuregen und zu Fortsetzung des Kriegs anzutreiben. Die Leitung dieses schwierigen Geschäfts ward dem kaiserlichen Gesandten in London, Grafen Gallas, übertragen. Derselbe schickte eine Abschrift der Präliminarien, von denen er bald nach dem Abschluß Kunde erhalten hatte, an eine damals viel verbreitete Zeitung, welche unter dem Titel Postillon erschien. Das Aktenstück ward mit einem für die Minister sehr unangenehmen Commentar gedruckt, welcher auf die geheimen Umtriebe zu Gefährdung der protestantischen Erbfolge und der Gewissensfreiheit hindeutete. Nachdem die Dosis gewirkt, schrieb Gallas einen heftigen Brief an Lord Dartmouth, den Minister des auswärtigen Amts, und ließ denselben gleichfalls in den Zeitungen abdrucken. Der Eindruck war groß. Alle, welche für die Ehre Englands fühlten, sprachen ihre Mißbilligung

aus. Schon schwankte die Königin und vom Oberhause ward ein Beisatz in die Adresse an die Krone aufgenommen, welcher so lautete: „Kein Friede mit Frankreich sei sicher oder ehrenvoll, so lange Spanien oder Westindien in den Händen eines Zweigs der Bourbonen blieben."

Harley — oder wie er seit seinem Eintritt ins Ministerium hieß, Lord Oxford — sah, daß er das Aeußerste wagen müsse, oder verloren sei. Er reizte die Königin gegen den kaiserlichen Gesandten auf. Man erzählte ihr, daß Gallas in öffentlichen Gesellschaften geäußert habe, Anna sei eine alte schwache Frau, die sich an der Nase herumführen lasse. Dies erbitterte die Königin so, daß sie dem Grafen den Hof verbot und seine Zurückberufung beim kaiserlichen Hofe verlangte. Im November 1711 war Marlborough in London angekommen. Ihm schrieb Harley den heftigen Widerstand zu, den die Minister neulich im Oberhause gefunden. Sein Sturz war beschlossen. Am Neujahrstage 1712 erließ die Königin an den Herzog ein Billet, dessen wesentlicher Inhalt so lautete: sie, die Königin, sei mit seinen geleisteten Diensten zufrieden, finde aber für gut, ihn hiemit aller seiner Aemter zu entlassen. Um den Widerstand des Oberhauses zu brechen, den er voraussah, vermochte Lord Oxford die Königin, am nemlichen Tage mit einem Schlage 12 neue Pairs zu ernennen, unter welche auch der Abigail Hill Gemahl, Lord Masham, aufgenommen wurde. Noch schien ihm nicht genug gethan, er beschloß, dem Herzog einen Prozeß an den Hals zu werfen, der ihn ökonomisch zu Grunde rich-

ten sollte. Marlborough war ein Geizhalz; im Laufe des Kriegs unterschlug er große Summen, die für das Heer vom Parlamente bewilligt waren, machte von den Soldgeldern, welche wirklich ausbezahlt wurden, Abzüge, ließ sich von den Kaufleuten, welche Brod, Lebensmittel und andern Bedarf für das Heer zu liefern hatten, in regelmäßigen Zwischenräumen die Hände versilbern, welche Vortheile dann zehnfach den Soldaten abgezwackt wurden. Zu solchen und ähnlichen Geschäften brauchte er einen alten portugiesischen Juden, Namens Salomo Medinah, der im Bunde mit Marlborough auf Staatspapiere im Großen spekulirte und jenes Börsenspiel in Gang brachte, welches heutigen Tags Rothschild und Genossen zur höchsten Vollendung getrieben haben. Eben dieser Medinah ließ sich, als seine und des Herzogs Unterschleife ans Tageslicht gezogen wurden, um die eigene Person zu retten, von Marlboroughs Gegnern abfangen und zeugte gegen ihn.

Auf diese Aussage hin erhoben Englands Minister, namentlich St. John und Harley, nachdem sie sich der Mehrheit in beiden Parlamentshäusern versichert hatten, eine doppelte Anklage gegen Marlborough: erstlich, daß er jährlich eine bestimmte Summe von den Lieferern der Lebensmittel angenommen, zweitens, daß er von den durch das Parlament für die fremden Truppen bewilligten Geldern zwei und ein halb Procent abgezogen habe. Der Betrag beider Betrügereien ward auf 282,366 Pfund, — etwas über 3 Millionen Gulden, berechnet. Da diese Beschuldigungen schon im Herbste

wider ihn vorgebracht worden waren, hatte Marlborough Zeit gehabt, eine ausführliche Widerlegung einzusenden. Er vertheidigte sich gut. In Betreff des ersten Punktes erklärte er, die Geschenke der Lieferer seien schon vor der letzten englischen Revolution als regelmäßiger Gebrauch eingeführt worden, und bewies dies durch das Zeugniß des Sir John Graham, welcher Flügeladjutant beim Prinzen von Waldeck im Jahre 1689 gewesen war. Zweitens die Procente betreffend, sagte er, dieselben seien eine freiwillige Beisteuer, die ihm die verbündeten Fürsten zum Behufe geheimer Ausgaben zugestanden hätten. Ursprünglich seien dieselben zu gleichem Zwecke von den Mitgliedern der großen Allianz dem Könige Wilhelm zugewiesen und später ihm übertragen worden, und zwar mit Bewilligung der Königin Anna, deren, von Charles Hedges, dem damaligen Sekretär, gegengezeichnetes Schreiben er vorlegte. Weiter behauptete er, der Ertrag der Abzüge habe sich des Jahrs bloß auf 30,000 Pfund belaufen, und diese Summe sei von ihm bestens auf den Spionendienst verwendet worden. Er habe in letzter Beziehung weit bessere Nachrichten erhalten, als König Wilhelm, obgleich dieser jährlich 50,000 Pfund für denselben Zweck verausgabte. Alle seine Einreden waren jedoch vergeblich, mit 270 gegen 165 Stimmen erklärte das Unterhaus, daß die erstere Nutzung ungesetzlich, und die zweite dem Staate gehöriges Geld sei und verrechnet werden müsse. Eine Adresse erging in diesem Sinne an die Königin und Anna befahl dem Kronanwalt, den Herzog gerichtlich zu verfolgen. Dabei

blieb es, die Minister wagten nicht, Marlborough vor den Gerichtshof der Pairs zu laden, noch auf eine von ihm veröffentlichte Schrift, in welcher er sie als Verräther, Lügner und Ehrabschneider hinstellte, zu klagen. Ein Versuch, den sie machten, ihm das Brandmal, als hätte er Handel mit Offiziersstellen getrieben, aufzudrücken, schlug fehl.

So standen die Dinge in England, als eine dritte wichtige Person, nemlich Prinz Eugenius, auf dem Schauplatze erschien. Der Kaiser hatte ihn hinüber beordert, um wo möglich Marlborough zu retten und das sinkende Gebäude der Allianz wieder zusammen zu kitten: Eugen erschien Ende Januar 1712 in der Themsemündung zu Gravesend. Hier empfing ihn ein Abgesandter des Staatssekretärs Sr. John, oder Lord Bolingbrockes, welcher ihn ersuchte, zu Vermeidung des Aufsehens erst in der Abenddämmerung nach London zu kommen und jeden Umgang mit dem in Ungnade gefallenen Herzog von Marlborough zu meiden. Diese Botschaft verrieth die Furcht, welche die Minister vor dem Eindrucke der Persönlichkeit des Prinzen fühlten. In der That war ganz London auf den Beinen, eine ungeheure Menschenmasse wogte an den Ufern des Stromes hin und her, wie zu der Zeit, da Blücher in London erschien. Eugen landete erst Abends, bestieg unerkannt eine Kutsche und eilte in das Hotel des kaiserlichen Botschafters. Noch am Abend erhielt er einen Besuch des Herzogs von Marlborough, der ihm erklärte, daß nach seiner Ansicht Alles verloren sei. Auf die Anfrage des britischen Ministeriums, ob Eugen als

Prinz eines regierenden Hauses oder als Botschafter des Kaisers empfangen sein wolle, erwiederte er: letzteres sei der Fall. Am zweiten Tage stattete ihm der Lordschatzmeister Oxford, der Staatssekretär Bolingbroke und mehrere andere hohe Beamte der Krone den ersten Bewillkommnungsbesuch ab. In einem Berichte, den Eugen unmittelbar an den Minister Sinzendorf in Wien erstattete, gesteht er, daß wenig zu hoffen sei, und daß man ihn mit Redensarten abgespeist habe. Bolingbroke führte ihn zur Königin. Anna äußerte sich sehr gnädig über seinen Besuch, drückte aber ihr Bedauern aus, daß seine Sendung nicht in einen angenehmeren Zeitpunkt gefallen sei, wo ihr Reich innerlich beruhigt und äußerlich mit keinem schweren Kriege belastet gewesen wäre. Eugen nahm hievon Anlaß, über den außerordentlichen Nachtheil zu sprechen, der entspringen müßte, wofern Ihro Majestät der gemeinsamen Sache ihren Beistand entziehen würde. Anna erwiederte, sie sei von denselben Gesinnungen, wie der Kaiser, in Bezug auf den Krieg beseelt, allein zwischen ihr und ihm bestehe ein großer Unterschied: der Kaiser sei wegen seiner Handlungen nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich, während die Verfassung des englischen Reichs sie nöthige, die Stimme ihres Volks, dessen Organ das Parlament sei, zu hören und hiernach ihren Handlungen eine Richtschnur zu geben, die hie und da mit ihrer Ueberzeugung im Widerspruche stehe. „Mir ist leid, schloß die Königin, daß mein Gesundheitszustand mir nicht gestattet, mich mit Euer Durchlaucht, so oft als ich wünschte, zu be-

sprechen; allein ich habe meinen Ministern befohlen, Ihre Anträge entgegenzunehmen, so oft es Euer Durchlaucht beliebt."

Eugen übergab nach und nach den Ministern 5 Schriften, in welchen er England zu kräftiger Fortsetzung des Kriegs zu bewegen versuchte und im Namen des Kaisers versprach, deutscher Seits die Truppenzahl zu verdoppeln. Er erhielt ausweichende, nichtssagende Antworten. In seinen Unterredungen mit ihm sprach Lord Oxford gebrochen französisch — denn der Prinz verstand das Englische nicht —, Eugen sagt in einem Berichte an seinen Hof, er sei überzeugt, daß Harley gut französisch kenne und absichtlich eine dürftige Kenntniß erheuchelt habe, um hintendrein das Gesagte in Abrede zu ziehen, oder als Mißverständniß zu widerrufen. Zuletzt griff Eugen zu demselben Mittel, wie Gallas, er ließ die von ihm der Regierung überreichten Noten drucken und besoldete Schriftsteller. Halb England nahm Parthei für oder wider ihn. Wo er sich auf den Straßen zeigte, konnte sein Wagen durch die Volksmassen, die ihn sehen und bewundern wollten, kaum durchkommen. Andererseits versäumten auch die Tories nicht, ihre eigene Parthei gegen den ehrenwerthen Gast aufzuhetzen, und zwar nicht ohne Erfolg. Bei Gastmählern wurden anzügliche Toaste gegen ihn geschleudert. Mehr als einmal kam es während seiner Anwesenheit zwischen Eugens Freunden und Gegnern auf den Straßen zu blutigen Prügeleien.

Ich brauche kaum zu sagen, daß Eugen bei aller Ge-

reiztheit stets den Ton der feinen Gesellschaft einhielt. Einmal gab ihm der Lord Schatzmeister Harley ein Fest und brachte dabei unter anderen folgenden Trinkspruch aus: „Dem glücklichsten Tage meines Lebens, wo mir die Ehre zu Theil wurde, den ersten der Heerführer des Jahrhunderts in meinem Hause zu bewirthen.“ Eugen erhob sich und erwiederte: „Wenn ich je diesen Lobspruch verdiene, so verdanke ich denselben nur Ihrer Herrlichkeit.“ Konnte er auf sinnigere Weise den Herzog von Marlborough anerkennen und zugleich dem Tory den Stich geben, daß er der Verderber dieses ausgezeichneten Mannes sei? Am Geburtstage Anna's, der mit Pracht gefeiert wurde, empfing Eugen aus ihren Händen einen Degen, im Werthe von 4000 Pfund Sterling. Dagegen mußte er hören, daß der Oberbefehl über die englischen Truppen in den Niederlanden an Marlboroughs Stelle dem Herzoge von Ormond, einem Jakobiten, übergeben sei. Ormond machte ihm Besuche und nahm die Miene an, als wolle er sich mit ihm über den bevorstehenden Feldzug berathen. Eugen befand sich in keiner geringen Verlegenheit: war er offen, so mußte er fürchten, daß Ormond, oder durch ihn die Minister, die gemachten Mittheilungen den Franzosen verrathen würden; bewies er Zurückhaltung, so lief er Gefahr, den aufgezwungenen Waffenbruder zu beleidigen. Der Savoyarde umschiffte beide Klippen und benahm sich mit großem Geschick. Des weiteren Vollzugs der Präliminarien wegen hatten die Höfe von Versailles und St. James schon vor Eugens Ankunft in

London beschlossen, einen Friedenscongreß in der holländischen Stadt Utrecht abzuhalten. Man lud den Kaiser noch im Jahre 1711 ein, die Verhandlung zu beschicken, und nur das lange Zögern Carls war Ursache, daß der Congreß erst Ende Januar 1712 eröffnet wurde. Während dessen stieg zu London die Spannung zwischen Eugen und seiner Parthei einer- und den Ministern andererseits immer höher. Letzteren wurde seine Anwesenheit eine unerträgliche Last und sie griffen nach schändlichen Mitteln, seine Abreise zu beschleunigen. Ein ausgestoßener Jesuite, der zu London lebte, Namens Plunket, stand im Solde der Minister. Dieser Mensch machte die Anzeige, daß er eine Verschwörung entdeckt habe, an deren Spitze Eugen stehe: im Rathe der Whigs sei der Beschluß gefaßt worden, die Häupter der Tories zu ermorden, in der Nacht Feuer in London anzulegen, besonders im königlichen Palaste. Sobald dies geschehen, werde Marlborough die entstandene Verwirrung benützen, um mit einem Haufen Bewaffneter sich des Towers, der Bank, der Schatzkammer und der Königin zu bemächtigen. Die Minister stellten sich, als ob sie diesen Lügen Glauben schenkten.

Ende März 1712 verließ Eugen England und schiffte sich nach dem Haag ein; dort angekommen gewahrte er auf den Gesichtern der holländischen Staatendeputirten drohende Wolken. Der Prinz schrieb um jene Zeit dem Grafen von Herberstein: „Ich zweifle nicht, daß in Holland bei den tonangebenden Männern dieselbe Gesinnung herrsche, wie am

Hofe von St. James, den ich vor einigen Tagen verlassen. Hätte ich es so weit als Cäsar gebracht, so würde ich mit mir selbst zu Rathe gehen, ob es nicht das Beste wäre, statt der Franzosen unsere bisherigen Verbündeten anzufallen. Daran, daß die Engländer sich von uns trennen, ist gar nicht mehr zu zweifeln, aber was mir die stärksten Besorgnisse einflößt, ist die Erwägung, daß dieß in dem für uns ungünstigsten Zeitpunkte geschehen dürfte. Ich fürchte, der Herzog von Ormond wird, weil ich ihm meinen Operationsplan nicht mittheilte, sich dadurch rächen, daß er den seinigen mit Villars entwirft."

Die Friedensunterhandlungen waren Ende Januar 1712 zu Utrecht eröffnet worden, nachdem man über drei Wochen lang vergeblich auf die Ankunft des kaiserlichen Bevollmächtigten, Grafen v. Sinzendorf, gewartet hatte. Vertreten waren England, Frankreich, Holland, Savoyen, später Preußen. Spanische Gesandte, deren Aufnahme die Engländer hartnäckig forderten, wurden nicht zugelassen. Da die Engländer, als die mächtigsten unter den bisherigen Gegnern Frankreichs, bereits von Ludwig XIV. so gut wie gewonnen waren, hatten die Bevollmächtigten des Pariser Cabinets leichtes Spiel. Sie nahmen einen hohen Ton an und spielten die Herren. In der vierten Sitzung überreichten sie folgende Vorschläge: Frankreich erkennt Rechte und Titel der Königin Anna auf Großbritannien und Irland an, dagegen bleibt Spanien nebst seinen auswärtigen Besitzungen über dem Ocean in den Händen Philipps V.; die übrigen

Gebiete dieses Königreichs, namentlich Neapel, Sicilien, Sardinien, Mailand werden verwendet, um andere Ansprüche zu befriedigen. Flandern wird an den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern abgetreten. Holland erhält das Besatzungsrecht in folgenden, an Frankreichs Gränzen gelegenen, Festungen: Furnes, Ypern, Knocke, Meenen. Dagegen werden die Plätze Aire, St. Venant, Bethune und Douay an Frankreich zurückgegeben. Zu Gunsten Englands schleift Frankreich die Werke und den Hafen von Dünkirchen; erhält aber dafür zur Entschädigung die Festungen Lille und Tournay zurück. Die Kurfürsten von Bayern und Cölln werden hergestellt, und England wird ein günstiger Handelstractat zugesichert. Das deutsche Reich behält die Gränzen, wie vor dem Krieg, doch müssen Landau und Freiburg im Breisgau an die Franzosen abgetreten werden. Man kann diese Bedingungen kaum mit einem anderen Worte, als dem der Unverschämtheit, bezeichnen, sie lauteten so, als wenn die Franzosen Sieger und nicht die Besiegten gewesen wären. Die Veröffentlichung derselben erregte allgemeinen Unwillen in England. Selbst Anhänger der Regierung schrieen wider sie. Endlich traf auch der kaiserliche Bevollmächtigte Sinzendorf zu Utrecht ein, nachdem er zuvor durch die Zeitungen ausgesprengt hatte, der Kaiser sei nur durch die Erklärung, daß die von Frankreich ausgegangenen Präliminarien keine bindende Kraft hätten, und nur durch die dringenden Einladungen der übrigen Verbündeten, besonders der Generalstaaten, bewogen worden, den Congreß zu beschicken. Sinzen-

dorf überreichte folgende Gegenforderungen: Frankreich habe an das Haus Habsburg die ganze spanische Monarchie, an das deutsche Reich alles das zurückzugeben, was durch die Friedensschlüsse zu Münster, Nymwegen und Ryswik abgetreten wurde.

Gehäufte Todesfälle im Innern der Familie Ludwigs XIV. erschwerten um jene Zeit die sonst so günstige Stellung der französischen Bevollmächtigten zu Utrecht. Den 14. April 1710 hatte Ludwig seinen einzigen noch lebenden Sohn — zwei andere starben in früher Jugend — den Dauphin verloren. Dieser Dauphin hinterließ drei Söhne, Enkel des regierenden Königs; der älteste derselben, Herzog von Burgund genannt und seit seines Vaters Tode Dauphin, gewann durch die guten Eigenschaften, die ihm nachgerühmt wurden, die Liebe der Nation. Man hoffte unter ihm bessere Tage zu erleben, als unter dem Großvater. Den 12. Februar 1712 starb seine Gemahlin im 27. Lebensjahre an den Blattern, 6 Tage später raffte ihn das gleiche Uebel weg. Von den drei Söhnen, die er zeugte, war der älteste als kleines Kind schon 1705 gestorben, der zweite verschied wenige Tage nach dem Vater, und die ganze Nachfolge in gerader männlicher Linie beruhte nun auf dem dritten, einem zweijährigen kränkelnden Knaben, dem nachmaligen Ludwig XV. Nach dem nichts weniger als unwahrscheinlichen Ableben dieses Kindes kam die Nachfolge an den Bruder des verstorbenen Herzogs von Burgund, nämlich an Philipp von Anjou, den König von Spanien. Drohender als je stand das Gespenst da,

daß die beiden Kronen Frankreich und Spanien vereinigt und dadurch eine Universalherrschaft des Hauses Bourbon angebahnt werde. Dieß konnten die englischen Minister, ohne den Fluch von ganz Europa auf sich zu laden, nicht dulden. Ein Stillstand trat in Utrecht ein, die Gesandten schrieben um neue Verhaltsbefehle an ihre Höfe. Während dessen entspann sich ein traulicher Briefwechsel zwischen London und Versailles, der zu Gunsten Ludwigs XIV. ausfiel. Die englischen Minister begnügten sich mit dem allgemeinen Versprechen, in keinem Falle solle die Krone von Spanien und Frankreich auf Einem Haupte vereinigt werden. Dagegen übernahm England insgeheim die Verpflichtung, wofern die Verbündeten sich mit diesen Bedingungen nicht einverstanden erklären würden, sich von ihnen loszusagen; zugleich versprach das Cabinet von St. James, während der nächsten zwei Monate alle Feindseligkeiten gegen das französische Heer einzustellen, und sobald Dünkirchen als unstreitiges Unterpfand den britischen Truppen eingeräumt sein würde, seine ganze bewaffnete Macht, die Soldtruppen einbegriffen, vom Kampfplatze zurückzuziehen. Der Waffenstillstand sollte vorerst geheim gehalten werden, äußerlich behielt man den Schein des Fortbestandes der bisherigen Verhältnisse bei. Nur zu bald empfand Eugen die Folgen dieser Umtriebe.

Das gesammte englisch-kaiserliche Heer in den Niederlanden zählte 145 Bataillone, 295 Schwadronen, 136 Feldgeschütze, im Ganzen 122,000 gut gewaffnete treffliche Soldaten. Dagegen hatte Villars nur etwa 110,000 Mann

im Felde, die großentheils schlecht ausgerüstet und überdieß entmuthigt waren. Denn die lange Reihe der während der letzten Feldzüge erlittenen Niederlagen hatte die Zuversicht des französischen Heeres gebrochen. Noch ein einziger Sieg, und die Verbündeten konnten ungehindert bis vor die Mauern von Paris dringen. Man fürchtete so etwas: die vertrautesten Hofleute riethen dem König, Paris zu verlassen und sein Hoflager in eine der Städte an der Loire zu verlegen. Ludwig blieb fest: als Villars vor der Abreise zum Heere im Frühling 1712 sich vom Könige verabschiedete, sagte dieser zu ihm: „es gilt jetzt zu siegen oder zu sterben. Haben Sie die bevorstehende Schlacht verloren, so melden Sie es mir, ich werde dann zu Pferde steigen und mit Ihrem Berichte in der Hand durch die Straßen von Paris reiten. Ich kenne mein Volk und weiß, daß es mir gelingen wird, ihnen 200,000 Mann zuzuführen. An der Spitze dieses letzten französischen Heeres werde ich mich dann unter den Trümmern der Monarchie begraben."

Nur der Abfall des englischen Ministeriums verhinderte, daß dieß Wahrheit wurde. Eugen war entschlossen, die Linien Villars zu stürmen, Quesnoy und Landrecy zu nehmen, dann in Frankreich einzubrechen. Er stellte die Anfrage an Ormond, was er von ihm erwarten dürfe. Ormond hatte kurz vorher eine unter dem 6. Mai vom Staatssekretär Bolingbroke gezeichnete Depesche erhalten, worin er gewarnt ward, nicht wie sein Vorgänger Marlborough sich von Eugen zu Wagstücken hinreißen zu lassen, sondern wenn nicht augen-

scheinlicher Vortheil auf seiner Seite sei, behutsam jedem Treffen auszuweichen. Ormond, der das Geheimniß der Unterhandlungen zwischen dem englischen und französischen Cabinete nicht vollständig kannte, scheint für bloße Zaghaftigkeit gehalten zu haben, was der Anfang eines Verraths war. Auf die oben erwähnte Anfrage Eugens gab er zur Antwort, er sei mit den nämlichen Vollmachten versehen, wie früher Marlborough, und daher bereit, zum Angriff auf den Feind die Hand zu bieten, nur müsse er bitten, Alles wohl abzuwägen, denn er dürfe im gegenwärtigen Augenblicke Nichts aufs Spiel setzen. Eugen, der diesen Versicherungen traute, traf Anstalten zur Belagerung der Festung Quesnoy und nahm zu diesem Zwecke eine solche Stellung, daß die Verbindung des linken Flügels der Franzosen mit dem bedrohten Orte abgeschnitten werde. Mittlerweile waren die zwischen den beiden Cabineten noch obschwebenden streitigen Punkte ausgeglichen, indem Philipp V. eine Urkunde ausstellte, kraft welcher er für sich und seine Nachkommen feierlich — im Fall der Thronerbe Urenkel Ludwig XIV. sterben oder nicht sterben sollte, entweder auf die Krone Frankreichs oder auf die von Spanien verzichtete. Nun erging von Seiten der englischen Minister ein neuer Befehl an Ormond des Inhalts: er solle weder eine Schlacht, noch eine Belagerung wagen, ohne vorher höchsten Orts anzufragen, auch diesen Auftrag sorgfältig geheim halten. Eine Nachschrift von Bolingbrokes Hand enthielt die Worte: „beinahe hätte ich vergessen, Euer Gnaden zu sagen, daß wir

diesen Befehl abschriftlich dem französischen Hofe mittheilten. Wenn daher Marschall Villars Etwas davon gegen Sie erwähnt, so wollen Sie ihm bejahend antworten." — Als Villars nun wirklich die vorausgesetzte Anfrage machte, schrieb ihm Ormond, daß er ihn nicht länger als Feind betrachte, Villars möge sich daher über das Vorrücken der Verbündeten nicht beunruhigen, er werde die ihm vertrauten Truppen nicht mehr zu Angriffen, höchstens zu Eintreibung von Lebensmitteln gebrauchen. Alles dieß geschah hinter dem Rücken Eugens, der mit seinen Bewegungen fortfuhr. Als er auf dem Punkte war, die Franzosen anzugreifen, erklärte Ormond im Angesicht eines Kriegsraths, daß er bestimmten Befehl habe, keine Schlacht zu wagen, sowie auch keine Belagerung zu unternehmen. Nun erfolgte eine Scene. Eugen sagt selbst in einem an den Kaiser erstatteten Bericht: sowohl ich als die holländischen Felddeputirten machten dem Briten die bittersten Vorwürfe darüber, daß Ormond ruhig und still zusah, bis wir uns zwischen feste Plätze mitten hineingeschoben hatten. Eugens Lage war bedenklich. Doch hatte er Vorkehrungen getroffen, welche beweisen, daß er den Verrath der Engländer voraussah. Alle im englischen Sold stehenden deutschen Truppen waren in aller Stille von ihm gewonnen worden und hatten die Versicherung gegeben, daß sie ihn nicht verlassen würden. Auf seinen Befehl schloß der holländische General Fagel den 8. Juni 1712 Quesnoy ein und betrieb die Arbeiten so thätig, daß der Platz voraussichtlich sich nicht mehr lange halten konnte. Nun wollte

Villars nicht mehr den ruhigen Zuschauer spielen, durch einen Trompeter forderte er von Ormond eine bestimmte Erklärung, ob, wenn das französische Heer zum Entsatz vorrücke, die britischen und die in Englands Solde stehenden deutschen Truppen dem Prinzen Eugen auf irgend welche Weise Beistand leisten würden. Ormond konnte seine zweideutige Rolle unmöglich weiter fortspielen. Am 25. Juni ließ er dem Prinzen Eugenius durch einen Oberoffizier anzeigen, daß er soeben Nachricht von der unter dem 22. Juni erfolgten Einwilligung des französischen Cabinets, Dünkirchen abzutreten, und zugleich aus London Befehl erhalten habe, alsbald Waffenstillstand zu machen und Dünkirchen mit 10 Bataillonen zu besetzen. Nach Empfang dieser Meldung berief Eugen sämmtliche Anführer der im englischen Solde stehenden deutschen Truppen zu sich in sein Hauptquartier. Auf diese Einladung erschienen Prinz Leopold von Anhalt-Dessau als Führer der Preußen, Prinz Rudolf von Württemberg als dänischer, der Erbprinz von Cassel als hessischer, der Generallieutenant Bielke als sächsischer, Generallieutenant von Bulow als hannoverscher, General Berner als holsteinischer, General-Oberist Walef als Anführer der Truppen des Stifts Lüttich. Auch die holländischen Felddeputirten, den Feldmarschall der Generalstaaten Tilly an der Spitze, fanden sich ein. In Anwesenheit des Herzogs von Ormond, den Eugen gleichfalls eingeladen hatte, wiederholten alle ihr schon früher gegebenes Versprechen. Ormond drohte, augenblicklich die fernere Ausbezahlung des

Solds zu hemmen; vergeblich. Als er jeden einzelnen der deutschen Befehlshaber durch seine Adjutanten auffordern ließ, seinen Befehlen Folge zu leisten, erhielt er beinahe von allen abschlägige Antwort. Der Erbprinz von Hessen-Cassel erwiederte, daß seine Hessen nur dann marschiren, wenn es gegen die Franzosen gehe. General Bulow gab die Erklärung ab: wir dienen nicht für Sold, sondern für Ehre. Ein Funke deutschen Gefühls schien in den Herzen dieser vornehmen Herren erwacht zu sein, doch ist zu bemerken, daß ihnen Eugen insgeheim zugesagt hatte, der Kaiser werde ihren Sold übernehmen. Zu gleicher Zeit ertheilten die Generalstaaten allen holländischen Commandanten der eroberten Festungen in Flandern und Brabant bestimmten Befehl, den abziehenden Engländern überall den Durchmarsch zu verweigern. Letzterer Umstand nöthigte Ormond, den auf den 26. Juni angesetzten Abzug einzustellen und neue Verhaltungsbefehle von seiner Regierung zu fordern. Während dieser Verzögerung fiel Quesnoy. Der Befehlshaber des Platzes, General Labadie, capitulirte den 4. Juli, die Besatzung zog den 6. kriegsgefangen aus — sie war 1700 Mann stark — und wurde nach Holland abgeführt.

Ormond, welcher unthätiger Zeuge des Falls von Quesnoy gewesen, erhielt den 12. Juli von seiner Regierung Befehl, Dünkirchen zu besetzen und die Bekanntmachung des Waffenstillstands nicht länger zu verzögern. Den 16. erfolgte der Abmarsch der Truppen, welche 20 Bataillone und 24 Schwadronen, im Ganzen etwa 12,000 Mann

zählten, von den deutschen Truppen folgten ihnen nur 1 Bataillon und 4 Schwadronen Holsteiner, sowie das Lüttichische Dragonerregiment unter Oberst Wallef. Die verbündeten Deutschen waren wüthend, und kaum konnte man Thätlichkeiten vermeiden. Eugen sah sich genöthigt, jede Zusammenkunft mit den Briten zu verbieten. Die gemeinen britischen Soldaten wußten die wahre Ursache, warum man sie vom übrigen Heere wegführe, noch nicht; als man ihnen dieselbe eröffnete, erschollen laute Flüche und Verwünschungen gegen den Herzog von Ormond durch die Reihen, die Offiziere verbargen sich in ihren Zelten, viele reichten Gesuche um Entlassung ein. Da Ormond keine von den Holländern besetzte Festung berühren durfte, näherte er sich Dünkirchen auf weiten Umwegen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als das französische Cabinet die Auslieferung der Festung auf den Grund hin verweigerte, weil nicht auch die im englischen Solde stehenden deutschen Truppen, wie doch ausbedungen gewesen, Eugen verlassen hätten. Der Preis des Verraths drohte dem Herzoge von Ormond zu entschlüpfen; in seiner Noth wandte er sich gegen Gent und Brügge, bemächtigte sich beider Städte mit Gewalt und wartete hier die Entscheidung Ludwigs XIV. ab.

Der Abfall Ormonds brachte den Verbündeten großen Schaden. Zwar war Eugen dem Marschall Villars noch immer an Feldtruppen überlegen, aber Zweifel und Unschlüssigkeit befiel die Holländer, und mit dem Wanken dieser kam die Grundursache deutscher Unmacht an den Tag. Eng-

lisches und holländisches Geld hatte das verbündete Heer zusammengehalten, jetzt, da dieses Oel, das bisher das Getriebe der Maschine fortbewegte, zu stocken begann, drohte Alles aus einander zu fallen. Seit dem 30jährigen Krieg und dem westphälischen Frieden war unser Handel, unsere Gewerbsthätigkeit, unser Wohlstand vernichtet, und dieß hatte zur Folge gehabt, daß deutsche Heere von fremdem Sold lebten. Nach dem Abzuge Ormonds konnte überdieß Villars eine Menge Truppen aus den entferntesten Festungen herausziehen. Unter so schlimmen Umständen beharrte Eugen bei dem Entschluß, die Franzosen anzugreifen, eine Schlacht zu liefern und dann vor Paris zu rücken.

Aber die holländischen Felddeputirten, jetzt noch ängstlicher als früher, widersprachen und verlangten, er solle erst die Festung Landrecy wegnehmen, wozu er sich nothgedrungen verstand. Das große Magazin Eugens für Lebensmittel und Schießbedarf war die Festung Marchiennes, die 9 Stunden von Landrecy entfernt liegt. Um dem Uebelstand einer so weiten Entfernung vorzubeugen, schlug Eugen vor, die Magazine nach dem weit näheren Quesnoy zu verlegen. Allein die Holländer scheuten die Kosten des Transports. Somit blieb dem Prinzen nichts übrig, als seine Verbindung mit Marchiennes dadurch zu sichern, daß er den in der Mitte gelegenen Ort Denain mit einem festen Lager versah, in welches er 12,000 Mann unter dem General Albemarle warf. Gegen eben diese höchst wichtige Stellung ührte Villars einen Schlag. Durch sehr kluge Bewegungen

wußte er Eugen glauben zu machen, daß er darauf umgehe, Landrecy zu entsetzen; plötzlich wandte er um und stürzte den 24. Juli mit seinem ganzen Heere auf Denain los. Eugen, von Albemarle über die drohende Gefahr benachrichtigt, brach sogleich auf, aber er kam zu spät. Auf die erste Salve hatten die Holländer, die unter Albemarle standen, die Gewehre weggeworfen und sich davon gemacht. Von den 12,000 Mann entkamen nur 4000, die übrigen wurden theils getödtet, theils gefangen. Unter den Gefangenen befanden sich Albemarle selbst und 3 Generale, 15 Stabsoffiziere, 157 niedere Offiziere vom Hauptmann abwärts, die Franzosen verloren nur 5000 Mann.

Diese Niederlage vollendete die Muthlosigkeit der Holländer, sie hatte überdies in militärischer Beziehung schlimme Folgen. Hintereinander nahm Villars die Festungen St. Amant, Marchiennes, den Hauptwaffenplatz der Verbündeten, dann Douay, Quesnoy, zuletzt noch Bouchain. Ueberall leisteten die holländischen Commandanten nur lauen Widerstand. Das Heer Villars war auf 120,000 Mann gestiegen, das Eugens auf 90,000 Mann herabgeschmolzen; er mußte die Belagerung von Landrecy aufgeben, und sich zurückziehen. Die Einnahme des kleinen Forts von Knocke, welche er den 4. Oktober bewerkstelligte, wog die letzten großen Verluste nicht auf. Mitte Oktober bezogen beide Heere Winterquartiere. Frankreich war durch den Abfall Ormonds und durch den glücklichen Ueberfall von Denain gerettet.

Am Rheine hatte im Jahre 1712 nach Eugens Abreise der regierende Herzog von Württemberg, Eberhard Ludwig, den Oberbefehl übernommen. Er beschränkte sich auf einen Versuch, die Weißenburger Linien zu erstürmen, der kläglich mißrieth. Da der feindliche Anführer, Marschall Harcourt, auch nichts wagte, so bezogen beide Heere nach einem thatenlosen Feldzuge die Winterquartiere. In Italien rückte Daun mit seinen deutschen Truppen frühzeitig ins Feld und eroberte Porto Ercole. Aber der Herzog von Savoyen, insgeheim von den Engländern durch das Anerbieten gekirrt, ihm Sicilien mit der Königskrone zuzuwenden, machte nur zum Scheine einige Anstrengungen. Sobald es mit Anstand geschehen konnte, rief er seine Truppen zurück und trat dem Waffenstillstande zwischen England und Frankreich bei. Jenseits der Pyrenäen ward der Waffenstillstand gleichfalls verkündigt, worauf die englischen Truppen unter den Verwünschungen der tapfern Catalanen sich einschifften. Stahremberg ward durch den Abzug der Engländer genöthigt, seine Anstrengungen auf die Belagerung von Girona zu beschränken und auch diese mußte er nach neunmonatlicher Dauer aufgeben.

Während Eugen die erwähnten Unfälle erlitt, gingen die Verhandlungen zu Utrecht fort. Noch einige Wochen lang verweigerte Ludwig die Herausgabe von Dünkirchen, zuletzt gab er nach. Aber jetzt erhob sich eine neue Schwierigkeit: um den Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, dem Kaiser als Nebenbuhler in Italien entgegensetzen zu

können, verlangten die Engländer für ihn Sicilien mit dem Königstitel. Weil hiegegen die Franzosen erwogen, daß sie in diesem Falle den Kaiser, dem sie Sicilien zugedacht hatten, auf andere Weise entschädigen müßten, verwarfen sie das Ansinnen. Das Friedenswerk drohte zu stocken, da entschloß sich Bolingbroke, selbst nach Paris zu reisen. Weil er eine so große Verantwortlichkeit nicht allein auf sich zu nehmen wagte, ließ er sich von seinen Amtsgenossen eine geheime Instruktion mitgeben, welche benützt wurde, um nach dem Regierungsantritt Georgs II. auf die gestürzten Minister eine Anklage wegen Hochverraths zu wälzen. Begleitet von dem Dichter Prior, den man damals zu allerlei zweideutigen Händeln gebrauchte, und von dem Franzosen Gaultier, kam er nach Paris, bezog dort bei der Mutter Torcys, des französischen Kriegs- und Finanzministers, Quartier. In diesem Hause wurden die Hauptpunkte zwischen ihm und Torcy durchgesprochen; als sie einig waren, reisten sie zusammen an den Hof zu Fontainebleau, wo der englische Staatssekretär eine Wohnung im Schlosse erhielt. Außer seinem eigentlichen Auftrage betrieb Bolingbroke dort gewisse geheime Dinge, die der Königin Anna sehr am Herzen lagen, die aber, wenn sie gelungen wären, England in die tiefste Verwirrung gestürzt hätten. Auch von diesem Werke haben neuere Entdeckungen in den Archiven den Schleier weggezogen. Bolingbroke bezweckte nichts Geringeres als die Wiederherstellung des Hauses Stuart nach Anna's Tode. Statt der Hannoveraner sollte Anna's Halb-

bruder Jakob III. Englands Thron erben. Dieser Plan hätte nur mit völligem Umsturz der Verfassung Englands und nach einem glücklichen Bürgerkrieg verwirklicht werden können. Man muß daher sagen, daß Bolingbroke das Verbrechen des Hochverraths beging.

Nach kurzem Aufenthalt reiste er wieder in die Heimath zurück. Kaum war er fort, als das französische Cabinet neue Winkelzüge machte. Die englischen Minister hatten sich durch ihre Verräthereien völlig in der Franzosen Hände gegeben, zurück konnten sie nicht mehr, folglich befanden sich Ludwig XIV. und seine Rathgeber in der angenehmen Lage, die Verlegenheiten der Verräther auszubeuten und Forderungen abzupressen. Noch etwas Anderes, fast Schlimmeres kam hinzu, drüben benützten die englischen Whigs die Lage ihrer Gegner, der Sturz der Tories schien unvermeidlich. Dem schändlichen Bolingbroke reichte das Wasser an die Kehle. Zu Anfang des Jahrs 1713 schrieb er an den englischen Botschafter zu Paris einen Brief, in welchem sich folgender Satz findet: „Wir stehen hier am Rande des Abgrundes, allein die Franzosen nicht weniger. Sagen Sie dem Herrn von Torcy, daß es ihm gelingen wird, sowohl mich, als den Lord Oxford an den Galgen zu bringen, allein die nach unserem Sturze einbrechende Verwirrung aller Angelegenheiten wird bald in den Franzosen den Wunsch erregen, uns wieder in das Leben zurückrufen zu können.“

Ludwig XIV. begriff, daß er die Saiten nicht noch höher

spannen dürfe: er ertheilte daher die lange verzögerte Bestätigung der zwischen Torcy und Bolingbroke verabredeten Bedingungen und den noch immer zu Utrecht versammelten Bevollmächtigten blieb bloß das Geschäft überlassen, diese Punkte zu formuliren. Den 11. April 1713 wurde zu Utrecht eine Reihe von Verträgen unterzeichnet, vermöge welcher Frankreich mit England, Holland, Savoyen, Portugal und Preußen abschloß, diese Verträge zusammen heißen der Utrechter Friede, welchen der große Staatsmann Wilhelm Pitt den unauslöschlichen Schandfleck der britischen Geschichte genannt hat. Die Hauptbestimmungen sind: 1) die protestantische Erbfolge in England ist anerkannt; von Seiten Frankreichs erhält der Stuart Jakob III. keine Unterstützung; 2) die Kronen Frankreich und Spanien bleiben für alle Zeiten getrennt; 3) Dünkirchen wird geschleift. Das Cap Breton in Amerika, die Hudsonsbay, Akadien und Neufundland tritt Frankreich an England ab. 4) Franzosen und Engländer bewilligen sich in Bezug auf Handel gegenseitig die Rechte der begünstigten Völker; 5) die Schifffahrt von feindlichen zu neutralen und selbst von feindlichen zu feindlichen Häfen ist erlaubt. Freie Flagge macht frei Gut, von welcher Regel jedoch die als Contrebande bezeichneten Artikel ausgenommen sind. 6) Der König von Preußen wird als solcher anerkannt, erhält Obergeldern, entsagt den Ansprüchen auf das Fürstenthum Orange, das bei Frankreich bleibt, verharrt dagegen im Besitze von Neufchatel und Valengin; 7) an den Herzog von Savoyen tritt Frankreich

fünf Alpenthäler ab, so daß die Spitze der Hochalpen die Gränze bilden, der Herzog bekommt ferner die Insel Sicilien; 8) die vereinigten Niederlande erhalten das Besetzungsrecht in Meenen, Tournay, Furnes, Loo, Knocke, Dixmuiden, Ypern, Warneton, Commines und Verkwik. Dagegen werden die Plätze Lille, Aire, Bethune und St. Venant an Frankreich zurückerstattet. 9) Gibraltar und Minorka werden von Spanien an England abgetreten, auch erhält England das Recht, die spanischen Colonien 30 Jahre lang mit Negersklaven versorgen zu dürfen.

Am Tage der Unterzeichnung des Friedens übergaben die englischen Bevollmächtigten dem Grafen Sinzendorf die letzten Vorschläge Frankreichs mit der Erklärung, daß Ludwig XIV. nur bis zum ersten Juni 1713 sich an dieselben gebunden halte, während der ferneren Unterhandlungen jedoch keinen Waffenstillstand eingehen werde. Dieses Ultimatum lautete dahin: Der Rhein ist hinfort Gränze zwischen Frankreich und Deutschland (der napoleonische Gedanke), was Frankreich auf dem rechten Ufer besitzt, gibt es heraus, das linke Ufer gehört ihm. Weiter erbietet sich Ludwig XIV., Carl VI. als Kaiser, und den Hannoveraner als Kurfürsten anzuerkennen, was eine zweite unerträgliche Anmaßung war. Den Churfürsten von Bayern und Cöln müssen Länder und Würden zurückgegeben, und dem ersteren zum Ersatze dafür, daß er auf die spanischen Niederlande verzichtet, die Insel Sardinien mit dem Königstitel eingeräumt, auch als unstreitiges Unterpfand der Befriedigung, Luxemburg, Namur

und Charleroi mit völliger Souveränetät überliefert werden. Aus der spanischen Erbschaft erhält der Kaiser Neapel, Mailand und Flandern.

Mit vollem Recht wies der Kaiser diese Bedingungen zurück. Dagegen zeigten diejenigen Reichsinsassen, die entfernt vom Rheine wohnten, gute Lust, die überrheinischen Länder aufzuopfern, und den Utrechter Frieden anzunehmen. Zuletzt besannen sie sich doch eines Bessern. Also Fortsetzung des Kriegs, der jedoch jetzt ganz auf die Schultern des Kaisers und Reichs gewälzt war! Die äußerste Noth drängte, den Kriegsschauplatz auf den Rhein, auf Deutschland zu beschränken; es blieb dem Kaiser Nichts übrig, als Stahremberg aus Catalonien zurückzurufen und dieses unglückliche Volk, das so große Hingebung an das Haus Habsburg bewiesen, der Rache seiner Todfeinde, der Castilier, zu überlassen. Die Kaiserin war bis zum März 1713 in Barcelona geblieben und hatte den Muth der Catalonier angefeuert. Sie reiste jetzt ab und im Mai desselben Jahres erhielt auch Stahremberg Befehl, mit seinen noch übrigen Schaaren abzuziehen. Ich werde vom Schicksale Barcelonas unten berichten.

Im Winter von 1712 auf 1713 ging Prinz Eugenius nach Wien, wo die Rüstungen mit größerem Ernste als früher betrieben wurden. Unter dem 4. Januar 1713 schreibt Eugen aus Wien: „Der Kaiser wünscht zwar den Frieden, aber er will lieber die ganze spanische Erbschaft Frankreich zum Opfer bringen, als eine Veränderung in Deutschland

zugestehen. Diese Standhaftigkeit hilft mir, meinen Anordnungen den gehörigen Nachdruck zu geben. Bei Hof herrscht ein ungewohnter Geist, dadurch daß Carl VI. eigenhändig die geheimen Instruktionen entwirft, setzt er die Minister in größere Thätigkeit und die Entschließungen bleiben für meine Gegenparthen, die der Kaiser genau kennt, ein Geheimniß. Die Ausgaben des Hofes wurden nie so sorgfältig überwacht, als gegenwärtig, der Kaiser geht nicht nur in das Einzelne ein, sondern er verlangt auch bei jedem Zweige Verantwortlichkeit; Bittgesuche werden alle auf den Frieden vertagt, mit der Erklärung, daß er sich bei dem Abfalle aller seiner Verbündeten die Subsidiengelder durch Einschränkung seiner Bedürfnisse selbst verschaffen müsse."

Alle in den Niederlanden und in Italien bisher verwendeten Truppen erhielten Befehl, sich mit dem Reichsheere am Rheine zu vereinigen und die Ettlinger Linien zu beziehen. Eugens Heer sollte die Stärke von 100,000 Mann bekommen. Auf seinem rechten Flügel war er im Besitze der Rheinübergänge bei Philippsburg, Mannheim, Mainz, den linken Flügel deckte die Festung Freiburg im Breisgau. Auf dem linken Rheinufer vor seiner Fronte hielt er Landau mit 8000 Mann besetzt. Diese Stellung verlieh ihm die Möglichkeit, wofern nur sein Heer die gehörige Stärke erreichte, nach Belieben über den Rhein zu setzen und angriffsweise zu verfahren. Eugen hatte damals merkwürdige Unterredungen mit dem Kanzler des Reichs und Erzbischof von Mainz, Franz Lothar, einem gebornen Freiherrn von Schön-

born, der den genannten Stuhl 1695 bestieg. In seinem Eifer, Deutschland zu retten, gerieth der große Mann, der an der Spitze unserer elenden Heerverfassung stand, auf den Gedanken, ein Aufgebot in Masse den Franzosen an den Kopf zu werfen und den Heerbann zu erneuern, doch entging seinem Scharfblicke nicht, daß bei dem gänzlich versunkenen Zustande der Deutschen die beantragten Heilmittel fromme Wünsche bleiben würden. Ich theile einen seiner Briefe mit, den er im Mai 1713 schrieb: „Wollen Sie, sagte ich zu dem Kurfürsten von Mainz, daß ich die Franzosen angreifen soll, so ist nothwendig, daß die vorliegenden Kreise (d. h. die nächst dem Rheine gelegenen) sich in Masse erheben; dieses ist das einzige Mittel, den Franzosen Furcht einzujagen. Ich weiß aus Erfahrung, daß man den Geist der Nationen nicht besser erforschen kann, als bei langen Kriegen. Unbegreiflich scheint es, daß ein Volk, und besonders ein so kraftvolles wie das deutsche, sich allen Leiden und Drangsalen des Kriegs auf seinem eigenen Grund und Boden geduldig unterwirft, während es in seiner Macht steht, allem Uebel zuvorzukommen. Glauben Sie denn, sprach ich weiter, daß die im Innern ihres Reichs wohnenden Franzosen gleichgültig einer Plünderung der Gränzen, gleich den Deutschen, zusehen würden. Erinnern Sie sich nicht des mächtigen Widerstands, mit dem die Franzosen uns mittelst eines allgemeinen Aufgebots bedrohten, als wir in die Dauphiné und Provence einrückten. Wie tapfer schlug sich das Waldenser Landvolk gegen die königlichen Heere,

und am Ende von wem anders haben die Gallier die Wirkung des Heerbannes kennen gelernt, als von den Einfällen der germanischen Stämme! Die Betrachtung dessen, was vor meinen Augen vorgeht, zeigt nur, daß Völker von ihrer angeborenen Tugend und Kraft gänzlich ausarten können. Die Deutschen scheinen gegenwärtig mehr auf ihren Namen als auf ihre Stärke zu vertrauen. Mit einem Heerbanne von 200,000 deutschen Bauern, die keiner andern Bewaffnung als ihrer Ackergeräthe bedürfen, getraue ich mir in Verbindung mit einem geregelten Heere von nur 80,000 Mann die Franzosen auf ihre alten Gränzen zurückzuwerfen. Ein Vorschlag dieser Art, sagte ich weiter, wäre des Kurfürsten Reichskanzlers auf dem Reichstage würdig, und dann setze ich meinen Kopf zum Pfande, daß das Reich in vier Wochen einen Frieden und zwar einen solchen haben wird, dessen sich ein ganzes Menschenalter erfreuen soll. Der Kurfürst hörte mich betroffen an, und erwiderte, daß dies pia desideria seien. Ich fuhr fort, wo es sich um Gut und Blut handelt, sollte freilich nicht von pia desideria, sondern von Thaten die Rede sein. Die Zeiten Carls des Großen sind vorüber, die damalige Rohheit zeigte mehr Geist, Kraft und Selbstständigkeit, als die jetzige durch den Clerus zwar geschulte, aber auch in tiefste Lethargie gestürzte Nation. Was nützt es, wenn man einem Volke stets zumuthet, seine Stärke bis zum Untergange zu verläugnen, die Geistlichkeit wird noch bitter bereuen, den Geist der Nation so tief erniedrigt zu haben. Alles schwieg voll Staunen über meinen ge-

rechten Eifer, dies erinnerte mich, daß ich in Mainz sei. Der Heerbann ward kein Gegenstand der Unterhaltuug mehr." Eugen sagt nicht Alles, was er dachte. Die Fürsten waren die Träger großer Schuld an dem Uebel, von dem Eugen spricht; der jämmerliche Rest von Gemeingefühl, das noch in den Deutschen lebte, reichte so weit, als die Gebiete oder Gebietlein der durch den Münsterschen Frieden unbeschränkt gewordenen Herrn ging. Aber auch die Geistlichkeit hat wacker am Verderben gearbeitet, und zwar die protestantische so gut als die katholische, jene, indem sie die Köpfe des Volks mit ungehörigen theologischen Streitigkeiten anfüllte und ihre Standeszänkereien für Nationalinteressen ausgab; auch die andere, die katholische, blieb nicht zurück. Was haben jene reichsfreien, hochadeligen Aebte, Bischöfe, Domherren, Malthefer-, Deutsch- und andere geistlichen Ritter nicht gethan, um den Geist des Volks in ihren Besitzungen hübsch niederzuhalten! Der Heerbann, den Eugen als einziges Heilmittel bezeichnet, ist hundert Jahre später zu den Zeiten Napoleons in Gestalt der Landwehr aufgerichtet worden und hat den Korsen gestürzt.

Das Versprechen war von den Reichsständen gegeben worden, 4 Millionen Thaler in die Kriegskasse zu liefern, und das Heer so zu vermehren, daß es mit Inbegriff der Kaiserlichen, die Stärke von hunderttausend Mann erreiche. Aber wie sind diese Verheißungen im Angesichte einer furchtbaren Gefahr erfüllt worden? Soldaten kamen kaum 60,000 zusammen und unter dem 22. September schreibt

Eugen aus dem Hauptquartier Philippsburg, daß von den festgesetzten 4 Millionen bis jetzt 257,000 Thaler abgeliefert seien! Villars, der den Befehl gegenüber führte, zählte 130,000 Mann unter seinen Fahnen; was blieb Eugen übrig, als ruhig in den Linien stehen zu bleiben und zu verhindern, daß die Franzosen nach Bayern vordringen, was ihre Absicht war. Eine Schlacht durfte er nicht wagen, ja er mußte nothgedrungen Landau und sogar Freiburg im Breisgau aufopfern. Villars bestimmte 39 Bataillone und 50 Schwadronen zur Belagerung von Landau. Sie begann den 12. Juni und endete den 20. August mit einer Capitulation, kraft welcher die Besatzung sich kriegsgefangen ergab, aber ihr Eigenthum behielt. Den Befehl über die Landauer Garnison, welche aus 3600 Mann bestand, hatte Herzog Alexander von Württemberg geführt und seine Pflichten reichlich erfüllt, wie die Länge der Belagerung beweist. Nach Landaus Falle konnte Villars sich entweder gegen Mainz oder gegen Freiburg wenden oder aber auf der Straße durch das Kinzigthal in Schwaben einbrechen und den mißvergnügten Bayern die Hand reichen. Um jedem dieser Fälle zu begegnen, warf Eugen Verstärkungen in beide Plätze und schärfte dem kaiserlichen General Vaubonne, der mit 18,000 Mann die Engpässe zwischen dem Glotter- und Dreisamthale zu vertheidigen hatte, die größte Wachsamkeit ein. Vaubonne hielt in erster Linie die langgedehnten Schanzen des Roßkopfs, deren linker Flügel sich an die Werke von Freiburg lehnte, in zweiter Linie aber die Punkte St. Pe-

ter, St. Märgen und den sogenannten hohlen Graben besetzt. Nach Speyer berief Villars einen Kriegsrath; der Angriff Freiburgs wurde beschlossen. Mit 40 Bataillonen, 40 Schwadronen griff General Dubourg den 20. September die Linien auf dem Roßkopfe an, durchbrach sie und nöthigte Vaubonne sich gegen Villingen und Rottweil zurückzuziehen. Den 26. September bezog die Masse des französischen Heeres Stellungen hart vor Freiburg: bei Zähringen standen 5 Bataillone, eben so viele Schwadronen; von Zähringen bis Betzenhausen 6 Bataillone, 17 Schwadronen; zwischen Betzenhausen und Lehen 4 Bataillone Artillerie, von Uffhausen bis Güntherstthal 21 Bataillone, 40 Schwadronen; von Güntherstthal bis Littenweiler 20 Bataillone, von Littenweiler bis Ebnet und weiter zurück 6 Bataillone, 21 Schwadronen, auf der Höhe der Karthause 6 Bataillone, auf dem Roßkopfe und seinen Abhängen 12 Bataillone. Freiburg war vom Nimweger bis zum Ryswiker Frieden 1679—1697 in den Händen der Franzosen gewesen und von ihnen befestigt worden. Die Stadt hatte damals vier Thore und acht Bollwerke nebst Halbmonden. Ueber ihr erhoben sich zwei Schlösser, das obere und das untere, zu deren Verbindung ein regelmäßiges Sechseck, das sogenannte Salzbüchsel, diente. Auf der Südseite gegen das Dreisamthal hin lagen die sogenannte kleine und die Lochredoute, etwas weiter oben auf derselben Seite gegenüber dem obern Schlosse stand ein Hornwerk, die Nordseite gegen Herdern schützte die Wegredoute. Den Befehl in Freiburg führte

Generallieutenant Harsch, die Besatzung zählte 16 Bataillone und 100 Dragoner, im Ganzen 10,000 Mann. Die Belagerung dauerte vom 26. September bis 17. November. Während dieser langen Zeit hat der Commandant und die Mannschaft sich Ruhm erworben, Ausfall folgte auf Ausfall, die Soldaten vertheidigten ihre Stellungen mit großem Muth, mehreremal geschah es, daß Compagnien bis auf den letzten Mann in den anvertrauten Werken zusammengehauen wurden; der Commandant hatte die Gicht an Händen und Füßen, dennoch ließ er sich täglich in einer Sänfte an die bedrohten Orte tragen. Ende Oktober war die Stadt nicht länger mehr haltbar, den 1. November zog sich Harsch mit 1500 Mann auserlesener Truppen in das untere Schloß zurück, befahl auf den Wällen die weiße Fahne aufzustecken und überschickte dem feindlichen Obergeneral durch ein Mitglied des Stadtraths ein Schreiben, in welchem er ihn um gute Behandlung für die zurückgelassenen Kranken, für die Bürgerschaft und insbesondere für die vielen Frauen von Offizieren und Adeligen aus der Umgegend bat, die sich nach Freiburg geflüchtet hatten. Villars meldete dem Commandanten durch einen Oberoffizier: da keine Capitulation für die Stadt abgeschlossen worden sei, könne er sich mit der Sorge für die vielen Frauen und Kranken nicht befassen, er werde sie unter das Schloß hinbringen lassen und Harsch möge sie ernähren. Villars hoffte durch diesen unmenschlichen Kunstgriff die Capitulation zu beschleunigen, aber Harsch blieb fest. Villars führte seine Drohung aus, ließ

die Damen von Stand und die Offiziersfrauen plündern und sammt den Verwundeten in die Klöster der Stadt sperren und am 11. November mehrere Kranke und Verwundete mit Gewalt gegen das Schloß hinauftreiben. Harsch glaubte sich nicht befugt, die geringen, im Schlosse befindlichen Vorräthe, die dem Kaiser und dem Staat gehörten, durch Vertheilung an diese Unglücklichen zu verringern, dennoch sorgte er für sie. In seinem Tagebuche findet sich unter dem 4. November 1713 folgende Stelle: „Da ich aus der Antwort Villars ersah, daß er durch die mir aufgezwungene Vertheilung von Brod an die Gefangenen, Kranken und Verwundeten den Fall der Festung beschleunigen wollte, blieb ich bei meinem Entschlusse, Nichts abzugeben, damit es desto länger dauern möge. Indeß aber ließ ich den löblichen Bataillons sagen, wie wohl gethan es wäre, wenn Jemand aus Liebe zu den Gefangenen an seiner Portion Brod, Wein und Fleisch, insonderlich heute, als an Ihrer kaiserlichen Majestät Namenstage, da doppelt ausgetheilt ward, abbrechen wolle. Alsobald haben das löbliche Bevernsche Bataillon und sofort andere mehr sich hiezu erboten, auch habe ich selbst den Rest der heutigen Festmahlzeit von 25 Gedecken, mit Zusatz eines halben Rinds von meinem Eigenen in 7 Feldkesseln auf Morgen hinabzubringen verordnet.“

Mitte November trat harte Kälte ein. Da es im Schlosse an Holz fehlte, erfroren viele Soldaten. Harsch konnte sich nicht länger halten; schon früher hatte er mit

Bewilligung Villars einen Offizier nach Ludwigsburg geschickt, wo sich damals Eugen befand, um ihn über die Kapitulation zu befragen. Der Offizier kam am 10. November zurück mit bejahender Antwort. Nun bot Harsch die Uebergabe gegen freien Abzug an, machte jedoch die Bedingung, daß sofort die gefangene Garnison von Landau entlassen werde. Villars verwarf letztern Punkt. Noch einmal fragte Harsch bei Eugen an, ob er jene Bedingung fallen lassen dürfe. Erst nach erfolgter Zustimmung des Feldmarschalls übergab er am 17. November einen Theil der Schlösser. Den 20. November zog die Garnison, noch 6000 Mann stark — 4000 waren durch Krankheit oder das Schwert umgekommen —, mit allen kriegerischen Ehren in großer Parade, mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, vier geladenen Kanonen, zwei Mörsern, sammt den zugehörigen Rüstwagen, aus. Marschall Villars, die Prinzen Bourbon und Conti, die ganze Generalität, erwartete die tapfere Schaar am Predigerthore und beeiferten sich in die Wette, ihren bisherigen Feinden die höchste Achtung zu bezeigen. Harsch zog nach Rottweil, wo er sich mit Vaubonne vereinigte. Der Kaiser ehrte Harschs Verdienst dadurch, daß er ihn in den Reichsgrafenstand erhob.

Eugen legte kein Gewicht auf den Fall von Freiburg, er wußte, daß der Kaiser die Festung wieder in kurzer Zeit bekommen werde. Die Königin von England war schwer krank; starb sie, so kam der Kurfürst von Hannover auf den Thron, und geschah dies, ehe Ludwig XIV. Frieden

geschlossen, so konnte er voraussehen, daß England den Krieg erneueren, Holland wieder beitreten, und daß man dann gegen die Franzosen andere Saiten aufziehen werde. Auf den 26. November lud Villars den Prinzen zu Friedensverhandlungen nach Rastatt ein. Eugen kam. Villars machte hohe Forderungen; nun übergab Eugen am 3. Februar 1714 den Franzosen sein Ultimatum und reiste sofort über Ettlingen nach Stuttgart, wo er den Carneval feierte. Den 27. Februar erschien daselbst ein Abgeordneter Villars bei ihm und ersuchte ihn, zurückzukehren. Eugen ging wieder nach Rastatt. Den 7. März wurden die Artikel unterzeichnet. Man nannte sie Präliminarien, weil man dem Reiche die Ehre vorbehalten wollte, noch insbesondere zu unterhandeln. Die Hauptbestimmungen waren: in Bezug auf Spanien bleibt es bei den Utrechter Schlüssen; der Kaiser bekommt als seinen Antheil der spanischen Erbschaft Neapel, Mailand, die Insel Sardinien, sowie Flandern, wo er sich mit den Generalstaaten über das Besatzungsrecht durch einen besondern Traktat einigen wird; für die Verhältnisse des deutschen Reichs zu Frankreich bleiben die Schlüsse von Ryswik, Nimwegen, Münster, maßgebend; Frankreich gibt Breisach, Kehl, Freiburg zurück; die Festungswerke von Bitsch und Homburg werden geschleift; dagegen muß der Kaiser Landau an Frankreich abtreten und die geächteten Kurfürsten von Bayern und Cöln wiederherstellen.

Der Kaiser bestätigte den Frieden. Das Reich unterhandelte nachher noch zu Baden im Argau für sich; nach

vielen unnützen Reden, Klagen und Schriften hieß es durch Unterzeichnung am 7. September das zu Rastatt Beschlossene gut. Am mindesten behagte den protestantischen Ständen, daß die Ryswiker Klausel aufrecht blieb, kraft welcher die römisch-katholische Religion in den von Frankreich zurückgegebenen Orten nicht gemindert werden durfte. Eugen sagte den Zänkern ins Gesicht, er lege gar kein Gewicht auf ihre Klagen, wenn die Orte nur deutsch seien, bekümmere er sich um das Andere nichts. Dabei hatte es auch sein Bewenden.

Und nun noch einige Worte über die Bedingungen. Der Kaiser gewann durch den Rastatter Frieden vier Länder: Neapel, Mailand, Sardinien, Flandern; aber dieser Gewinn war nur scheinbar, erstens, weil die neuen Erwerbungen nicht mit dem Stammlande zusammenhingen, zweitens, weil sie keine deutsche Unterthanen einschlossen, drittens, weil sie inskünftige den Kaiser in alle europäischen Händel zu verwickeln drohten. Der Wiener Hof und namentlich Eugen sahen diese Nachtheile sehr gut voraus. Eugens Absicht war gewesen, den geächteten Bayern und seinen Bruder, sowie wo möglich noch andere Reichsfürsten, in Spanien, in Neapel, in Mailand, in Indien zu versorgen und dafür Bayern, das ein wahrer Gewinn gewesen sein würde, mit Oesterreich zu vereinigen. Ferner war das Besatzungsrecht in Flandern, das der Kaiser den Generalstaaten einräumen mußte, ganz dazu gemacht, Reibungen zwischen ihm und dem Nachbar herbeizuführen.. Die wahre Ursache vom liederlichen Ausgang des Kriegs lag in der deutschen Reichsver-

fassung. Nur die Hülfe der Holländer und Engländer hatte die kaiserliche Sache in Flor gebracht, ihr Rücktritt schnellte unsere Wagschale in die Höhe und Nationen, die vernünftige Einrichtungen haben, stehen auf sich selbst. Bei uns dagegen war eine Faust durch die andere gebunden und verkehrter als die selige Reichsverfassung sah die Welt nie eine politische Schöpfung. Diese schönen Früchte verdanken wir dem Münsterschen Frieden. Ist es ein Wunder, das Prinz Eugenius bei jeder Gelegenheit bald im Scherz, bald in bitterem Ernst seinen Abscheu gegen jenes Werk an den Tag legte. Einmal schreibt er: „Man will behaupten, daß diejenigen, welche Christum kreuzigten, Westphälinger gewesen, wahrscheinlich ist uns deßhalb das Loos zugefallen, die Früchte des westphälischen Friedens ewig zu verdauen." Ein andermal hatte ihm Graf Seckendorf einen westphälischen Schinken verehrt. Eugen antwortete: „Ich danke Ihnen, aber ich kann keinen westphälischen Schinken auf meiner Tafel sehen, sie erregen mir die unangenehme Erinnerung an jenen Frieden, durch den der Verfall des Reichs vorbereitet worden ist."

Ludwig XIV. überlebte den Utrechter Frieden, der Frankreich rettete, nur kurze Zeit. Ich muß hier noch einmal auf Frankreichs innere Verhältnisse, und zwar zunächst auf die kirchlichen, zurückkommen. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts besaßen die zu Rom beim Pabste beglaubigten Gesandten des französischen Hofs das sogenannte Recht der Quartierfreiheit; dasselbe bestand darin, daß die von den Gesandten und ihren Dienern bewohnten Gebäude und Quar-

tiere von der landesherrlichen Gerichtsbarkeit befreit waren und unter dem Forum der fremden Mächte, denen die Gesandten angehörten, standen. Diese Einrichtung verhinderte die Uebung guter Polizei, den Unterthanen wurde es leicht, den Schutz irgend eines Gesandten oder seiner Diener zu finden. Innocenz XI., ein vortrefflicher Pabst, der eine Menge Mißbräuche abstellte — er war aus dem Geschlechte der Odescalchi und bestieg Petri Stuhl 1676 — bewog alle auswärtigen Mächte, auf jenes Recht zu verzichten, indem er bei jedem Gesandtschaftswechsel die Abschaffung des Mißbrauchs zur Bedingung der Annahme des neuen Botschafters machte; nur Ludwig XIV. widersetzte sich der gerechten Forderung des Pabstes. Zu Anfang des Jahrs 1687 war der französische Gesandte, Herzog d'Estrées, der einzige, der noch die Quartierfreiheit behauptete. Als er starb, glaubte Innocenz durchgreifen zu können. Aber Ludwig XIV. gab seinem neuen Gesandten, Charles von Lavardin, gemessenen Befehl, die Freiheit aufrecht zu halten. Lavardin brachte ein großes Gefolge, worunter mehrere Schwadronen Reiterei, mit nach Rom und verschanzte sich in dem farnesischen Palaste und den benachbarten Straßen, die bisher gleichfalls unter seiner Gerichtsbarkeit gestanden waren. Wenn er ausfuhr, geleiteten seinen Wagen stets 200 Reiter. Der Pabst ertheilte ihm keine Audienz; als er mit seinem Gefolge in die Peterskirche eindrang, verließen alle Geistlichen dieselbe. Aus Rache gab Ludwig XIV. Befehl, die dem Stuhle Petri gehörigen, im südlichen Gallien

gelegenen Herrschaften, Avignon und Venaissin, zu besetzen und drohte mit einer allgemeinen Kirchenversammlung. Diesen Waffen setzte der Pabst unerschütterliche Ruhe entgegen und erreichte zuletzt die Abberufung Lavardins, der auf der Rückreise auch von dem toskanischen Clerus als ein Gebannter behandelt wurde. Nicht lange nachher erkrankte der Pabst und starb den 10. August 1689. Da jedoch sein Nachfolger, Alexander VIII., der den Stuhl Petri nur 15 Monate inne hatte, und Innocenz XII., der bis 1700 regierte, den französischen Anmaßungen gleichen Widerstand leistete, wie Innocenz XI., mußte sich Ludwig XIV., der indeß durch die zwischen Frankreich und halb Europa ausgebrochenen Kriege etwas mürbe geworden war, zur Nachgiebigkeit entschließen. Der nächste nach Rom geschickte Botschafter verzichtete auf die Quartierfreiheit, und unter dem 14. November 1693 schrieb Ludwig XIV. an Innocenz XII. einen Brief, in welchem er seine früheren Befehle an die Gesandten zurücknahm. Innocenz hatte bis dahin den Jansenisten Schutz gegen ungerechte Verfolgung gewährt, und diese Parthei war um jene Zeit bedeutend an Mitgliedern gewachsen. Der abgeschlossene Friede zwischen dem Pabst und dem Versailler Hofe wurde ihnen verderblich. Bis 1694 galt als ihr Haupt der jüngere Arnauld, welcher sich aus Furcht vor Ludwigs XIV. Zorn nach Brüssel geflüchtet hatte und dort den 8. August 1694 in hohem Alter starb.

Nunmehr trat an die Spitze der Parthei Pasquier Quesnel, ursprünglich Oratorianer und Verfasser des Buchs

Réflexions morales sur le nouveau testament, welches sehr viel zur Verbreitung jansenistischer Grundsätze beitrug und schnell in mehreren Auflagen erschien. Der neue Erzbischof von Paris, Ludwig Anton von Noailles, war ihnen günstig. Aber jetzt boten die Jansenisten Allem auf, ihre Gegner zu stürzen. Quesnel lebte zu Mecheln in Flandern, welches Land zu Anfang des spanischen Erbfolgekriegs in die Gewalt Philipps V. gerathen war. Ludwig XIV., von den Jesuiten gewonnen, bewog seinen Enkel, den spanischen König, Quesnel verhaften zu lassen. Man fand Papiere bei ihm, welche auf einen Jansenistenplan, sich noch weiter von der römischen Kirche zu entfernen, hinzudeuten schienen; Quesnel selbst entwischte aus der Haft. Dagegen erhielten die französischen Bischöfe vom Hofe Befehl, ihrem untergebenen Clerus bündige Erklärungen wider Jansenistische Ansichten abzufordern. Ihrerseits verlangten die Jansenisten ein Concil. Nachdem die Dinge so weit gekommen, schrieb der Erzbischof von Cambray, Fénelon, welcher bisher für einen geheimen Freund der Jansenisten gegolten hatte, wider sie. Ludwig XIV. verlangte, Pabst Clemens XI., welcher im November 1700 Petri Stuhl bestiegen hatte, solle durch eine Bulle die Jansenisten verdammen. Die Bulle, bekannt nach ihren Anfangsworten unter dem Namen Vineam Domini, erschien den 15. Juli 1705, enthielt das Wesentliche der früher von den Päbsten Innocenz X. und Alexander VII. gegebenen Bestimmungen, drang aber auf eine strengere Unterordnung unter den Buchstaben der Kirchenlehre. Alsbald wurden in Frankreich alle

Geistlichen, auch die Nonnen von Portroyal, gemahnt, die Bulle zu unterschreiben. Entschlossene Jansenisten weigerten sich; darum schwere Verfolgung. Eine päbstliche Bulle vom 27. März 1708 hob das Kloster Portroyal des champs als ein Ketzernest auf. Diese Maßregel wurde den 29. Oktober 1709 vollstreckt, und um den Wallfahrten der Jansenisten nach den von ihnen hochverehrten Stätten ein Ziel zu setzen, ließ die Regierung die Gebäude abbrechen, die Leichen der Einsiedler ausgraben und nach andern Kirchhöfen bringen. Zu gleicher Zeit traf die Parthei noch ein anderer Streich. Im Jahre 1709 starb Ludwigs XIV. Beichtvater, der Pater Lachaise, ein im Ganzen edelgesinnter Mann, und erhielt den Jesuiten Le Tellier, einen Eiferer, zum Nachfolger. Zwischen ihm und dem Erzbischofe von Paris, Noailles, brach Streit aus. Eine Zeitlang wollte der König die richtige Mitte einhalten und ernannte eine Commission, um die zwischen Beiden strittigen Punkte, die sich vorzugsweise auf Quesnels Betrachtungen bezogen, zu untersuchen. Noailles verwarf die Commission und berief sich auf die Entscheidung des Pabstes, der nun ein Gericht von französischen Ordensgeistlichen niedersetzte, das gegen Quesnel und Noailles entschied. Unter dem 8. Oktober 1713 bestätigte Clemens XI. mittelst der Bulle Unigenitus, welche hundert und einen jansenistischen Satz verdammte, die Urtheile der Schiedsrichter, dasselbe that der König 1714, und verbannte zugleich alle Jansenisten, welche längeren Widerstand versuchten, als Ruhestörer. Vollständig hatten die Jesuiten über

ihre Gegner gesiegt. Aber der Kampf verstummte darum nicht. Der Herzog von Orleans, welcher nach Ludwigs XIV. Tode, wie sogleich gezeigt werden soll, die Vormundschaft über den 5jährigen Thronerben, Ludwig XV., angetreten hatte, rief die Jansenisten zurück und vertraute dem Erzbischofe, Cardinal Noailles, die Leitung der geistlichen Angelegenheiten Frankreichs an. Nun lebte der alte Streit verderblicher wieder auf, jedoch nicht für lange. Schon 1720 wechselte der Regent seine kirchliche Politik und zwang den 4. Dezember 1720 das Parlament, die Bulle Unigenitus als Reichsgesetz in die Register einzutragen. Unter der Asche glühte das Feuer fort, mehrere Päbste des 18. Jahrhunderts, welche der öffentlichen Meinung, die für die Jansenisten, als die Unterdrückten, Parthei nahm, Rechnung tragen wollten, ließen den Verfolgten insgeheim Schutz angedeihen.

Der Krieg der Jansenisten und Jesuiten hat der Kirche eine tiefe Wunde geschlagen, den religiösen Abfall der zu Ende des Jahrhunderts erfolgte, mächtig befördert. Zwei Hauptursachen wirkten hiebei zusammen, erstens weil der Streit nicht nur in Frankreich, sondern bald auch in Deutschland, Spanien, Italien zündete und dadurch die ganze Kirche veruneinigte; zweitens, weil die Masse der Gebildeten überall, durch die mehr und mehr Einfluß gewinnende Presse bearbeitet, aus diesen dogmatischen Händeln die Lehre abzog, daß auch die Dogmen der Kirche ein Spiel der Cabinetspolitik geworden seien.

Folgen wir dem alten Könige Ludwig XIV., welcher über ein halbes Jahrhundert der Dränger Europa's gewesen war, an sein Todbett. Ich habe früher von den Verheerungen gesprochen, welche der Tod Schlag auf Schlag unter den Mitgliedern des königlichen Hauses anrichtete; den 4. Mai 1714 starb auch noch der dritte Bruder des Herzogs von Burgund, oder des Dauphin, Carl, Herzog von Berry, weg. Von der ganzen, früher so zahlreichen, männlichen Nachkommenschaft Ludwigs XIV. in gerader Linie lebte nur noch sein Enkel, Philipp V., König von Spanien und sein Urenkel, der im Februar 1710 geborene Sohn des Herzogs von Burgund, Ludwig XV. Der alte König hatte außer diesen direkten Nachkommen einen Neffen, Sohn seines früh verstorbenen Bruders Philipp, den Herzog Philipp von Orleans. Dieser Philipp von Orleans war beim Könige, wie beim Volke, in hohem Grade verhaßt, und zwar traf den Prinzen dieser allgemeine Haß nicht ohne seine eigene Schuld. Scharfsichtig, voll Witz und Redefertigkeit, trieb er die Verachtung für alle Grundsätze der Moral und Religion bis auf einen damals noch unbekannten Grad, wälzte sich in Laster und Ausschweifungen, lebte zurückgezogen vom Hofe in seinem Eigenthum, dem Palais Royal, umgeben von Astrologen und Alchemisten. Als jene schnellen Todesfälle rasch hintereinander, zum Theil unter höchst auffallenden Umständen, erfolgten, verbreiteten sich unter dem Volke Gerüchte von Vergiftungen, und als Urheber bezeichnete die Meinung der Menge den Herzog von Orleans, auch der Hof schien so

etwas zu glauben. Lieder gegen den Herzog ertönten auf den Straßen, der Pöbel schmähte ihn, wann er durch Paris fuhr, die Hofleute wagten kaum mehr mit ihm zu sprechen. Der Herzog ward hiedurch bewogen, in einer Eingabe an den König strenge Untersuchung zu verlangen. D'Argenson, Polizeilieutenant ward hiemit beauftragt, es fand sich jedoch kein haltbarer Grund des Verdachts.

Nach dem Herkommen gebührte eben diesem Orleans die Vormundschaft über das Kind, das nach Ludwigs XIV. voraussichtlich nahem Tode Frankreich beherrschen sollte. Mit Schrecken sah der alte König dieser Nothwendigkeit entgegen, er fürchtete, daß sich der Herzog an dem Kinde vergreifen könnte. Mittelst eines Gewaltstreichs suchte er der Gefahr vorzubeugen. Durch ein Patent vom Juli 1714 erklärte er seine unehelichen Söhne aus der Verbindung mit der Montespan, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse, für erbfähig, sobald der rechtmäßige Mannsstamm aussterben sollte; er setzte ferner für den Fall seines Todes einen Regentschaftsrath ein, in welchem neben dem Herzoge Philipp von Orleans auch der Herzog von Maine und mehrere andere Große eine Stelle erhielten. Philipp sollte den Vorsitz im Rathe haben, der Herzog von Maine dagegen mit der Sorge für das Wohl und die Sicherheit des königlichen Urenkels, Ludwigs XV., beauftragt sein. Die ganze bewaffnete Macht, unter dem Marschall Villeroi, ward zur Verfügung des Herzogs von Maine gestellt und Vil-

leroi erhielt Befehl, nach des Königs Tode im Nothfalle mit Gewalt diese Anordnungen aufrecht zu halten.

Philipp von Orleans erfuhr Alles. Durch Versprechungen oder Drohungen gewann er den Erzbischof Noailles von Paris, die Prinzen von Geblüt, Condé und Conti, die, über die Erhebung der Bastarde unzufrieden, mit Orleans Parthei machten, sowie die Marschälle Villars und Villeroi, welcher letztere ihm die von dem Könige gegebenen Befehle mitgetheilt hatte. Ludwig war in seinen letzten Tagen verrathen. Sein 62jähriges despotisches Regiment ging auf die Neige.

Der 5. September 1714 war der siebenundsiebzigste Geburtstag Ludwigs XIV. Sein Tod konnte nicht mehr lange ausbleiben, in Holland wurden große Wetten darauf gemacht, welche Ludwig zu seinem Schrecken in den Zeitungen las. In der That begann seine Gesundheit seit dem Frühling 1715 zu wanken, doch aß er noch mit gewohntem Appetit, fuhr auf die Jagd, musterte Truppen, lustwandelte im Garten von Versailles. Den 10. August Abends gab er persischen Gesandten, die nach Frankreich gekommen waren, Gehör und zwar ganz aufrecht. Am andern Tage fühlte er sich unwohl. Indeß nahm die Krankheit erst am 25. August 1715 einen drohenden Charakter an. Ludwig fühlte, daß er nicht mehr genesen werde, und traf, wie ein Mann, der nur noch wenige Stunden zu leben hat, seine Anordnungen mit der größten Besonnenheit, er ließ nach einander den Marschall Villeroi, die Herzoge von Maine und Orleans rufen. Die Wundärzte fanden an seinen Beinen ein

Krebsgeschwür, das schnell um sich griff. Noch am 25. empfing er aus den Händen des Cardinals Rohan die Sterbsakramente. Den 26. August beschied er den damals 5jährigen Dauphin an sein Bette. Das Kind erschien, begleitet von seiner Hofmeisterin, der Herzogin von Ventadour: „Mein Sohn," sagte er zu ihm, „eine große Krone ist dir bestimmt, mache dich derselben würdig durch Gehorsam gegen die Gebote Gottes und durch eifrige Sorge für das Wohl des Volks. Leider habe ich selbst diese Pflichten versäumt. Ahme mir nicht nach und hüte dich hauptsächlich vor zwei Dingen, vor der Leidenschaft für kostbare Bauten und vor der Freude an Krieg und Erobern, die Kriege sind das Verderben der Völker: mehrmals habe ich Kriege aus Leichtsinn begonnen und aus Eitelkeit fortgeführt." Er umarmte das Kind und gab ihm seinen Segen. Die nächste Zeit brachte er allein mit dem Beichtvater Le Tellier und der Frau von Maintenon unter Andacht und Gebeten zu. Das Bewußtsein schwand, die Schmerzen waren groß. Den 30. August Abends floh die Maintenon, unfähig, den Anblick länger zu ertragen, nach dem Kloster St. Cyr, das sie nicht mehr verließ. Sie starb daselbst den 15. April 1719, vier Jahre nach dem Könige, im 83. Jahre ihres Alters, und im vollen Besitz ihres regsamen und scharfsichtigen Geistes. Den 31. August bekam der König wieder lichte Augenblicke. Man hörte ihn laut mit den Priestern beten, Abends fiel er in Bewußtlosigkeit und verschied den 1. September 1715, Morgens ein Viertel nach 8 Uhr.

Sowie die Kunde von seinem Tode sich nach Paris verbreitete, brach ungeheurer Jubel aus, als hätte sich das glücklichste Ereigniß zugetragen. Um diese barbarische Freude zu erklären, müssen wir einen Blick auf die Lage Frankreichs werfen. In Paris fehlte es nicht an Leben und Thätigkeit, auch befanden sich dort große Summen in den Händen gewisser Leute, nemlich derjenigen, welche der verstorbene König als General-Pächter und Steuerbeamte gehalten hatte, aus den Taschen des verzweifelten Volks den letzten Sou herauszuholen. Aber die Provinzen waren wie vernichtet, von Wohlstand gar keine Rede mehr, kaum zählte man da und dort eine bürgerliche Familie, welche so viel besaß, um ihren Kindern eine anständige Erziehung zu geben. Die Gewerbsthätigkeit, unter Colbert einst so blühend, hatte sammt dem Handel aufgehört. Eine Masse Ländereien lagen wüste, theils weil es an männlichen Armen fehlte, um die Erde zu bebauen — denn Ludwigs letzter Krieg hatte die übrigen Reste französischer Jugend vollends erschöpft, theils weil die Bebauer sich scheuten, Erndten zu pflanzen, die doch nicht ihnen, sondern dem Könige oder den General-Pächtern zu Gute kamen. Nicht besser stand es mit dem öffentlichen Vermögen. Im Schatze lagerten Anfangs September 1715 sieben bis achthundert tausend Franken, die Einkünfte waren für 1715, 1716 und 1717 schon zum Voraus von den Generalpächtern empfangen und ausgegeben; der laufende Ausfall belief sich auf 146 Millionen; die öffentliche Schuld, obgleich ihre Ziffer damals noch un-

bekannt war, auf etwas mehr als 2000 Millionen. Nach den Berechnungen des Münzamtes sollten gegen 1100 Millionen Thaler im Königreiche umlaufen; aber laut den Versicherungen Sachkundiger waren kaum 600 Millionen vorhanden. So enorme Summen hatten die Bestechungen und der Krieg ins Ausland abfließen machen. Ludwigs XIV. Beispiel gibt eine donnernde Lehre, wohin unbeschränkte Regierungen führen; er, der gefeierte Abgott eines halben Jahrhunderts, starb unter den Flüchen seiner Unterthanen und hinterließ eine mächtige, einst reiche, hochgebildete Nation als Bettlerin.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Regentschaft.

Und was sollte erst nachkommen! Kaum hatte Ludwig XIV. die Augen geschlossen, als Herzog Philipp von Orleans alle Minen springen ließ, um das, was ihm nach dem Herkommen allein gebührte, die Vormundschaft über den 5jährigen Thronerben, in seine Gewalt zu bekommen. Es gelang ihm mit leichter Mühe. Orleans gewann die Parlamente durch die Vorspiegelung, daß er als Regent die ehemalige politische Bedeutung dieser Körperschaften wiederherstellen werde; er gewann den Adel, oder die vor dem Glanze des vorigen Königs ganz verschwundene Aristokratie, durch das Versprechen, daß in dem Regentschaftsrathe, den er einsetzen

wolle, Alles nach Mehrheit der Stimmen entschieden, und daß die verschiedenen Zweige der Verwaltung adeligen Collegien überlassen werden sollen; er gewann endlich das Volk durch die Aussicht, die er ihm eröffnete, an den Steuerbeamten und Blutsaugern der vorigen Regierung blutige Rache zu nehmen. Der Marschall Villeroi war, wie ich früher bemerkte, noch zu Ludwigs XIV. Lebzeiten vom Herzoge verführt worden. Einen Tag nach dem Tode des königlichen Greisen, den 2. September, begab sich Orleans in den Palast des großen Pariser Parlaments und ließ sich daselbst zum Regenten des Reichs erklären. Den 12. September brachte man das königliche Kind gleichfalls in das Parlament; in seinem Namen ward die Regentschaft des Herzogs bestätigt. Den 15. erschien in Ludwigs XV. Namen ein Edikt, welches die alten Rechte des Parlaments, deren es seit den letzten 42 Jahren beraubt gewesen, nämlich Vorstellungen gegen königliche Mandate machen zu dürfen, wiederherstellte.

Die nächste Sorge des Regenten war, Geld zu schaffen, denn die vorhandenen Summen reichten nicht aus, um die Truppen auf den bedrohtesten Punkten der Gränze auch nur für etliche Wochen zu nähren. Orleans speculirte auf den allgemeinen Unwillen, der gegen die Minister und Steuerbeamten des vorigen Königs herrschte. Von allen Seiten forderte man den Regenten auf, jene Blutsauger, die freilich nach den bestehenden Gesetzen kaum belangt werden konnten, zur Strafe zu ziehen. Orleans beschloß, dieß zu

thun, aber zu seinem eigenen Profit, er hoffte den Gehaßten 200 Millionen abzupressen. Sodann gebrauchte er die den Aristokraten versprochene Einsetzung von Regierungscollegien, um die Verantwortlichkeit der Maßregel auf anderer Leute Schultern zu wälzen und einen Schein des Rechts für die beschlossene Verfolgung zu erlangen. Die neue Regierungsform wurde eingerichtet, sie bestand darin, daß siebzig Personen, in sechs Räthe getheilt, Heer, Flotte, geistliche und auswärtige Angelegenheiten, Schatz- und Gerechtigkeitspflege unter ihre Obhut nahmen und das verrichteten, was unter Ludwig XIV. die verschiedenen Minister besorgt hatten. Die neuen Collegien schmeichelten sich mit der Hoffnung, eine dauernde Macht zu erringen, aber Orleans benützte sie nur dazu, um Vorschläge, die ihm nützlich schienen, aber Haß erregen mußten, zu machen, nachher ließ er sie fallen und behielt die Gewalt für sich allein. Bald nach Anfang des Jahres 1716 wurde eine sogenannte peinliche Untersuchungskammer, Chambre ardente, niedergesetzt. Den Wirkungskreis des neuen Gerichtes bezeichnete eine Denkschrift des Generalprokurators in folgenden Worten: „Unter Allen denen, die vor das neue Tribunal vorgeladen werden sollten, seien die, welche sich durch die gewöhnlichen Mittel bereicherten, am wenigsten strafbar; unverantwortlich dagegen hätten die Pächter der herrschaftlichen Gefälle, insbesondere aber die zu Eintreibung außerordentlicher Steuern verwendeten Beamten, fast ohne Ausnahme ihre Gewalt mißbraucht. Der gegenwärtige Zustand der Finanzen, der außerordent-

liche Geldmangel, der dem Reiche ebenso verderblich geworden, als Mißwachs der Früchte, sei eine Folge der Maßregeln, welche die Betrüger getroffen, um ihren Raub zu sichern. Am schuldigsten sei die Klasse der Wucherer, die mit Staatspapieren gehandelt, im Finstern ihr Wesen getrieben und ungeheure Vermögen zusammengebeutelt hätten." Am Ende der Schrift werden die Richter der chambre ardente aufgefordert, die Quellen des Reichthums der Verdächtigen aufzuhellen und das Gebäude ihrer Ungerechtigkeit zu zerstören. Vergeblich protestirten einige Parlamentsräthe gegen das willkürliche Verfahren, das der Hof verlangte, man wies ihre Gegengründe mit dem Bemerken zurück, daß Alles im Einklang mit königlichen Edikten aus den Jahren 1607, 1624, 1661 stehe. Ein Anschlag an den Straßenecken von Paris kündigte an, daß bei Strafe körperlicher Züchtigung, ja des Todes, kein ehemaliger Agent und Steuerbeamte die Hauptstadt verlassen dürfe.

Das ganze Jahr 1716 hindurch wurde die Untersuchung mit Folter, Schrecken, Kerker betrieben. Auf der ersten Liste, welcher bald neunzehn andere folgten, füllen die Namen der in Untersuchung gezogenen Angeklagten 19 Folioblätter, das erpreßte Strafgeld betrug 31 Millionen; im Jahre 1717 ward zur Vervollständigung der Kammer eine Commission eingesetzt, welche die Beklagten willkürlich taxirte. Die Zahl derer, denen man Geld abforderte, stieg auf 4470, die Summe der eingetriebenen Strafgelder auf 220 Millionen. Dieser Raub fiel in die Kasse des Regenten. Als das

Geschrei über Ungerechtigkeit und Betrug des Gerichts so groß wurde, daß man die Kammer erst beschränken, dann aufheben mußte, eröffneten sich der Regent und seine Helfershelfer dadurch eine neue Geldquelle, daß sie, und zwar öffentlich, ihren Schutz an Beschuldigte und Verdächtige um hohe Summen verkauften. Jedermann war erbittert, zu Gunsten der Orgien eines schamlosen Hofes 4470 Personen, deren Vermögen auf 800 Millionen geschätzt ward, preisgegeben zu sehen. Kaltblütig las der Regent die Flugschriften, welche die Ungerechtigkeit seines Verfahrens wahr und rücksichtslos aufdeckten: er glaubte an keine Tugend, keinen Gott, kein anderes Leben, und lachte darum über die Thorheit derer, welche Recht forderten.

Große Herren, die Geld brauchen, finden immer bereitwillige Projektenmacher. Die Brüder Paris, geborne Savoyarden, hatten in Frankreichs Hauptstadt durch ihre emsige Betriebsamkeit Geld verdient und waren Bankiers geworden. Sie drängten sich an den Regenten und gaben ihm Rathschläge, wie er aus anderer Leute Kassen seinen Säckel füllen könne. Drei Mittel brachten sie in Anregung. Die Visa, das Umschmelzen der Münzen, die Herabsetzung oder Unterdrückung der unter dem vorigen Könige bewilligten Leibrenten und Pensionen. Die Visa bestand darin, daß man die Besitzer von Staatspapieren zwang, ihre Briefe vorzulegen und prüfen zu lassen, ob ihre Forderung begründet sei oder nicht. Die Anerkennung der Rechtmäßigkeit konnten sie nur durch eine hohe Stempelsteuer erlangen. Die

Umschmelzung der Münzen brachte dem Regenten einen scheinbaren Nutzen von 72 Millionen, aber schadete dem Lande weit mehr, als dieser Reingewinn betrug, weil das alte gute Geld versteckt oder ins Ausland geflüchtet ward, und weil alle Waaren und Bedürfnisse seit Einführung der neuen Münze nicht bloß im Verhältniß der Verschlechterung, sondern des Wuchers stiegen.

Durch die Umprägung der alten Münzen war die Masse des umlaufenden Silbers vermindert, durch die willkürliche Herabsetzung der Staatsschuld der öffentliche Credit untergraben worden. Ein Schotte, Namens Law, eines Goldschmieds Sohn aus Edinburg, machte dem Regenten Anerbietungen, wie man auf künstlichem Wege wieder den Credit heben und den allgemeinen Wohlstand herstellen könne. Law arbeitete den Entwurf einer Bank aus und ersuchte den Regenten, diese Bank zu einer Staatsanstalt zu erheben. Orleans wies die Sache an das Finanzcollegium, welchem der Herzog von Noailles vorstand. Noailles wollte von einer Staatsbank nichts hören, billigte aber sonst unter gewissen Beschränkungen den Plan Laws, welcher allgemein für einen Mann galt, der seine Zeitgenossen an Kenntnissen im Fache des Handels und besonders der Geldgeschäfte übertreffe. Eine Summe von 6 Millionen sollte das Kapital der Bank bilden, jedes Handelsgeschäft derselben untersagt sein, jeder Bankzettel auf Verlangen sogleich gegen baar Geld umgetauscht werden.

Unter diesen Bedingungen ward die Bank im Mai 1716

genehmigt. Bald zeigte es sich, daß sie reelle Vortheile bot. Der Curs wandte sich zu Gunsten Frankreichs, der Wucher nahm ab, Kaufleute und Fabrikanten konnten wieder Geld für Unternehmungen erhalten. Law, Direktor der neuen Bank, erlangte nicht nur in Frankreich, sondern bald auch im übrigen Europa, den Ruf eines kaufmännischen Genies. So lange Noailles die Finanzen leitete, bot er Allem auf, die Verwandlung der Bank in eine Staatsanstalt, auf welche Law fortwährend hinarbeitete, zu hintertreiben, dasselbe that das Parlament. Aber der Regent unterstützte den Schotten und erhob, dem Parlament zum Trotz, Laws Schöpfung zur Staatsbank. Diese eine Maßregel hat Frankreich mehr gekostet, als der spanische Erbfolgekrieg.

Laws Plan zielte ursprünglich dahin, daß die Zettel der Bank in den königlichen Kassen angenommen und als königliche Scheine in Umlauf gesetzt, auch vermehrt werden sollten. Allein bald ging Law weiter. Im Jahr 1717 schuf er eine Gesellschaft für den Handel nach Westindien, welche mit der Bank verbunden und auf Aktien gegründet ward. Nach kurzer Zeit erhielten die Besitzer der Aktien verhältnißmäßig große Prämien, und nun entstand Schwindel. Die neue Münzordnung, das Schwanken im Werthe des baaren Geldes gab dem Papier einen künstlichen Vorzug vor Silber. Vergeblich protestirte das Parlament, wie vorher gegen die Staatsbank, so jetzt gegen das Papiergeld. Die Regierung gab der Bank neuen Aufschwung durch das Gebot, daß alle Zahlungen über einen gewissen Betrag in Scheinen gemacht

werden sollten. Eine Aktie kostete Anfangs 500 Livres, 624,000 Aktien wurden ausgegeben und davon 200,000 an Private verkauft.

So groß war der Taumel des Volks und die Begierde, schnell reich zu werden, daß alle Einreden des Parlaments und Noailles' kein Gehör fanden; der Regent entließ Noailles und erhob an seine Stelle den bisherigen Polizeilieutenant d'Argenson, der mit Law reich werden wollte, zum Siegelbewahrer und zugleich, aber nur dem Scheine nach, zum Präsidenten des Finanzcollegiums, in Wahrheit erhielt die Leitung dieses Collegiums Law selbst. Dieser zog jetzt allmählig durch eine Reihe neuer Plane die Schätze Frankreichs in die Gewölbe der Bank, verwandelte die Zinsen der Staatsschuldscheine auf eine scheinbar für die Besitzer sehr vortheilhafte Weise in Leibrenten, er gründete eine Lotterie und bezahlte die Gewinne baar; außer der westindischen Handelsgesellschaft wurde noch eine ostindische, dann eine dritte für den Handel nach dem Senegal, zuletzt eine vierte für den Verkehr mit China aufgerichtet, mit der Bank verbunden. Alles Geld strömte in die Bank, oder vielmehr in die Gewölbe des Hofes, welcher Papier in Menge ausgab und mit vollen Händen viele Leute beschenkte. Die Verblendung wuchs in unglaublichem Verhältnisse; nicht bloß Franzosen, sondern auch Fremde drängten sich herbei, in Hoffnung überschwänglichen Gewinns ihr Geld gegen Papier zu vertauschen. Nur das Parlament fuhr fort, gegen das neue System zu eifern, und den Edikten, wodurch die Schwindelei beför-

dert, das baare Geld verordnungsmäßig den Zetteln nachgesetzt ward, zu widersprechen, es machte sogar mehreren Leuten, die sich in dieser Sache von der Regierung brauchen ließen, den Prozeß; zuletzt befahl der Regent, drei Parlamentsräthe, die am heftigsten sich ausgesprochen hatten, in Staatsgefängnisse zu werfen, fand aber doch rathsam, nicht weiter darauf zu bestehen, daß seine Edikte im Parlamente einregistrirt würden. Im Jahre 1719 erreichte der Schwindel den höchsten Grad, aber nun trat auch der Umschwung ein. Die Billete hatten den zehnfachen Betrag ihres ursprünglichen Nennwerths erreicht. Höher stiegen sie nicht, sondern begannen zu fallen; bald bot sie Law selbst zur Hälfte des bisherigen Curses aus — jetzt entstand Schrecken. Alles wollte baares Geld haben und so kam das Geheimniß heraus, daß für dritthalbtausend Millionen Billets allmählig in Umlauf gesetzt worden waren. Mit Gewalt suchte der Regent die Täuschung zu erhalten, er forderte, das Parlament solle Alles, was Law in den letzten Zeiten angeordnet, bestätigen. Nachdem Drohungen und Bitten vergeblich verschwendet worden waren, verbannte Orleans das ganze Parlament nach Pontoise. Allein diese Maßregel vermehrte die allgemeine Aufregung, zu Ende des Jahrs 1720 mußte Law aus Frankreich entfliehen und der Bankerott war erklärt.

Nun wurden vom Parlament, das der Regent hatte zurückrufen müssen, gerichtliche Untersuchungen angeordnet. Der Hof wollte alle Schuld auf den verbannten Law wälzen, aber die Wahrheit kam doch heraus. Die Sache ver-

hielt sich so: Law selbst war vielleicht weniger Betrüger, als Betrogener, indem er sich über die Möglichkeit täuschte, mit Papier, ohne den Rückhalt eines wirklichen Werths, dauernden Credit zu schaffen. Die wahren Betrüger waren der Regent selbst, mehrere Prinzen von Geblüt und ein Theil des hohen Adels; hinter dem Rücken Laws hatten sie zu hunderten von Millionen Bankbillets in das Publikum geworfen und dieses so leichte Mittel benützt, um ihre Schulden zu bezahlen, um Häuser und Grundstücke zu kaufen, die ihnen blieben. Um Laws Verfahren gründlich zu beurtheilen, werden Kenntnisse im Finanzwesen erfordert, die ich nicht besitze; beim ersten Anblick scheint es unbegreiflich, daß die ganze französische Nation sich von einem Schwindel hinreißen ließ, der so kurz dauerte und so tiefe Wunden schlug; allein, meine Herrn, vielleicht besteht derselbe Schwindel, der damals herrschte, noch heute. Die Erfahrung zeigt, daß jeder Staat leicht Papiergeld schaffen, oder mit andern Worten die vorhandenen Werthe, oder doch die Werthe, von welchen man glaubt, daß sie vorhanden seien, mittelst künstlicher Unterpfänder — denn dies sind jene Zettel — beweglich und flüssig machen kann; auch ist kein Zweifel, daß solche Papiere einen wahren Werth behalten und das Geld vollkommen ersetzen, aber nur so lange, als entweder das Papier sogleich gegen Münze eingetauscht werden kann, oder aber, so lange die Zinsen, welche von jenen Papieren zu entrichten sind, aus den laufenden wirklichen Einnahmen des Staats bezahlt werden. Sobald man aber die Zinsen mit

neuaufgenommenen Schulden, oder mit neugeschaffenen Papieren deckt, muß früher oder später erfolgen, was 1720 und 1721 in Frankreich mit Law's Zetteln geschah. Ungeheure Massen der verschiedensten Staatspapiere sind gegenwärtig im Umlaufe. Die Frage ist, ob ihre Zinsen aus den Steuern gedeckt werden, oder in die Länge gedeckt werden können? Ich fürchte sehr, daß dies nicht der Fall ist, und daß früher oder später in dem oder jenem Staate Europa's ein Bankerott ausbricht, wie der unter Law, obgleich eine Verdorbenheit, wie die, welche damals der Regent bewies, jetzt nicht mehr vorkommt, noch vorkommen kann.

Orleans war von einem Geistlichen, Namens Dubois, dem Sohne eines Apothekers im südlichen Frankreich, erzogen worden. Dieser Dubois besaß viel Geist, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, aber fröhnte allen Lastern, trotz den liederlichsten Hofleuten jener Zeit. Man behauptet, daß er es war, der seinen Zögling verführte. Die Mutter des Regenten hatte ihn vor dem Abbé gewarnt und ihren Sohn zu dem Versprechen vermocht, sich fern von ihm zu halten. Aber schon gegen Ausgang des Jahrs 1715 besaß Dubois seinen alten Einfluß wieder und seit 1716 regierte er unter des Herzogs Namen den Staat, denn Orleans hatte zu wenig Zeit für die Geschäfte, weil Ausschweifungen seine Tage und Nächte ausfüllten. Was die auswärtige Politik betrifft, so wurde dieselbe durch die persönliche Abneigung Orleans bestimmt. Philipp V. hatte gleich auf die erste Nachricht vom Tode Ludwigs den Entschluß gefaßt, nach Frankreich zu

reisen und als nächster Anverwandter des fünfjährigen Kindes, an dessen längeres Leben Niemand glaubte, die Regentschaft zu übernehmen, kaum vermochten ihn seine Minister durch die Vorstellung zurückzuhalten, daß diese Reise den Krieg erneuern müsse, weil die andern Mächte nie dulden würden, daß ein und derselbe König Frankreich und Spanien regiere. Philipp, obgleich sonst schwach und leidenschaftslos, fühlte den tiefsten Groll gegen Orleans, welcher seinerseits in dem spanischen Bourbon den gefährlichsten Feind sah. Die neue Regierung näherte sich darum, wie wir sehen werden, den Seemächten, die Stellung Frankreichs wurde die entgegengesetzte von der, welche Ludwig XIV. eingenommen hatte, und Orleans bot als Verbündeter Oesterreichs und Englands Allem auf, um die hochfliegenden Plane des spanischen Ministers Alberoni, von welchem sogleich die Rede sein wird, zu durchkreuzen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Spanien. Alberoni.

Wenden wir uns nach Spanien oder zunächst zu den Cataloniern, welche wir durch den Abmarsch der Engländer, denen auch bald Stahremberg mit den Kaiserlichen folgte, unbarmherzigen Gegnern preisgegeben sahen. Die englischen Minister hatten im Utrechter Frieden vollkommene Amnestie für alle Catalonier ausbedungen, die bisher den österreichi-

schen Erzherzog mit Rath und That unterstützten, aber sie vergaßen die politischen Freiheiten und die Verfassung, deren sich bisher noch Catalonien erfreute, zu schützen. Die Räthe Philipps waren entschlossen, dieselbe Regierungsform, die in Castilien bestand, d. h. unbeschränkte Gewalt des Cabinets, in den aufgestandenen Provinzen einzuführen. Noch während des Kriegs gelang es, die Verfassung der Provinz Aragon, deren Einwohner gleichfalls für den Oesterreicher Parthei ergriffen hatten, zu vernichten. Jetzt sollten die Catalonier an die Reihe kommen, doch diese beschlossen, das Aeußerste zu wagen. Sie waren nicht ganz ohne fremde Hülfe. Als Stahremberg im Mai 1713 abzog, rissen mehrere Tausend seiner Soldaten aus und gingen zu den Cataloniern über. Er nahm den Schein an, als sei dies wider seinen Willen geschehen, in der That aber hatte er seine Zustimmung dazu gegeben. Nach seinem Abmarsch wurde eine ständische Regierung in Barcelona eingesetzt, welche die angebotene Amnestie zurückwies, den Krieg wider Philipp erklärte, das Landvolk in die Waffen rief und den heftigsten Widerstand leistete; das castilische Heer, das unter dem Herzoge von Popoli Catalonien bezwingen sollte, richtete im Laufe des Jahrs 1713 so viel als Nichts aus. Um dem Kriege ein Ende zu machen, schickte König Ludwig XIV. im folgenden Jahre den Herzog von Berwyk mit einem Heere von 20,000 Franzosen. Berwyk versuchte im Juli 1714 einen Sturm, ward aber zurückgeschlagen. Während dessen starb Anna und der Hannoveraner Georg bestieg Englands Thron. Dies

frischte die Hoffnung der Catalonier auf, sie erwarteten, daß das neue Whigministerium, das Georg I. alsbald einsetzte, Etwas für sie thun werde. Unglücklicherweise kam die Verwendung desselben zu spät. Vom 12. Juli 1714 an waren die Laufgräben vor Barcelona eröffnet; den 11. September unternahm Berwyk einen zweiten Sturm, der diesmal glückte: die Wälle und Mauern wurden von den Franzosen erstiegen, aber die Catalanen wehrten sich mit unbeschreiblicher Wuth, in den Straßen, auf den Plätzen dauerte der Kampf fort und endete mit einem entsetzlichen Blutbad. Berwyk suchte den Rest der tapfern Vertheidiger zu retten, indem er ihnen Sicherheit des Lebens verhieß. Philipp V. hielt zwar den Wortlaut dieses Versprechens aufrecht, aber sonst zeigte er, den Eingebungen seiner kastilischen Räthe folgend, die größte Härte. Zwanzig der angesehensten Einwohner der Provinz wurden zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt, 200 Priester und Mönche mußten in die Verbannung nach Italien wandern, die Provinz ward entwaffnet und verlor alle ihre politischen Rechte: es gab hinfort keine Spur ständischer Verfassung in Spanien mehr.

Philipp V. befand sich in einem unglücklichen Mittelzustande, den man weder Krankheit noch Gesundheit nennen kann; seiner Natur gemäß bedurfte er weiblicher Gesellschaft, weiblicher Leitung, und ward deshalb, weil die von seinen Erziehern ihm eingeflößten frommen Grundsätze ein Maitressenregiment, das sonst an den meisten europäischen Höfen herrschte, zurückstießen, zugleich Spielwerk und Plage seiner

Gemahlinnen. Die erste derselben, Louisa Maria Gabriela, Prinzessin von Savoyen, stand unter dem Einfluß der Fürstin Ursini, von welcher ich früher gesprochen, und diese Dame, halb Italienerin, halb Französin, leitete unmittelbar durch die Königin, mittelbar durch den König, ganz Spanien. Maria Louisa starb 14. Februar 1714, und nun versuchte es die Ursini, den König Wittwer eine Zeitlang unmittelbar zu beherrschen. Bald sah sie, daß Philipp ohne ein Weib nicht leben könne. Sie übernahm die Soege, ihm eine neue Gemahlin auszusuchen, die ihren Interessen genehm sei. Ihre Wahl fiel auf die Prinzessin Elisabethe Farnese von Parma, welche am Hofe ihres Oheims, der zugleich ihr Stiefvater war, in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen lebte. Die Ursini rechnete, daß die neue Königin für das große Glück, das sie ihr bereitet, Zeit Lebens dankbar sein werde. Sie hat sich hierin, wie wir sehen werden, bitter getäuscht Die Ursini unterhandelte die Heirath auf eigene Faust, ohne vorher den König von Frankreich, Ludwig XIV., der damals noch lebte, zu befragen. Dies verzieh ihr Ludwig nicht, sein Groll war allem Anscheine nach eine der Hauptursachen vom Sturze der Fürstin und ihrer schnellen und schmählichen Entfernung aus Spanien. Am spanischen Hofe lebte seit einigen Jahren ein italienischer Cleriker Namens Alberoni, der große Anlagen und treffliche Schulbildung mit seltener Schlauheit und Geschäftskenntniß verband, mitunter, wo es seinen Zwecken diente, in italienischer Weise den Spaßmacher oder Buffo spielte, auch zuweilen, um Gönner

zu gewinnen, seine Fertigkeit in der Kunst, treffliche Macaroni zu bereiten, aufwandte. Als Pfarrer in einem kleinen Orte des mittleren Italiens, wurde er durch seine umfassende Kenntniß in der alten römischen Literatur, dem damaligen Bischofe von Santo Domino, Roconveri, vortheilhaft bekannt, welcher den Herzog von Parma auf seinen Reisen begleitet hatte. Roconveri wählte ihn zum Führer seines Neffen, und empfahl später den Abbé seinem ehemaligen Gebieter, dem Herzoge von Parma, als einen tauglichen Mann die Geschäfte des Herzogs beim französischen Marschall Vendome zu besorgen, der damals in Italien gegen Eugen stand. In Kurzem gewann Alberoni die volle Gunst des Franzosen, trat in seine Dienste, reiste mit ihm nach Spanien und erhielt dort Gelegenheit, unter den Fittigen Vendomes, (welcher, nachdem er die Schlacht von Villaviciosa gewonnen und dadurch Philipps V. Herrschaft befestigt hatte, den 11. Juni 1712 am zu reichlichen Genusse köstlicher Seefische starb), sich in die innern Angelegenheiten Spaniens einzumischen: er studirte das Land und entwarf schon damals im Bunde mit dem Spanier Macanzaz einen Plan, die Finanzen des Reichs zu heben. Nach Vendomes Tode reiste Alberoni als Vertrauter des Verstorbenen nach Paris, gewann dort gute Empfehlungen, kehrte nach Spanien zurück, erhielt Anlaß, dem Herzoge von Parma Dienste zu erweisen, und arbeitete im Verein mit der Ursini an der beschlossenen Heirath. Zu gleicher Zeit spann jedoch Alberoni ein Gewebe gegen die Ursini. Wenn, wie es im höchsten Grade wahr-

scheinlich, Ludwig XIV. den Sturz der Ursini herbeigeführt hat, so war Alberoni das Werkzeug, dessen sich zu diesem Zwecke der Versailler Hof bediente.

Elisabeth von Parma kam im September 1714 nach Spanien und ward in Pampelona von Alberoni empfangen. Philipp erwartete sie voll Ungeduld in Guadalcara von wo aus er ihr die Oberstihofmeisterin Ursini vier Stunden weit nach Nativa entgegenschickte. Zu aller Welt Erstaunen ward die Ursini, welche nichts als Liebes und Gutes erwartete, von der jungen Königin mit harten Worten angeredet, fortgewiesen, auf ihren Befehl verhaftet, ohne Gepäck in ihrer Hofkleidung in eine Kutsche gesetzt und, ohne anzuhalten, nach der französischen Gränze abgeführt. Der spanische Gardeoffizier, der zu Ausführung dieses Auftrags ersehen war, stutzte, machte einige Einreden, erhielt aber die stolze Antwort, ob er sich erinnere, vom Könige angewiesen worden zu sein, daß er Alles thun solle, was sie, die Königin, ihm befehlen würde. Nach einer peinlichen, unausgesetzten Reise von mehreren Tagen, konnte die alte Fürstin erst zu St. Jean de Lioze die Kleider wechseln und sich in einem Bette wärmen. Sie eilte nach Versailles, wo sie Recht zu finden hoffte, ward aber kalt empfangen, ging dann nach Rom, wo sie großen Luxus entfaltete, und starb daselbst 1722 im 80. Jahre ihres Alters.

Es ist unverkennbar, daß die schmähliche Entlassung der Ursini, zwischen Philipp V., der ihr hochfahrendes Wesen genug hatte, und seinem Großvater, der sich für die vor-

eiligen Unterhandlungen rächen wollte, abgekartet war. Von Stund an erlangte Alberoni überwiegenden Einfluß auf die Angelegenheiten Spaniens, obwohl vorerst noch im Verborgenen; öffentlich waren der neapolitanische Cardinal de Giudeca und der Biskayer Grimaldo Minister. Alberoni schmeichelte dem Könige, der nicht einmal sein eigenes Haus, viel weniger Spanien regieren konnte, mit dem Versprechen, den Herzog von Orleans vom französischen Staatsruder zu verdrängen und seinem Gebieter die Regentschaft zu verschaffen. Die neue Königin gewann der Abbate durch die Hoffnung, zu Gunsten spanischer Prinzen die ehemaligen Besitzungen der Spanier in Italien wieder zu gewinnen. Sein Plan ging zunächst dahin, Spanien aus dem langen Schlummer zu wecken, die Finanzen herzustellen, ein Heer, eine Flotte zu schaffen, die angeborne Energie des Volkes aufzurütteln, und dieser Plan gelang, wie wir später sehen werden, zum Staunen von ganz Europa.

Seit 1716 unterhandelte Alberoni zu Rom um den Cardinalshut, 1717 erhielt er ihn, und übernahm nun offen die Leitung der spanischen Angelegenheiten. Mehrere Jahre lang setzte dieser Mann, der ehemalige Spaßmacher und Koch Vendomes, ganz Europa in Bewegung und entwickelte seine großen Talente. Alberoni war kurz gewachsen und kugelrund, ein verhältnißmäßig übergroßer Kopf, ein sehr breites Gesicht gab ihm ein sehr spaßhaftes Aussehen. Aber sowie dieser dicke Körper in Bewegung gerieth, nahmen seine Züge einen Adel des Ausdrucks an, der Bewunderung er-

regte, und seine Lippen flossen von hinreißender Beredtsamkeit über. Seiner Gestalt nach zu schließen, hatte man in ihm einen Feinschmecker erwartet, der an Nichts denkt, als sich gute Tage zu machen, in der That aber arbeitete Alberoni täglich 18 Stunden und schlief nur drei. Ich werde später am gehörigen Orte von den Kriegen berichten, die er erregte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

England. Georg I.

Zunächst nach England. Bolingbroke und Harley hatten, wie ich früher zeigte, gesiegt und den Frieden von Utrecht durchgesetzt. Der Herzog von Marlborough wegen Unterschleif angeklagt, auf welcher Klage jedoch die Minister nicht zu beharren wagten, zog sich nach Flandern zurück und ward im Triumphe zu Antwerpen, Aachen und in andern Städten Deutschlands empfangen. Während des Feldzugs von 1713 befand er sich in Eugens Hauptquartier am Rheine. Die Minister mit ihren Freunden im Unterhause fuhren fort, ihn durch besoldete Schriftsteller, wie Swift, mit Koth zu bewerfen, sie machten sogar den Versuch, die Kosten für den Bau von Blenheim, welche die Krone für ihn ausgeführt, auf ihn zu wälzen, was aber nicht gelang. Bald geriethen Bolingbroke und Orford in Streit mit einander, aus Anlaß des Plans nach Anna's Tode die Stuarts

auf den Thron zu setzen, welchen Bolingbroke zu Paris während der letzten Friedensverhandlungen auszuführen übernommen hatte. Lord Orford, obgleich ebenso gewissenlos wie Bolingbroke, bebte doch vor dem Gedanken zurück, einen Anschlag, der England mit Blut überschwemmen mußte, in's Werk zu setzen. Bolingbroke dagegen, ein Mann von glänzender Beredtsamkeit, aber völlig gleichgültig gegen Alles, was nicht sein Vortheil war, und Vorgänger Voltaires in der Kunst, jede Religion, insbesondere die christliche, zu verhöhnen, blieb fest: er spielte den Katholiken, den Anhänger des Hauses Stuart, zu ihm hielten die Lady Masham, ehemalige Hill, Günstlingin Anna's, die Herzoge von Ormond und Buckingham, der Kanzler Harcourt und mehrere Minister des damaligen Cabinets. Auf Orfords Parthei standen der Herzog von Shrewsbury, die Lords Darmouth, Trever Paulet, nebst dem Bischofe von London, Robinson. Das neue Parlament, das den 16. Februar 1714 zusammentrat, zählte, wie das frühere, eine überwiegende Masse von Tories, doch spalteten sich diese, je näher der Tod Anna's und der Wechsel in der Thronfolge heranrückte, in hannoveranische und jakobitische Tories. Bolingbrokes Einfluß war im Steigen, Orford sank. Jener schob in alle erledigten Stellen beim Heere, auf der Flotte, in der Verwaltung, Jakobiten. Dagegen verlangte auf den Rath der Whigs der hannoversche Gesandte zu London, daß der Kurfürst von Hannover, als voraussichtlicher Thronerbe, in das Oberhaus einberufen werde. Dieses Verlangen konnte, weil es

den Gesetzen und Verträgen gemäß war, nicht wohl abgeschlagen werden, gleichwohl erbitterte es die Königin, sie schrieb in starken Ausdrücken nach Hannover. Anna hatte während des Winters von 1714 bedenkliche Anfälle von Gicht, ihr Tod konnte nicht lange ausbleiben. Bolingbroke mußte eilen. Den 27. Juli brachte er zu Wege, daß die Stelle als Lordschatzmeister seinem ehemaligen Bundesgenossen, jetzigem Feinde, Lord Orford abgenommen ward. Bolingbroke zweifelte nicht mehr daran, die erledigte Stelle zu erhalten und ein ganz jakobitisches Ministerium zusammenzusetzen. Aber im entscheidenden Augenblicke entschlüpfte ihm das Heft aus den Händen.

Niemand war damals thätiger für die hannoversche Sache als der Herzog von Marlborough. Er schickte an den Lord Stanhope, der sich zu Hannover beim Kurfürsten befand, seinen ehemaligen Generalquartiermeister Lord Cadogan, mit der dringenden Mahnung, Truppen nach England zu senden, er erklärte sich bereit, die englische Besatzung von Dünkirchen zu gewinnen und hinüberzuführen; er bot endlich dem Kurfürsten ein Anlehen von 20,000 Pfund Sterling an. Zugleich gewann der Kurfürst die Gegenparthei Bolingbrokes im Ministerium. Den 29. Juli 1714 wurde die Königin bedenklich krank, ein Ausschuß des geheimen Raths trat zusammen, um Maßregeln für den Fall ihres Todes zu besprechen. Plötzlich kamen die Herzoge von Somerset und Argyle herein und wurden von Shrewsbury bewillkommt. Sie erklärten, man müsse die Aerzte

über den Stand der Gesundheit Ihrer Majestät befragen, und als dies geschehen, sagten sie, das öffentliche Wohl fordere unverzügliche Besetzung der erledigten Stelle des Lordschatzmeisters, wozu sie den Herzog von Shrewsbury vorschlugen. Bolingbroke und seine Freunde waren wie vom Blitze gerührt. Eine Deputation der geheimen Anhänger des Hauses Hannover verfügte sich alsbald zur Königin, welche den Vorschlag billigte. Kurz darauf verfiel Anna in Schlafsucht und verschied den 1. August 1714, im 50. Jahre ihres Alters. Sogleich wurde der Kurfürst von Hannover als Georg I. von England zum Könige ausgerufen, ohne daß irgend ein Widerstand erfolgte. Georg I., der damals im 55. Lebensjahre stand, landete den 18. September in Greenwich, und setzte ein neues, aus lauter Whigs, seinen bisherigen Anhängern, bestehendes Ministerium zusammen: den Oberbefehl über das Heer erhielt Marlborough, das auswärtige Amt General Stanhope, die Statthalterei über Irland Marlboroughs Schwiegersohn, Sunderland; Zahlmeister des Heers wurde Walpole. Wir müssen den letztern ins Auge fassen. Robert Walpole verstand sich weder auf Literatur, noch auf fremde Sprachen, aber vortrefflich kannte er die englische Nation, ihre Verfassung und die Künste, womit man ein Parlament leitet. Schon zu den Blüthezeiten Marlboroughs war er im Kriegsamt angestellt gewesen, aber nach seinem Sturze, zu der Zeit, da Eugen zu London weilte, wegen Theilnahme an den Geldgeschäften des Herzogs nicht nur aus dem Ministerium entlassen, son-

dern sogar schimpflich aus dem Parlamente verstoßen worden. Walpole hat sich seitdem als einen Meister im Bestechen Anderer erprobt, aber diese zweideutige Kunst stets zum Vortheile seines Landes und zu Gunsten politischer Freiheit angewandt.

Das Parlament wurde vom neuen Könige aufgelöst. Das neue, welches im März 1715 zusammentrat, bestand größtentheils aus Whigs. In einer der ersten Sitzungen klagte Walpole den Lord Bolingbroke des Hochverraths an. Die gleiche Klage erhoben Lord Coningsby wider Oxford, Stanhope wider den Herzog von Ormond. Vorher waren die Papiere der Angeschuldigten mit Beschlag belegt worden. Bolingbroke und Ormond flohen nach dem Festland, Oxford, der sich minderer Schuld bewußt war, blieb und wurde in den Tower geworfen. Bolingbroke ging an den Hof des Prätendenten Jakob III. Stuart, nach Commercy in Lothringen und ward dessen Staatssekretär. Seit längerer Zeit wirkten geheime Hebel, um demnächst Jakob III. auf den englischen Thron einzusetzen, und Bolingbroke hoffte, bald mit seinem Herrn im Triumph nach England zurückzukehren und Staatssekretär in seinem Reiche zu werden.

In Folge der Unterhandlungen, die dem Utrechter Frieden vorangingen, hatte Ludwig XIV. den Prätendenten nach Lothringen verwiesen, aber er unterstützte ihn fortwährend mit Geld, und der Schlag, den Jakob III. kurz vor Ludwigs Tode führte, war mit französischem Gelde gemacht. Seit der Thronbesteigung Georgs I. entwickelten seine Agen-

ten drüben in England doppelte Thätigkeit. Sie gewannen den Grafen von Mar, der sich nach den schottischen Hochlanden begab und dort im Bunde mit einigen Clanshäuptern das Banner der Stuarts aufwarf. Zwei Schiffe mit Waffen, Schießbedarf und Offizieren langten aus Frankreich in Schottland an und bald stand Mar an der Spitze von 10,000 Mann. Gefährlich sahen die Sachen drüben für das Haus Hannover aus, doch dämpfte der eben eintretende Tod Ludwigs XIV. den Muth der Jakobiten. Während Mar sein Hauptquartier in Perth hatte, riefen mehrere Mitverschworene Jakob im nördlichen England als König aus, zogen Verstärkungen von Bergschotten, welche Mar schickte, an sich und rückten bis Preston in Lancashire, nicht weit von London. Dort aber wurden sie von einem königlichen Heere angegriffen und genöthigt, sich den 13. November 1715 auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. An demselben Tage focht Mar mit seinen Hochländern gegen den königlichen Anführer, Herzog von Argyle, bei Dumblane. Mar hatte 9000 Mann, Argyle nur 4000, aber reguläre Soldaten. Die Schlacht blieb unentschieden, auf jeder Seite siegte der rechte Flügel, doch zog sich Mar nach Perth zurück. Einen Monat später, den 22. Dezember 1715 landete der Prätendent selbst auf Schottlands Küste. Allein um dieselbe Zeit erhielt Argyle bedeutende Verstärkungen, dies entmuthigte Jakob III. so sehr, daß er, ohne einen ferneren Kampf zu wagen, mit Mar und einigen andern Vornehmen zu Schiffe stieg und nach Holland floh. Von seinen

Führern auf so schmähliche Weise verlassen, löste sich das Heer der Jakobiten auf, der gemeine Mann lief nach Hause, die Anführer entkamen nach Frankreich. Anfangs Januar 1716 wurde den Edelleuten, die sich zu Preston ergeben hatten, der Prozeß gemacht, die Köpfe von drei der angesehensten fielen zu Perth, vier andere wurden zu London, 22 in Manchester gehenkt. So kläglich endete nach wenigen Monaten der Jakobitische Aufstand. Während der kurzen Zeit, da er in Schottland die Rolle eines Königs spielte, hatte Jakob III. oder der Ritter vom heiligen Georg, wie er sich selbst nannte, gänzliche Unfähigkeit bewiesen und die Schotten enttäuscht.

Nach dem bestehenden Gesetze dauerte bei Georgs Regierungsantritt die Wirksamkeit eines Parlaments drei Jahre. Das damalige war 1715 gewählt, sein Mandat erlosch daher mit dem Jahre 1717. Nun fürchteten sich aber die Minister, bei der noch schwankenden Stimmung des Volks eine neue Wahl vorzunehmen; denn leicht hätte die Mehrzahl wieder den Tories zufallen können. Sie brachten daher im April 1716 vor beide Häuser eine Bill, welche das Mandat auf 7 Jahre verlängerte und sowohl vom Ober- als Unterhause angenommen ward. Diese Einrichtung besteht noch heute, man betrachtet sie jetzt als günstig für die Tories, während sie damals zu Gunsten der Whigs oder der Liberalen eingeführt worden ist. Trotz dieser Dienste, die Walpole und seine Freunde dem neuen Könige leisteten, geriethen sie bald zu demselben in eine heiklichte Stellung.

Georg hatte eine Masse Freunde und auch Freundinnen mit aus Hannover herübergebracht. Seine Gemahlin Sophia, eine geborene Prinzessin von Lüneburg-Celle, schmachtete in dem Schlosse Alden, wohin sie auf eine von aller Welt für falsch gehaltene Beschuldigung des Ehebruchs in Haft gebracht worden war. An ihrer Statt hielt Georg I. zwei Maitressen, die Fräulein von Schulenburg und Kielmansegge. Die erstere, welche ihm zur linken Hand angetraut worden sein soll, war lang, hager, von zweifelhafter Schönheit, übte aber große Gewalt über ihn; er machte sie zur Herzogin von Munster, 1718 zur Herzogin von Kendal. Diese Schulenburg glich an Habgier einer Harpie und war so käuflich, daß Walpole äußerte, sie würde die Ehre des Königs im Aufstreiche Dem, der zuletzt einen Schilling weiter böte, abgelassen haben; dennoch spielte sie die Fromme. Die Kielmannsegge war in jungen Jahren hübsch gewesen, wuchs aber später in die Breite, der König erhob sie zur Gräfin von Leinster und dann von Darlington in England, sie besaß nicht gleich großen Einfluß wie ihre Nebenbuhlerin. Außer diesen Freundinnen brachte Georg I. den Baron Bothmar und den Grafen Bernstorf herüber, welcher letztere die hannoverschen Angelegenheiten besorgte.

Diese deutschen Herren und Fräulein aus Georgs Gefolge waren von der besten Absicht beseelt, einen möglichst umfassenden Theil von den vielgepriesenen Reichthümern Englands in ihre Taschen zu leiten, oder gar den englischen Staat nach deutscher Weise regieren zu helfen. Aber allen

ihren geheimen und offenen Versuchen traten Walpole und Townshend unerbittlich in den Weg. Ist es ein Wunder, wenn sie auf die halsstarrigen Männer tödtlichen Haß warfen, und den König Georg, der wenig englisch verstand, wider sie aufzureizen suchten. Mit der deutschen Camarilla aber verbanden sich zwei Mitglieder des bestehenden Ministeriums, nemlich Marlborough und sein Schwiegersohn Sunderland, beide erbost darüber, daß sie durch die Beredtsamkeit Walpoles und durch das Ansehen, das er und sein Freund im Parlament genossen, sich in Schatten gestellt fühlten. Walpole und Townshend wurden so lange gehetzt, bis sie aus dem Ministerium schieden. Stanhope, der sich von seinen Freunden getrennt, bildete ein neues, in welchem Sunderland und Marlborough blieben. Ebenderselbe brachte zwei wichtige Gesetze vor das Parlament, die Pairiebill und eine zweite, von der sogleich die Rede sein wird. Die Pairiebill bezweckte, den Schotten, statt der 16 gewählten, 25 erbliche Pairs zu gewähren, diesen noch 6 andere beizufügen, dann aber das Oberhaus für immer abgeschlossen zu erklären. Wäre die Bill durchgegangen, so würde das Oberhaus eine furchtbare oligarchische Macht erlangt haben, der weder die Krone, noch die öffentliche Meinung Englands beizukommen vermocht hätte. Ist es nicht merkwürdig, daß König Georg I., offenbar durch den oligarchischen Geist seines deutschen Vaterlands verleitet, sich gleich zu Anfang seiner Regierung dazu hergab, ein nicht bloß dem Volke, sondern auch dem Königthum so gefährliches

Gesetz einzubringen. Die Bill scheiterte im Unterhause an der Beredtsamkeit Walpoles, der nach englischer Sitte zur Opposition übergetreten war. Die zweite Bill betraf die Einführung einer Handelscompagnie für die Südsee. Es würde mich zu weit führen, wollte ich ins Einzelne eingehen: ich bemerke nur soviel, das von Law gegebene Beispiel hatte auch in England gezündet. Ein Aktienschwindel ward damals jenseits des Canals wie diesseits getrieben und Stanhope, der Premierminister, begünstigte denselben. Die Aktien stiegen in reißender Schnelligkeit. Ausgegeben an Weihnachten 1717 zu 126, erreichten sie etliche Wochen später die Höhe von 325, im August 1718 sogar von 1000. Alle Meinungen, Sekten, Stände, Geschlechter gaben sich dem Schwindel hin. „Der Börsenplatz," sagt Smollet, „war mit einem seltsamen Durcheinander von Staatsmännern und Geistlichen, von Anglikanern und Dissenters, von Whigs und Tories, von Gottseligen und Spöttern, von Advokaten, Aerzten, Handwerkern, auch einer Masse von Weibern angefüllt." Schnell wurden den großen Aktiengesellschaften kleinere nachgebildet, eine Compagnie kam auch für Ausbeutung von wallisischem Kupfer, eine zweite für Errichtung von Bauwesen, eine dritte, welche Quecksilber hammerbar machen wollte, eine vierte für den Handel mit Menschenhaar, eine fünfte für Einführung trefflicher Esel aus Spanien nach England. Die ganze Anzahl der Projekte belief sich auf zweihundert. Aber nun fielen die Unternehmer der großen, von den Ministern begünstigten Gesellschaften, weil sie

ihre Concurrenz fürchtete, über die kleineren her und beschuldigten sie vor Gericht des Betrugs. Bei der öffentlichen Erörterung kam jedoch an den Tag, daß die größeren auch keinen besseren Grund hatten. Daher Mißtrauen und Schrecken im Publikum, Alles suchte loszuschlagen und in Kurzem zerrannen die Seifenblasen mit ungeheurem Verlust für die Masse der Gimpel, mit ungeheurem Gewinn für die Klugen. Walpole hatte die Vorschläge der Minister heftig im Parlamente bekämpft, aber den Schwindel nicht zerstören können; als er sah, daß die Narren sich nicht warnen ließen, kaufte er selbst zu niedrigem Kurse und verkaufte, als die Aktien auf 1000 standen; dasselbe that seine Gnaden der Herzog von Marlborough, welcher nicht weniger als 100,000 Pfund gewann.

Als der Rausch verflogen war, wurde 1720 ein Parlamentsausschuß niedergesetzt, um die Urheber des Betrugs zur Strafe zu ziehen. Da stellte sich nun heraus, daß zu Anfang des Geschäfts blade Aktien im Betrage von 574,000 Pfund Sterling geschaffen und an Personen, die Einfluß am Hofe besaßen, vergeben worden waren, um Stanhope's Südseebill, die Mutter der andern Projekte zu fördern. Unter den Bestochenen waren die beiden Maitressen des Königs, die Minister Sunderland, Aislabie, der Staatssekretär Craggs und dessen Vater, sowie mehrere Mitglieder des Unterhauses. Walpoles Beredsamkeit und Einfluß rettete Sunderland, der Tod befreite die beiden Craggs vor der Rache des Parlaments, das Vermögen seines Vaters, wie auch das Ais-

labie's wurde eingezogen, und man verstieß ihn nebst andern Schuldigen aus dem Unterhause. Auch das Eigenthum der Direktoren und Beamten der Südseecompagnie ward mit Beschlag belegt und zu Gunsten der betrogenen Opfer verwendet.

Sie sehen, meine Herren, daß es vor hundert Jahren so betrüglich in Englands höheren Kreisen zuging, als unter Louis Philipp in einem Nachbarlande. Revolutionen werfen stets lange Zeit nach dem eigentlichen Ausbruche Schmutz auf die Oberfläche.

Sunderland und Stanhope konnten nach solchen Enthüllungen nicht länger Minister bleiben, ersterer trat aus, letzterer starb vor Aerger. Walpole bildete seit dem April 1721 ein neues Ministerium und ward jetzt Kanzler der Schatzkammer. Von nun an hat er viele Jahre lang England beherrscht und großen Einfluß auf Europa's Geschicke geübt. Ehe ich aber hievon rede, müssen wir den Kampf nachholen, dessen Schauplatz seit Anfang des Jahrhunderts der Norden war. —

Dreißigstes Kapitel.

Carl XII. und Peter der Große.

Den Krieg, auf den ich hinwies, hat Czar Peter von Rußland entzündet; die Gründe, worauf er Schweden angriff, sind früher entwickelt worden, er wollte um jeden Preis sich der damals zu Schweden gehörigen baltischen Küste be-

mächtigen, um seinem Reiche Zugang zu dem gesitteten Europa zu verschaffen. In den Bund herein wurden gezogen: Friedrich August, Kurfürst von Polen, König von Sachsen, der Liefland und einen Theil von Preußen, zwei Provinzen, welche Schweden in früheren Kriegen von Polen abgerissen hatte, wieder zu erobern gedachte, sowie König Friedrich IV. von Dänemark, der nach Holstein, dem Erbe des Herzogs Friedrich, eines Schwagers von Carl XII., angelte. Alle drei rechneten, leicht mit dem damals 17jährigen Jüngling fertig zu werden, der seit 1695 auf Schwedens Thron saß. Die Verbündeten sollten zu gleicher Zeit auf dem Kampfplatze erscheinen: die Dänen zu Holstein, die Sachsen-Polen und Preußen in Liefland, die Russen in Esthland und Carelien. Herzog Friedrich von Holstein war nicht nur Schwager Carls XII., sondern auch Genosse desselben in allen tollkühnen Spielen, er ritt, wie Carl, einen Haufen Bretter hinauf, er jagte auf einem gefangenen Hirsch davon und wetteiferte mit Carl in halsbrechenden Versuchen, über Hecken, Gräben und Holzstöße zu setzen. Dieser Holsteiner hatte in der letzten Zeit die Angriffe der Dänen herausgefordert, indem er ein Bataillon Schweden ins Land zog und Schanzen errichtete, die ihm, wie er wohl wußte, nichts nützten, aber dazu dienen sollten, die Dänen zu reizen. Im Sommer 1699 rückten die Dänen wirklich in Schleswig ein, zerstörten die Schanzen und beschossen die Festung Tönningen, aber ohne Geschick und mit schlechtem Erfolg. Der Kurfürst-König von Polen-Sachsen hatte sich verbind-

lich gemacht, den Dänen ein Heer zu Hülfe zu senden, dieses blieb aus, und Friedrich IV. sah sich auf einmal von drei Seiten zugleich angefallen: erstlich schickten die Seemächte, denen Alles daran lag, Deutschlands Kräfte für den französischen Krieg zu sparen, eine Flotte in die Ostsee, fürs zweite sammelten die norddeutschen Reichsfürsten, namentlich Hannover und Celle, welche in einem zu Altona geschlossenen Vertrag Holsteins Rechte verbürgt hatten, ein Heer an der Elbe, endlich erschien König Carl XII. im Sommer 1700 mit seiner Flotte vor Kopenhagen, trieb die dänischen Schiffe zurück, landete den 4. August und traf so gute Anstalten zur Beschießung der feindlichen Hauptstadt, daß selbst die Admirale der Seemächte in Besorgniß geriethen, Friedrich IV. werde im ersten Anfalle unterliegen, was sie nicht wünschen konnten, weil dadurch die ganze Stellung der nordischen Staaten verrückt worden wäre. Sie vermittelten den 30. August 1700 zu Travendahl einen Frieden, kraft dessen Friedrich IV. von Dänemark Schweden sicher stellte, auf alle Ansprüche an Holstein und Schleswig verzichtete und 280,000 Thaler Entschädigung für Kriegskosten zahlte. Die Rolle, welche Dänemark im nordischen Kampfe übernehmen sollte, war somit beim ersten Anlaufe verunglückt.

Nicht besser erging es dem Könige Friedrich August von Polen-Sachsen. Da seine Polen für ihn weder Hand noch Fuß zu einem Eroberungskriege rühren wollten, mußten seine Erbunterthanen, die Sachsen, die Lasten des Kampfes übernehmen. Ein Heer derselben rückte 1699 in polnisch Preußen

ein, um von da aus Liefland anzugreifen, allein die Polen, eifersüchtig über den Aufenthalt der Fremdlinge auf ihrem Gebiet, verlangten schnellen Durchmarsch, und bewirkten dadurch, daß August den mit Czar Peter verabredeten Marsch gegen Liefland übereilen mußte. Der liefländische, von Carls Vater schwer beleidigte, Edelmann Patkul, der, wie Hannibal, racheschnaubend den Schweden überall Feinde erweckte, hatte versprochen, sein Heimathland zur Empörung wider die harte schwedische Herrschaft aufzuwiegeln; er konnte jedoch sein Wort nicht halten, weil der liefische Adel, ehe er zu den Waffen griff, Thatsachen sehen wollte. Die Sachsen erschienen Ende Februar 1700 vor Riga, aber die Stadt, trefflich von ihrem 80jährigen Befehlshaber, Dalberg, vertheidigt, widerstand, Niemand erhob sich für August, und dieser suchte, am Glück verzweifelnd, den Friedensbruch durch Ausflüchte zu rechtfertigen.

Während dessen war auch Peter und zwar durch den Türkenkrieg abgehalten worden, zur festgesetzten Zeit loszuschlagen. Erst 1700 erhielt er freie Hand durch den Frieden von Carlowitz; er ließ nun sogleich Mitte September eine Kriegserklärung wider Schweden (11 Tage nach Abschluß des Travendahler Vertrags, von dem Peter damals noch nichts wußte), fiel in Esthland, das den Schweden gehörte, ein und belagerte die Festung Narwa. Auf die Nachricht hievon eilte Carl XII., kaum zuvor aus dem Lager von Kopenhagen zurückgekommen, über die Ostsee hinüber, landete mit nur 15,000 Mann — der Rest seines Heeres

sollte nachkommen — zu Pernau und stürzte unverweilt auf die Russen vor Narwa los. Peters Heer wird auf 40,000 Mann angegeben. Fremde Offiziere befehligten dasselbe, die von den Russen bitter gehaßt waren. Peter ahnete das Schicksal seines Heers, mit seinen Günstlingen, Menzikof und Golowin, verließ er dasselbe; dem Prinzen von Croy, Peters Feldmarschall, blieb die Sorge, auf der einen Seite mit seinen unbotmäßigen Russen, auf der andern mit den Schweden fertig zu werden.

Den 20. November 1700, unter starkem Schneegestöber, griff Carl XII. mit seinen 15,000 Mann die 40,000 Russen hinter ihren Verschanzungen an. Die Russen konnten, durch die Schanzen selbst gehindert, ihre Uebermacht nicht entwickeln. Anfangs wehrten sie sich, schrieen dann über Verrath der Fremden und metzelten viele ihrer Offiziere nieder. Andere flohen, um ihr Leben zu retten, zu den Schweden hinüber. Noch am nämlichen Tage ergab sich der ganze rechte Flügel der Russen kriegsgefangen, am andern Morgen folgte diesem Beispiele der linke Flügel unter General Weide. Dieser Sieg lieferte die ganze Generalität, über hundert und fünfzig Kanonen und unmittelbar nachher hundert und zwanzig kleine russische Schiffe, die in einem Hafen unweit Narwa lagen, in die Hände der Schweden. Das gemeine russische Kriegsvolk entließ Carl XII. voll Verachtung nach Hause. Der russische Krieg hätte so gut als der dänische im Keime erstickt werden können, aber gerade die Leichtigkeit, mit welcher Carl XII. gesiegt, wurde sein Verderben,

erstens, weil dieser glänzende Erfolg die angeborne Starrköpfigkeit des jungen, damals 18jährigen Königs bis zur Tollkühnheit steigerte, zweitens, weil er die größte Verachtung vor Peter I. faßte, der ihn doch nachher gestürzt hat. Ohne sich weiter um die Russen zu bekümmern, beschloß Carl, seine Rache an den Sachsen-Polen auszulassen. Es konnte keinen größern Gegensatz geben, als diese beiden Fürsten: August von Polen athmete nichts als Vergnügen und Wollust, sann auf nichts als Feste, richtete sein Land durch grenzenlose Verschwendung zu Grund, trieb mit der Religion, mit Treu und Glauben das frechste Spiel, schenkte sein Vertrauen nur Franzosen und Italienern, hatte mehr Maitressen als Tage im Jahr sind, und soll, laut dem Zeugnisse der Schwester Friedrichs des Großen, mit diesen Weibern zusammen 3500 Kinder gezeugt haben. Ganz anders Carl XII. Dieser König war ein Muster der Keuschheit, der Sittlichkeit, der Religiosität. Als er 1700 auf Seeland landete, hielt er bessere Mannszucht, als die Dänen selbst, bezahlte Alles baar und ward daher williger bedient, als sein Gegner, der Landesherr Dänemarks. Die einfachste Nahrung und Kleidung, gewöhnlich ein grober blauer Rock mit metallenen Knöpfen, genügte ihm; in seinem Lager ward täglich zweimal, Morgens um 7 Uhr und Abends 4 Uhr, Betstunde gehalten, welcher er stets anwohnte; auf dem Schlachtfelde durften seine Leute nicht eher die Leichen ausziehen und berauben, als bis Erlaubniß dazu gegeben war.

Carl XII. knüpfte zunächst Einverständnisse mit mißver-

gnügten Großen Polens an. August hatte den hohen Adel dadurch beleidigt, daß er dem Feldmarschall Flemming, dem Genossen seiner Ausschweifungen, das Indigenat ertheilte; er kränkte weiter die mächtige Familie der Sapieha, als er denselben Günstling zum Großstallmeister von Litthauen ernannte. Die Sapieha ergriffen deßhalb für den Schweden Parthei, sobald dieser in Polen einrückte. August hielt 1701 eine Zusammenkunft mit Peter I. bei Birsen an der litthauisch-russischen Grenze, der Czar versprach dem Könige eine Hülfe von 20,000 Russen und 200,000 Rubeln und machte sich weiter verbindlich, eine bedeutende Summe zu Bestechung des Reichsvicekanzlers und einiger Senatoren herzugeben, damit die Republik Polen, die bisher ihren König im Stiche gelassen, gleichfalls den Krieg an Schweden erkläre.

Im Frühling 1701 eröffnete Carl XII. den Kampf damit, daß er nach einem meisterhaften Uebergang über die Düna, die Sachsen schlug, ganz Liefland von ihnen säuberte. In einem Schreiben, das er unter dem 30. Juli 1701 an den Primas von Polen, Cardinal Radcziejowsky, erließ, erklärte er rund heraus, daß August abgesetzt werden müsse. Carl XII. drang 1702 ins Innere Polens ein, erschien im Mai vor Warschau und lehnte alle Friedensanträge mit der Erklärung ab, daß mit Männern, wie August und Flemming, kein Vertrag, keine Aussöhnung möglich sei. Der polnische König floh nach Sendomir, Carl folgte ihm, und schlug den 20. Juli 1702 bei Clissow, unweit Krakau, das sächsische Heer, mit dem sich endlich auch das polnische

vereinigt hatte, aufs Haupt. Das Lager, das Gepäck, das ganze Geschütz ging verloren. In diesem Treffen fiel Carls Schwager, Herzog Friedrich von Holstein, den 10. August besetzte Carl Krakau. Da König August in diesem nämlichen Jahre durch Vertrag vom 16. Januar 8000 Mann seiner Sachsen an den Kaiser verkauft hatte, fiel es ihm doppelt schwer, den erlittenen Verlust zu ergänzen. Gleichwohl dauerte der Krieg in Polen fort und auch die Schweden erlitten große Einbuße durch Hunger, Krankheiten und die angestrengtesten Märsche. Den 25. April 1703 schlug Carl die Sachsen abermals bei Pultusk und nun rückte er seinem eigentlichen Ziele näher. Bisher hatten die Polen sich beharrlich geweigert, in die Absetzung Augusts zu willigen, jetzt bildete sich eine Gegenparthei zu Gunsten des neuen Herrschers, den der Schwedenkönig vorschlug. Johann Sobieski, der Befreier Wiens, hinterließ, als er 1696 starb, drei Söhne, Jakob, Constantin und Alexander, welche alle drei wenig Fähigkeiten besaßen. Dem ältesten von ihnen, Jakob, hatte August vor seiner Wahl 400,000 Thaler versprochen, wenn er zurücktreten würde, aber dieses Versprechen nicht gehalten. Die drei Brüder lebten auf ihren schlesischen Gütern bei Ohlau. Von dort aus traten sie mit Carl in Verbindung, letzterer veröffentlichte von Heilsberg aus im Januar 1704 eine Schrift, worin er erklärte, daß er die Wahl Jakobs Sobieski auf jede Weise fördern und ihn, wenn er gewählt sein würde, mit den Waffen auf dem Throne festhalten werde. An der Spitze von Sobieski's

Parthei standen der Primas von Gnesen, Michael Radczi-ejowsky, ein Priester von sehr zweideutigem Charakter, und der Großkronfeldherr Lubomirsky. Letzterer begab sich im Januar 1704 nach Warschau und bildete eine sogenannte Conföderation, welche den 6. Februar 1704 die Absetzung Augusts aussprach. Als dies der Sachse erfuhr, beschloß er, sich durch einen Gewaltstreich der gefährlichen Gegner zu bemächtigen. Er schickte 30 verkleidete sächsische Offiziere auf das österreichische Gebiet nach Schlesien. Diese versteckten sich in einem Walde und lauerten auf die beiden Brüder Jakob und Constantin, welche laut eingezogener Kundschaft Mitte Februar von Breslau nach Ohlau reisen sollten. Der Anschlag gelang, den 18. Februar 1704 wurden beide festgenommen und erst in die Pleißenburg bei Leipzig, dann in das feste Schloß Königstein, unweit Dresden, gebracht. Der jüngste Bruder, Alexander, entkam nach Polen zu Carl, konnte aber nicht vermocht werden, die Krone anzunehmen. Jetzt schlug Carl XII. mit Alexanders Einwilligung den Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszinsky, zum Könige vor. Leszinsky besaß weder Anhang noch bedeutendes Vermögen und die beiden Häupter der Parthei Sobieski, der Primas von Gnesen und der Kronfeldherr Lubomirsky, waren keineswegs mit dem Vorschlag zufrieden. Gleichwohl beharrte Carl XII. auf seinem Willen und erzwang durch Drohungen, Gewalt und Spendung von Branntwein, daß Leszinsky am 12. Juli 1704 gewählt ward. Nach der Wahl eroberte Carl Lemberg. Leszinsky blieb, gedeckt durch 1500

Schweden — denn auf die Polen konnte er sich nicht verlassen — in Warschau zurück, ward dort von August überfallen, entkam mit genauer Noth zu Carl nach Lemberg; die Stadt Warschau selbst gerieth in Augusts Hände, und die 1500 Mann starke schwedische Besatzung mußte mit ihrem Anführer, dem Marschall Horn, das Gewehr strecken. Diese Waffenthat ermuthigte die Anhänger Augusts, mit dem überdies Czar Peter den 30. August 1704 das Bündniß erneuerte und abermals 200,000 Rubel Hülfsgelder zahlte. Zwar eilte Carl nach Warschaus Fall von Lemberg herbei und nahm die Stadt wieder, aber der Krieg, durch Hunger und den schlechten Anbau des Landes in die Länge gezogen, dauerte ohne Entscheidung bis in das nächste Jahr fort. Wo Carl sich zeigte, flohen August und seine Generäle, um dann wieder zu kommen. Der sächsische General Paykul wollte um die Mitte des Jahrs 1705 die Schweden zum zweiten Male in Warschau überfallen, aber 3 schwedische Regimenter schlugen den 31. Juli 1705 das ganze sächsische Heer zwischen Wohlau und Warschau, und dieser Sieg setzte den König Carl XII. in Stand, sein Geschöpf, Leszinsky, im September 1705 zu Warschau krönen zu lassen. Leszinsky beschwor die Verfassung, schloß im Namen seines neuen Reichs Frieden mit Schwedens König Carl, der keinen Fuß breit Land verlangte und nur die kirchliche Freiheit seiner Glaubensgenossen, der Lutheraner, ausbedang.

Aufs Aeußerste getrieben warf sich August völlig dem Czaren Peter in die Arme, hatte eine Zusammenkunft mit

ihm zu Grodno in Lithauen und rief Russen ins Land. Deßhalb ging Carl XII. in eigener Person nach Lithauen, suchte die Russen auf, die sich vor ihm zurückzogen, und verlor sich beinahe in den unübersehbaren Ebenen und Sümpfen Volhyniens. An der schlesisch-polnischen Grenze hatte Carl seinen Feldmarschall Rhenschild mit 8000—9000 Mann zurückgelassen. Gegen diesen wurde während Carls XII. Abwesenheit ein Schlag vorbereitet, der Plan war: die polnische und sächsische Reiterei sollte von Krakau oder vom Süden heranrücken, König August von der Weichsel aus, wohin er sich bei Carls Marsch nach Lithauen gezogen, also von Osten her auf Rhenschild losstürzen. Zu gleicher Zeit führte der sächsische Feldmarschall Schulenburg 13,000 Mann deutscher Truppen gegen Rhenschilds Lager. So von drei Seiten gefaßt, schien Rhenschild unmöglich der Vernichtung entgehen zu können. August und seine Generale zweifelten so wenig am Erfolge, daß jener seinen Günstling Flemming an den Berliner Hof schickte, mit der Bitte, die Schweden, wenn sie demnächst nach dem Norden fliehen würden, doch ja nicht aufzunehmen. Mehrere Ursachen wirkten zusammen, daß aus dem erwarteten Triumphe eine furchtbare Niederlage ward. Im entscheidenden Augenblick bebte August vor einem Kampfe mit den Schweden zurück, 15 Meilen von Rhenschilds Stellung entfernt blieb er mit seinem aus Sachsen, Russen, Polen zusammengesetzten Heere von 12,000 Mann stehen. Schulenburg dagegen nahm im Vertrauen auf seine Uebermacht — er hatte 4000 Mann

weiter als der feindliche General — den Kampf an, den ihm Rhenschild den 6. Februar 1706 bei Fraustadt, im Gebiete von Posen, bot. Das Gefecht dauerte kaum zwei Stunden, die Sachsen flohen, ihre Gewehre wegwerfend; von 13,000 entkamen nur 3000, alle andern wurden gefangen oder erschlagen. Rhenschild schonte die gefangenen Sachsen, aber nicht so die Russen, die sich in Schulenburgs Heere befanden, ohne Gnade wurden sie niedergesäbelt.

Indessen setzte Carl, hartnäckig und jedem vernünftigen Rathe verschlossen, den Kampf in Lithauen fort, richtete aber vom Februar bis Juli 1706 nichts Bedeutendes aus, weil die Natur des Landes, die Einöden, die Sümpfe, jeden dauernden Erfolg hemmten. Erst als er von dem Thurme einer Jesuitenkirche herab die unermeßlichen Moräste überblickte und als ihm die Patres von der Art des Landes einen Bericht erstatteten, beschloß er, diese unwirthlichen Gegenden zu verlassen und die Wurzel der Macht seines Gegners, Sachsen, anzugreifen. Hiedurch ward der nordische Krieg nach Deutschland hinübergespielt.

Carl zog Rhenschild an sich, ließ Mardefeld mit einigen Regimentern in Polen zurück, überschritt an der Spitze von 22,000 Mann, ohne den deutschen Kaiser zu fragen, des Reiches Grenze, setzte bei Steinau den 1. September 1706 über die Oder, zog dann bei Görlitz vorbei auf Bautzen, dann durch die Lausitz über Grimma nach dem Vorwerk Altranstädt bei Leipzig, und lagerte dort auf dem Felde, wo 75 Jahre früher sein Vorgänger auf Schwedens Thron,

Gustav Adolf, einen großen Sieg erfochten hatte. Mit ihm kam der Polenkönig Leszinsky — welcher bei Liesnig sein Quartier aufschlug. August war auf die erste Kunde von Carls XII. Vorhaben, nach Sachsen zu ziehen, bis in das Innerste seiner Seele erschrocken, und hatte noch im August von Novogrodek aus, wo er sich damals aufhielt, zwei Bevollmächtigte, den Kammerpräsidenten von Imhof und den geheimen Referendarius Pfingsten, dem Könige mit ausgedehnten Befugnissen nachgeschickt, um Frieden zu vermitteln. Diese zwei Männer langten zu Bischofswerda beim schwedischen Heere an und begannen alsbald die Unterhandlung mit dem Grafen Piper und dem Staatssekretär Hermelin, welche Carl XII. zu seinen Bevollmächtigten ernannt hatte. Imhof und Pfingsten entschuldigten ihren Gebieter mit allerlei Lügen vergeblich, dann boten sie dem Schwedenkönige eine große Summe Geldes, Abtretung einer Provinz an Schweden, endlich Leszinskys Nachfolge auf dem polnischen Thron nach Augusts Tode, zuletzt einen engen Bund Augusts gegen den Czar Peter, an: abgewiesen, abgewiesen. Nun rückten sie mit einem Projekt hervor, das über die Maßen schändlich war, obgleich August eben dasselbe schon zwei Jahre früher gegen den Schwedenkönig gemacht hatte. Peter I., voll Mißvergnügen über August, weil dieser alle erhaltenen Hülfsgelder vergeudete und deßhalb den Krieg wider Carl aufs liederlichste führte, machte nämlich schon 1704 Miene, mit Carl XII. zu unterhandeln und Polen gänzlich den Schweden preiszugeben. Als der Sachse dies erfuhr, trug er dem

Schweden, um sich zu retten, eine Theilung Polens an, so daß etwa die Hälfte an Schweden fallen sollte, er selbst den Rest behalten hätte. Der eigene von den Polen erwählte König verrieth das Land, dem er Treue geschworen, dessen Namen er trug. Es war die nämliche Idee, jedoch in anderer Wendung, was jetzt Augusts Gesandte wiederholten. Sie schlugen vor, Lithauen sollte von Polen getrennt und zu einem eigenen Reich für Leszinsky erhoben werden. Auch dies verwarf Carl: nur Augusts Abdankung konnte ihn befriedigen. Die Gesandten zauderten, noch wie an einem Strohhalme auf die Hoffnung bauend, daß etwa Kaiser Josef oder das Reich wegen des verletzten Reichsbodens dem Schweden den Krieg erklären werde. Wie nun aber der schwedische General Mayenfeld mit einem abgesonderten Haufen Dresden bedrohte, krochen Imhof und Pfingsten zu Kreuz. Zu Altranstädt unterzeichneten sie den 25. September 1706 folgende Bedingungen: 1) August verzichtet für sich und seine Nachkommen zu Gunsten Leszinsky's auf Polen, Lithauen und alle dazu gehörigen Provinzen, behält jedoch für seine Lebenszeit Name und Ehre eines Königs, auch macht er diese Abdankung innerhalb der nächsten sechs Wochen in Polen bekannt; 2) August entsagt allen früheren, gegen Schweden gerichteten Bündnissen, besonders mit Czar Peter I. von Rußland, und ruft die in des letztern Diensten stehenden Sachsen zurück; 3) August übergibt alle polnischen Kleinodien und Archive, setzt die Brüder Sobieski in Freiheit, sowie alle gefangenen Polen, Lithauer und Schweden; er über-

liefert ferner an Carl XII. alle Ueberläufer und Verräther, ebenso die noch in Sachsen stehenden russischen Soldaten und die eroberten Trophäen; er verstattet den Schweden Winterquartiere, Erhebung des Solds und Unterhalt in Sachsen; er übergibt alle noch von Sachsen besetzten polnischen Plätze mit Geschütz und Kriegsbedarf an Stanislaus Leszinsky; 4) beide Könige verpflichten sich, die evangelische Religion aufrecht zu erhalten; der Kurfürst verspricht für sich und seine Nachkommen, daß in seinen Landen keine Aenderung der Religion gestattet, noch den Katholiken Erlaubniß ertheilt werde, Kirchen, Schulen, Akademien, Collegien oder Klöster zu errichten. Wird August wegen dieses Bündnisses von dem Czar oder irgend einer andern Macht mit Krieg überzogen, so leisten ihm die Könige Carl von Schweden und Stanislaus von Polen Hülfe. 5) August macht sich anheischig, binnen 6 Monaten die Gewährleistung dieses Friedens durch den Kaiser, die Königin Anna von England und die holländischen Generalstaaten beizubringen. Ein besonderer Artikel fügte bei, daß auch ohne letztere Bürgschaften der Vertrag volle Gültigkeit habe.

Sogleich nach Abschluß wurde ein zehnwöchentlicher Waffenstillstand verkündet. Mit schwerem Herzen ging der eine der beiden sächsischen Unterhändler, Pfingsten, nach Patrikow, wohin sich August begeben hatte, um ihm die Bedingungen mitzutheilen. Allein hier ist ein noch dunkler Punkt. Sächsische Zeugen behaupten, Pfingsten habe aus lauter Angst nicht gewagt, dem Kurfürsten-Exkönig den

ganzen Vertrag mitzutheilen, dennoch aber mittelst der carte blanche oder der Vollmacht, die ihm von August überliefert gewesen, die Ratifikation unter dem 30. Oktober 1706 ausgefertigt. Ich bin mit dem schwedischen Geschichtschreiber Nordberg der Ansicht, daß dies eitel Spiegelfechterei ist. August hatte — wie aus dem Folgenden erhellt — die Absicht, den Vertrag, so bald es nur irgend möglich war, abzuschütteln, er brauchte deshalb Scheingründe, um den Treubruch zu beschönigen und sich selbst als den betrogenen Theil hinzustellen. Zu diesem Zweck gab er den beiden Gesandten unbeschränkte Vollmacht, aber in etwas schwankenden Ausdrücken mit. Vollkommen entsprach es seiner Absicht, daß sie im Vertrauen auf die Namensunterschrift ratifizirten. Hintendrein opferte er Beide auf, wie wir sehen werden.

August befand sich noch aus andern Gründen in einer verzweifelten Lage. Ein russisches Heer unter Menzikof stand vereint mit dem seinigen in Polen. Erfuhren die Russen etwas von dem Vertrag, so mußte er fürchten, daß Menzikof Gewalt brauche und ihn am Kopfe nehme. Fortwährend drang Menzikof darauf, daß man mit vereinter Macht über den von Carl XII. beim Marsche nach Sachsen in Polen zurückgelassenen General Mardefeld, der bei Kalisch stand, herfalle. Gab August nach, so war vorauszusehen, daß sich Carl XII. für diese Treulosigkeit am Kurstaat Sachsen erhole. Wies er das Ansinnen des Russen zurück, so mußte dieser Unrath merken. August schlug einen Mittel-

weg ein: insgeheim warnte er den schwedischen General, aber dieser hielt die Mittheilung für eine Falle, nahm das von Menzikof gesuchte Treffen an und ward von den vereinigten Russen und Sachsen den 29. Oktober 1706 gänzlich geschlagen. Dieser Sieg vollendete die Verlegenheiten Augusts. Gegen Carl entschuldigte sich August später mit der Nothwendigkeit und verhieß vollen Schadenersatz. Seine nächste Sorge war jedoch, sich von den Russen loszuhäckeln, er ging nach Warschau. Dort hatte man schon Wind von dem Vertrag. Um seine erschreckten Anhänger zu beruhigen, erließ August unter dem 19. November (20 Tage nach erfolgter Ratifikation des Altranstädter Vertrags) ein Manifest, worin er die umlaufenden Gerüchte für eitel Lug und Trug, ja für die schmählichste Verleumdung erklärte und hoch und theuer versicherte, wie er niemals gesonnen gewesen sei, mit dem Könige von Schweden, oder irgend einer andern Macht, ein der polnischen Republik oder seiner eigenen Ehre nachtheiliges Bündniß einzugehen. Was nützten diese schmählichen Gleißnereien! Von zweien Dingen eines, entweder Sachsen verloren gegeben, oder mit Carl XII. sich verständigt! August wählte, wie leicht zu erachten, das Letztere. Mitte Dezember 1706 reiste er nach Dresden. Carl, der von den neulichen Treulosigkeiten seines Gegners wohl unterrichtet war, bestand darauf, daß ihm August den ersten Besuch mache; dies geschah den 17. Dezember 1706 zu Günthersdorf unweit Altranstädt. Beide umarmten sich, als wenn sie die besten Freunde wären; vergeblich suchte

August bei spätern Zusammenkünften Nachlaß einiger der härtesten Bedingungen zu erlangen. Carl blieb taub, ja er nöthigte August, Stanislaus Lescinsky zu besuchen und ihm Glück zum polnischen Throne zu wünschen, was August mit dem Bemerken that, Lescinsky möge größere Treue von den Polen erfahren, als er, August, von ihnen zu rühmen habe. Ihren Zorn über diese Demüthigungen ließen August und seine Hofleute in Spöttereien über den glücklichen Nebenbuhler aus. Lescinsky, ein rechtschaffener Edelmann, hatte die damals noch nicht so wie heute verbreitete Gewohnheit, den ganzen Tag Tabak aus einem großen Pfeifenkopf zu schmauchen. Die sächsischen Hofleute, welche die Eidbrüchigkeit und Verschwendung ihres allergnädigsten Herrn ganz in der Ordnung und eines Königs würdig fanden, sahen naserümpfend in dem Tabakrauchen des Polen eine abscheuliche Barbarei.

Nachdem August und Carl sich verständigt, brach ein furchtbares Gewitter über einen unglücklichen Gefangenen los. Ich habe oben gesagt, daß jener lievische Edelmann, Patkul, das Triebrad der Feinde Schwedens, zuletzt in russische Dienste getreten war. Peter schickte ihn als seinen Gesandten nach Dresden. Dort hatte Patkul überreiche Gelegenheit, sich von der schlechten Wirthschaft des Hofes und dem Leichtsinn zu überzeugen, mit welchem August alle Hülfsgelder, die auf den Krieg hatten verwendet werden sollen, mit seinen Weibern in Festen vergeudete. In seinen Depeschen an den Czar deckte er das Getriebe auf und rieth

seinem Herrn, sich ganz von August zurückzuziehen. Die sächsischen Minister erfuhren dies, fingen einige seiner Briefe auf, und wagten zuletzt, den 19. Dezember 1705 seine Papiere wegzunehmen, ihn selbst zu verhaften und auf den Sonnenstein zu setzen. Peter I. schwieg zu dieser Verletzung des Völkerrechts, weil er August noch immer nöthig hatte, um gewisse Zwecke, von denen unten die Rede sein wird, durchzusetzen. Patkul saß auf dem Sonnenstein, als die Schweden nach Altranstädt zogen. Carl hegte glühenden Haß gegen den Liefländer. In dem Artikel des Altranstädter Vertrags, wo von Auslieferung der Verräther die Rede ist, wird sein Name besonders aufgeführt. Die Sachsen gaben ihn heraus. Während des Rückmarsches nach Polen ließ ihn Carl XII. am 10. August 1707 auf die grausamste Weise rädern. Diese Behandlung Patkuls ist einer der schwarzen Flecke in Carls XII. Geschichte. Seinerseits beging August einen ähnlichen Greuel. Er gebot im Frühjahr 1707, also noch während Carls Anwesenheit, die beiden Unterhändler des Altranstädter Friedens, Imhof und Pfingsten, am Kopfe zu nehmen und ihnen als Hochverräthern, wegen angeblicher Ueberschreitung ihrer Vollmachten, den Prozeß zu machen. Die Juristenzünfte der beiden sächsischen Landesuniversitäten, Wittenberg und Leipzig, ermangelten nicht, der Absicht ihres Gebieters pflichtschuldigst zu entsprechen, und beide zu verdammen. Wo wird ein Tyrann, bei dem beliebten heimlichen Verfahren, das unter keiner Aufsicht der öffentlichen Meinung steht, nicht stets

willige Werkzeuge finden. Imhof wurde zu ewigem Gefängniß, Pfingsten zum Tode verurtheilt, ein Spruch, welchen in lebenslängliches Gefängniß zu verwandeln August die Gnade hatte. Den vorausgesehenen Unwillen des Schwedenkönigs suchte er dadurch zu entwaffnen, daß er vorgab, Imhof sei nicht wegen des Vertrags, sondern deshalb verhaftet worden, weil er über mehrere für das sächsische Heer bestimmte Millionen keine Rechnung ablegen könne.

Auch nach Abschluß des Vertrags hegte Carl XII. fortwährend das tiefste Mißtrauen gegen August, ein ganzes Jahr blieb er in Sachsen stehen. Sämmtliche Unkosten mußte das unglückliche Land tragen. Die Stände hatten monatlich für das schwedische Heer 625,000 Reichsthaler herzuschaffen. Der Adel machte Versuche, sich, wie er von der gewöhnlichen Landsteuer befreit war, also auch dieser außerordentlichen Last zu entziehen und alles auf Bürger und Bauern zu wälzen. Carl widersprach: wenn Sachsens Stände, erklärte er, die verlangte Summe aus der Luft nehmen könnten, würde er gerne geschehen lassen, daß Jedermann, auch der Adel befreit bliebe, da dies nicht der Fall sei, habe jeder Stand seinen Beitrag zu leisten. Der Adel mußte seinen Theil zahlen.

Dennoch war diese regelmäßige Steuer an Schweden nicht die einzige Bürde für das Land. Obgleich es Carl nicht an gutem Willen fehlte, Mannszucht zu halten, riß Raub und Diebstahl unter den Schweden ein. Dabei waren die Naturallieferungen, welche gemacht werden muß-

ten, ungeheuer. Carl fütterte sein Volk trefflich heraus, kleidete und bewaffnete die Soldaten glänzend, alles auf Kosten Sachsens, er vermehrte überdies das Heer um ein Drittheil, so daß er im Herbste 1707 mit etlichen 40,000 Mann Sachsen verließ. Ich will nebenbei bemerken, daß das Handgeld, welches die schwedischen Werber damals einem gemeinen Dragoner bezahlten, 70 Conventionsthaler betrug. Oeffentlich und unter Trommelschlag wurde für den Schwedenkönig nur in den Reichsstädten geworben: im Stillen in Schlesien, obgleich Kaiser Josef sauer dazu sah, sowie in Brandenburg, in Preußen, in Niedersachsen. Man hat nachher die ganze Summe der Unkosten, welche die einjährige erzwungene Einquartierung der Schweden dem Kurstaate auflud, wahrscheinlich zu hoch auf 23 Millionen Reichsthaler berechnet. Bedenkt man nun noch, daß Sachsen neben diesen schwedischen Gästen den Hof Augusts, der trotz der Leiden seines Landes nicht das Geringste von den gewohnten Vergnügungen aufgab, erhalten mußte, erwägt man ferner, daß laut einer andern Berechnung, Sachsen von 1699 bis 1706 im polnischen, durch Augusts Ehrsucht entzündeten Krieg, nicht weniger als 88 Millionen Thaler, mehrere hundert Kanonen und 36,648 Mann eingebüßt hat, so kann man sich einen Begriff machen, theils von dem meist durch Gewerbsthätigkeit begründeten Reichthume Sachsens, theils von dem namenlosen Wehe, welches August über sein Erbland gebracht hat.

Außer dem Mißtrauen gegen August bewirkten auch

noch andere Gründe, daß der Schwede so lange in Leipzigs Ebene stehen blieb. Das Lager von Altranstädt war durch Carl plötzlich einer der Mittelpunkte europäischer Politik geworden, es hatte eine Wichtigkeit erlangt, die dem Selbstgefühle des 24jährigen Schwedenkönigs schmeicheln mußte. Erinnern wir uns, daß in demselben Herbste 1706, da Carl nach Sachsen zog, Eugen den Sieg von Turin gewonnen hat, welchem Marlboroughs glückliche Schlacht von Ramillies vorangegangen war, daß dann im folgenden Jahre 1707, während Carl zu Altranstädt lagerte, Marschall Villars die Stollhofer Linien durchbrach, das Reichsheer unter dem Baireuther Markgrafen aufs Haupt schlug und tief in Schwaben eindrang. Wie wenn der Schwede dem Franzosen die Hand bot: dann änderte sich auf einmal die Lage des Abendlandes. Ludwig XIV. versäumte Nichts, um dieses Ziel zu erreichen; er erkannte Stanislaus bereitwillig als König an, er machte Carl die glänzendsten Versprechungen, und Villars war angewiesen, den Schweden entgegenzugehen. Aber eben so emsig arbeiteten die verbündeten Mächte nach der entgegengesetzten Seite hin. Die Dörfer um Leipzig wimmelten von Uniformen der meisten regierenden Herrn Europas, besternten Diplomaten. Carl XII., ein guter Germane, hegte die unserer Nation angeborene Abneigung gegen die Welschen und besonders gegen den prächtigen König zu Paris, den vierzehnten Ludwig. Dagegen wandelte ihn Lust an, in die Fußtapfen seines vierten Vorgängers, Gustav Adolfs, einzulenken; er gerieth auf die Idee, einen protestan-

tischen Bund mit England, Preußen, Dänemark, Hannover aufzurichten. Auch dies wäre für die Sache des Kaisers schlimm genug gewesen. Die gegen Frankreich verbündeten Mächte erkoren den Helden von Ramillies zu einer Sendung in Carls Lager, um seine Beredtsamkeit, seinen Ruhm an dem jungen Schwedenkönig zu versuchen. Ende April 1707 erschien Marlborough zu Altranstädt und seine Bemühungen waren nicht vergeblich. In der ersten Unterredung mit ihm sprach Carl XII. in mißbilligenden Worten von Ludwigs XIV. Herrschsucht, gestand zu, daß die ungeheure Vermehrung der stehenden Heere, welche dieser Fürst eingeführt, ein Unglück für die Welt sei, erklärte, aus dem Uebermuth, womit Ludwig XIV. gegenwärtig, trotz seiner letzten Unfälle, jeden gemäßigten Vorschlag zurückweise, gehe hervor, daß nicht eher Ruhe in Europa wiederkehren werde, als bis man Frankreich in die vom westphälischen Frieden gesteckten Grenzen zurückgewiesen habe. Die französischen Unterhändler mußten abziehen, auch den Gedanken eines protestantischen Bündnisses ließ Carl XII. fallen. Doch verdankten der Kaiser und seine Verbündeten diesen günstigen Erfolg nicht bloß dem persönlichen Gewicht Marlboroughs, der Mammon that auch das Seinige. Die Gemahlin des schwedischen Staatsministers Piper empfing von Marlborough 2000 Louisd'or, der Cabinetssekretär Cederholm 1000. Der tugendhafte Carl wurde von seinen Ministern nicht minder betrogen, als die ruchlosen Fürsten, seine Zeitgenossen.

Wenn so die große Allianz, an deren Spitze der deutsche

Kaiser stand, alle Ursache hatte, mit Carls XII. Entschlüssen zufrieden zu sein, forderte dagegen dieser Gothe von dem nämlichen Kaiser, als österreichischem Landesherrn, kränkende Zugeständnisse. Anlaß dazu gaben ihm die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands und die Rechte, welche die Krone Schweden im Münsterschen Frieden als Bürge und Wächterin des Lutherthums erhalten hatte. Vor Ausbruch des 30jährigen Kriegs und im Anfang desselben empörten sich bekanntlich fast sämmtliche Erblande des Hauses Oesterreich wider dasselbe und führten seitdem kirchliche Freiheit, Calvinismus und Lutherthum ein: das Glück Kaiser Ferdinands II. und das Schwert Wallensteins schlug jedoch diese innern Gegner sammt den äußern nieder, und Ferdinand benützte den Sieg, um Unbeschränktheit seiner Herrschaft und zugleich die katholische Kirche herzustellen. Nur in etlichen Bezirken Schlesiens machte Ferdinand II. eine Ausnahme von dieser Politik, die doch durch eine eiserne Nothwendigkeit geboten war. Schlesien zählte vier mittelbare Fürstenthümer, Liegnitz, Brieg, Wohlau, Oels, wozu noch als eine Art von Freistaat Breslau kam. Diese zusammen hatten schon im 16. Jahrhundert, gestützt auf die Rechte, welche der Augsburger Religionsfrieden von 1555 den deutschen Reichsständen verlieh, das Lutherthum in ihren Gebieten eingeführt. Ferdinand II. achtete dieses Recht; während er seine unmittelbaren Unterthanen im übrigen Schlesien mit Gewalt zwang, wieder katholisch zu werden, ließ er die mittelbaren bei der Uebung des neuen Glaubens. Dies war unver-

kennbar — mag Partheigeist sagen, was er will — ein politischer Fehler, denn bei der damaligen Stimmung der Gemüther hegten lutherische Unterthanen zu einem katholischen, und katholische zu einem lutherischen Landesherrn nie wahre Treue, sondern die Getrenntheit der Religion zog stets politische Partheiung nach sich. Den nämlichen Stand der Dinge erhob nachher der westphälische Friede zum Gesetz. Der Fehler war einmal geschehen und ließ sich nicht mehr gut machen. Nunmehr blieb nichts Anderes übrig, als durch gleiche und unpartheiische Gerechtigkeit die Lutheraner Schlesiens in gute kaiserliche Unterthanen zu verwandeln, was, obgleich an sich schwer, doch sich leichter als früher bewerkstelligen ließ, da die religiöse Hitze sich durch die unsäglichen Leiden des 30jährigen Kriegs abgekühlt hatte. Allein das Wiener Cabinet schlug unter den Kaisern Ferdinand III. und Leopold I. den entgegengesetzten Weg ein. Offen die Verbindlichkeiten des Münsterschen Friedens zu brechen, wagte man nicht, dagegen wurden jene kleinen Mittelchen aufgewendet, welche die Gemüther in immerwährender Gährung erhalten, und doch nie zum Ziele führen. Eine Kirche um die andere wurde den Protestanten Schlesiens weggestritten, eine protestantische Pfarre um die andere mit katholischen Geistlichen besetzt, die Magistratsstellen in den Städten, die Beamtungen wurden nur an Katholiken vergeben, den Waisen katholische Vormünder bestellt, die Hausandachten gestört und verboten. Bis auf 20 Stunden weit liefen eifrige Protestanten, um Kirchen ihres Glaubens zu

besuchen; im Innern des Landes, vorzüglich im Gebirge, wurde geheimer Gottesdienst bei Nacht an abgelegenen Orten gehalten.

Der benachbarte Brandenburger, erst der große Kurfürst, dann sein Sohn Friedrich III. benützten diesen Stand der Dinge, um in Schlesien Parthei zu werben. Sie warfen sich zu Beschützern der bedrückten Schlesier auf und legten rührende Verwendungen beim Wiener Hofe ein. Wenn diese nicht ausreichten, schritt man wohl auch zu drastischen Mitteln. Der Brandenburger hatte katholische Unterthanen, die er nach dem strengen Wortlaute fürstlicher Rechte in lutherischem Sinne bedrängen konnte; er drohte damit, wenn der Kaiser nicht in Schlesien größere Milde üben werde. Aehnliches geschah damals nicht bloß zwischen Brandenburg und Oesterreich, sondern auch zwischen andern lutherischen und katholischen Gebieten des heiligen römischen deutschen Reichs. Die Glaubensspaltung hatte manche Nation in die Lage versetzt, daß häufig lutherische und katholische Landesherren einander Meldungen zusandten, wie etwa folgende: wenn du katholischer Fürst deinen lutherischen Unterthanen, meinen Glaubensgenossen, ein Ohr abhaust, so schlage ich lutherischer Landesvater meinen katholischen Insaßen, deinen Genossen, die Zähne ein, und umgekehrt.

Im Ganzen blieben die kirchlichen Zustände Schlesiens beim Alten, bis Carl XII. die Grenzen des deutschen Reichs überschritt. Als er nun im Herbste 1706 bei Steinau über die Oder setzte, fand er an den Ufern des Stromes un-

zählige evangelische Schlesier versammelt, welche den König weinend umgaben, ihm tausendfachen Segen wünschten und zugleich flehentlich baten, er möchte ihrer, die wegen des Glaubens unterdrückt würden, in Gnaden gedenken. Der König versprach es mit Hand und Mund und hielt Wort. Bei der ersten Gelegenheit forderte er den kaiserlichen Hof auf, Bürgschaften für religiöse Duldung der Schlesier zu geben. Eugen schrieb damals unter dem 29. Dez. 1706 an den Grafen von Sinzendorf: „Die Forderungen des Königs von Schweden wegen kirchlicher Freiheit der lutherischen Schlesier sind nicht übertrieben. Wenn ich Alles überlege, will es mir nicht in den Kopf gehen, daß man die Religion zum Werkzeuge politischer Interessen, oder um die Wahrheit zu sagen, zum Vorwande der Ungerechtigkeit mißbrauche." In Wien machte man Winkelzüge, denn es war allerdings hart, sich von einem fremden Fürsten Regeln über Behandlung der eigenen Unterthanen vorschreiben lassen zu müssen. Zuletzt drohte Karl, nach seinem bevorstehenden Rückzug aus Sachsen in Schlesien stehen zu bleiben und den Knoten der noch obwaltenden Schwierigkeiten mit dem Schwerte zu zerhauen. Jetzt gab Kaiser Josef nach: unter dem Namen der Altranstädter Convention wurde den 22. August und 1. September 1707 ein Vertrag unterzeichnet, dessen Hauptbestimmungen folgende sind: die Religionsfreiheit der evangelischen Schlesier, so weit sie im westphälischen Frieden festgesetzt worden, tritt in volle Kraft und Alles wird in den Stand gesetzt, wie es 1648 sein

sollte. Die Evangelischen in den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg, Wohlau, Oels und zu Breslau erhalten 118 ihnen seitdem entrissene Kirchen zurück, und niemals sollen ihnen fürder Kirchen oder Schulen entzogen werden. Die Evangelischen in den unmittelbaren Bezirken sind nicht verbunden zur Entrichtung der Stolgebühren an die katholischen Ortspfarrer, noch ihre Kinder von letzteren taufen zu lassen, sondern sie mögen dieß Geistlichen ihres Glaubens übertragen. Katholiken, die in evangelischen Gemeinden wohnen, haben an diese die Stolgebühr zu entrichten, evangelischen Mündeln dürfen keine katholischen Vormünder aufgedrungen, noch dürfen erstere zur Annahme des katholischen Glaubens gezwungen oder der Erziehung wegen in Klöster gesteckt werden. Für Kirchensachen der Evangelischen werden evangelische Consistorien errichtet. Evangelische sind zu Aemtern befähigt, auch haben sie das Recht ihre Güter zu verkaufen und auszuwandern.

Dem Kaiser Josef gereicht es zur Ehre, daß er diesen Vertrag hielt, auch nachdem Carl XII. durch den Verlust der Schlacht von Pultawa von seiner Höhe herabgestürzt war. Die schlesischen Protestanten gewannen sogar durch eine erweiterte Uebereinkunft vom 2. Februar 1709 neue Rechte, mußten jedoch für diese Liebesdienste 400,000 Gulden an den Wiener Hof und außerdem große Summen an Schweden zahlen. Allein nach Josefs I. Tode unter Carl VI. ging das alte Lied wieder an, und wie ehemals wurden die kleinlichsten Bedrückungen geübt. Dafür trat jetzt der

König von Preußen als evangelischer Kirchenschutzherr der lieben, benachbarten, wohlgelegenen Schlesier auf, machte unter der Maske des Religionseifers politische Parthei im Lande, und dies Spiel änderte bekanntlich damit, daß Friedrich II. gleich nach seinem Regierungsantritt Schlesien der Kaiserin Maria Theresia wegnahm. Hierauf war es von Anfang an abgesehen gewesen.

Das Jahr, welches Carl XII. in Sachsen verlebte, brachte ihm allerdings hohen Genuß, befriedigte Selbstgefühl und Herrscherlaunen, gleichwohl beging er einen großen Fehler, so lange unthätig zu bleiben. Denn indeß hatte der Russe Peter ungeheure Fortschritte gemacht und man kann mit Recht sagen, daß der Czar es war, welcher sämmtliche Früchte der von Carl über August errungenen Siege pflückte, während der Schwede selbst keinen dauernden Vortheil aus seinen Waffenthaten zog. Wir müssen uns nach Moskowien wenden. Die Schlacht von Narwa hatte den Czar sein ganzes Heer gekostet, aber ihn auch zugleich von der Anwesenheit des jungen Siegers befreit, der, wie wir wissen, auf August und Polen losstürzte. Peter I. begann damit, daß er die von Carl XII. fortgejagten gemeinen Russen sammelte und seine Streitmacht ergänzte. Feldmarschall Scheremetew erhielt den Oberbefehl über dieselbe, Peter I. diente selbst unter ihm. Scheremetew schlug im Juli 1702 eine schwedische Abtheilung von 7000 Mann unter dem General Schlippenbach bei Dorpat. Um seinen Russen, die in den Schweden unüberwindliche Gegner

sahen, Muth einzuflößen, feierte Peter den kleinen Sieg auf außerordentliche Weise. Im Oktober des nämlichen Jahres nahm Peter die wichtige am Ausfluße der Newa aus dem Ladogasee gelegene Festung Nöteburg ein, deren Namen er in Schlüsselburg umwandelte. Kurz vorher hatte er Marienburg, einen auf der Gränze von Ingermanland gelegenen Platz, erobert. Bei letzterem Anlaß geschah es, daß den Russen ein junges schwedisches, damals 12jähriges Mädchen Namens Catharina in die Hände fiel. Als sie dem Czar vorgestellt wurde, gefiel ihr Körper und Geist demselben so wohl, daß er sie erst zur Beischläferin nahm, dann 1707 zu seiner Gemahlin erkor. Ich werde noch mehr von ihr zu berichten haben. Im folgenden Frühjahre (1703) wurde der Kampf fortgesetzt. Anfangs Mai bemächtigten sich die Russen der Verschanzungen am Ausfluße der Newa ins Meer, um die Mitte desselben Monats legte Peter den Grund zu der neuen Newahauptstadt, der größten unter allen seinen Schöpfungen; Tausende von Bauern mußten den Morast aufwühlen, Gräben ziehen, die ersten Bauten anlegen, so sicher fühlte sich der Czar bereits des Besitzes der neugewonnenen Meeresküste. Bis zu Ende des Jahres 1703 vollendete er die Eroberung Careliens und Ingermanlands. Im Frühling 1704 ward die schwedische Flotille auf dem Peipussee vernichtet, im Juli nahmen die Russen Dorpat ein, und rückten nun zum zweitenmale vor Narwa. Graf Horn vertheidigte die Stadt mit großer Entschlossenheit; als sie nach heftiger Beschießung

den 21. August erstürmt ward, wollten die Russen zur Rache für die vor vier Jahren erlittene Niederlage Alles niedermetzeln. Aber Peter hielt die Mannszucht mit eigener Hand aufrecht, indem er mehrere der Wüthenden niederstieß. Wie Horn gefangen vor ihn geführt ward, schlug er ihm mit der Faust ins Gesicht und machte ihm Vorwürfe, daß er die Stadt durch übertriebene hartnäckige Vertheidigung solcher Gefahr ausgesetzt habe. Die Barbarei, welche er aus seinen Russen austreiben wollte, beherrschte ihn selbst. Esthland und ein guter Theil von Liefland war in der Russen Gewalt; im Jahr 1705 drang Scheremetew nach Curland vor. Doch hier fand er heftigen Widerstand durch den schwedischen General Löwenhaupt, den Befehlshaber von Riga, einen ausgezeichneten Feldherrn. Bei Gemaurt-hof schlug Löwenhaupt Ende Juli 1705 das russische Heer aufs Haupt und nahm das ganze Geschütz weg, aber um nicht von Riga abgeschnitten zu werden, mußte er sich bald wieder dorthin zurückziehen. Dies benützten die Russen und besetzten noch im Herbste des nämlichen Jahres Mietau, Curlands ansehnlichste feste Stadt, sowie Bauske. Bis dahin hatte Carl XII., nur auf Züchtigung des Polenkönigs erpicht, die Russen gewähren lassen. Allein zu Anfang des Jahrs 1706 drang er gegen letztere in Lithauen ein, das Peters Feldmarschall Ogilvy besetzt hielt, warf ihn aus Grodno hinaus, und nöthigte ihn zur Flucht nach Volhynien. Ich habe schon früher bemerkt, daß Carl XII. dort den flüchtigen Russen wegen der Sümpfe nicht beikommen

konnte, der einzige Vortheil, den er errang, bestand darin, daß die Russen, weil durch das Vorrücken Carls ihre Flanke im Norden bedroht war, Curland wieder räumen mußten. Eine andere Wendung nahmen dagegen die Sachen, wie Carl XII. im Herbste 1706 den Marsch nach Sachsen antrat. Jetzt wurden die Russen Herrn in Polen; Menzikof, Peters General, schlug die von Carl zurückgelassenen Schweden unter Mardefeld bei Kalisch und nahm dessen ganze Mannschaft gefangen. Rücksichtslos wurden alle Anhänger des Königs Stanislaus ausgeplündert, das Land weit und breit verheert, und lange Wagenzüge mit Beute nach Moskau geschleppt. Czar Peter erklärte die Krone Polen für erledigt, und bot sie erst dem Prinzen Eugenius, der sich höflich für die Ehre bedankte, dann dem wohlbekannten ungarischen Empörer Rakoczy an, der gleichfalls die gefährliche Gabe zurückwies.

So standen die Sachen im Sommer 1707. Carl XII. begriff endlich, daß er nicht länger in Sachsen stehen bleiben, sondern Etwas gegen die von ihm so tief und verkehrt verachteten Russen unternehmen müsse. Im August 1707 brachen die Schweden von der Leipziger Ebene auf, den 20. September rückten sie wieder in Polen ein. Nachdem alle da und dort zerstreuten Abtheilungen herangezogen waren, bestand das Heer aus 16,000 Dragonern, 8450 schweren Reitern, 19,200 Knechten zu Fuß, im Ganzen aus 44,000 Mann trefflich gerüsteter Soldaten. Doch befanden sich viele deutsche Abenteurer unter ihnen, die dem

König nicht mit so voller Andacht ergeben waren, wie seine schwedischen Bauernsöhne. Carl XII. wollte den Frieden in Moskau diktiren. Sein Zug in das unwirthliche, damals fast unbekannte Rußland ist für uns doppelt merkwürdig, weil sich von selbst eine Vergleichung mit Napoleons Unternehmen darbietet. Gleich von vorneherein zeigte es sich, daß er keinen festen Plan befolgte. Starrsinn und die Eifersucht, welche zwei von ihm vorzüglich begünstigte Generale unter einander hegten, hat ihn in die Grube hineingeführt.

Wie von zwei bösen Genien war Carl stets von den Grafen Piper und Rhenschild umgeben. Der König schien Beiden mit gleicher Neigung zugethan, aber sie selbst entzweite grimmiger Haß: was Piper rieth, fand Rhenschild verwerflich, und letzterer suchte dadurch höheren Einfluß auf den König zu gewinnen, daß er die kühnsten und abenteuerlichsten Pläne Carls billigte, nie von Schwierigkeiten sprach, Alles auf den Erfolg ankommen ließ. Derselbe verderbliche Gegensatz theilte sich auch dem Heere mit, das in zwei Partheien, eine für Rhenschild, eine für Piper, zerfiel. In den ersten Tagen des Jahrs 1708 führte Carl seine Schaaren über die gefrorne Weichsel nach Masuren. Grodno ward den 8. Februar 1708 erreicht und genommen, den 17. Mai setzten die Schweden über die Beresina. Ueberall zogen sich die Russen zurück, verbrannten die Dörfer, nahmen die Einwohner mit, machten das Land zur Wüste. Mitte Juni erreichte Carl Mohilew: zum erstenmale wehten schwedische

Fahnen über den Ufern des Dnieprs. Aber was nun thun? Von Mohilew bis Moskau beträgt die Länge des Weges fast eben so viel als die Strecke, welche das schwedische Heer von Warschau bis Mohilew in sechsmonatlichen Märschen zurückgelegt hatte: die Muthigsten ergriff Zweifel und Ahnung eines unglücklichen Ausgangs, der König verlangte vorwärts und Schmeichler bestärkten ihn in seiner Ansicht. Generalmajor Sparre bat um die Statthalterschaft Moskau, denn in seinem Geschlechte sei eine alte Prophezeiung, daß einst ein Sparre als Herr im Kreml gebieten werde. Carl begriff, daß er auf dem unermeßlichen Gebiet, das er durchzog, Freunde gewinnen müsse. Die Kosaken der Ukraine hatten damals zum Hetman oder Häuptling einen geistvollen Mann, Mazeppa. Dieser sah voraus, daß es um die Unabhängigkeit seines Volkes geschehen sei, wenn man die Plane des Czaren Peter nicht bei Zeiten durchkreuze, und daß nur mit Hülfe des Schwedenkönigs der Kosake des Dons und Dnieprs seine alte wilde Freiheit behaupten könne. Schon im Jahre 1707 hatte er deßhalb dem Polen Stan. Leszinski Anträge wegen eines engen Bündnisses gemacht; aber dieselben waren von Carl damals zurückgewiesen worden. Jetzt beschloß er sich den Kosaken zu nähern: also südlich nach der Ukraine hinunter, dieselbe Richtung, welche Napoleon auf dem Rückzuge von Moskau einschlagen wollte, ehe er nach dem unglücklichen Gefechte von Kaluga auf seine Einmarschlinie zurückgeworfen ward. Weil Carl schon sehr viele Leute verloren hatte, schickte er dem Feldmarschall

Löwenhaupt, dem glorreichen Vertheidiger Lieflands und Riga's, Befehl zu, mit seiner ganzen Macht — etwa 10,000 Mann — zum Hauptheere zu stoßen. Fassen wir erst diesen ins Auge. Zu Ende des Junius 1708 trat Löwenhaupt seinen Marsch an; nur langsam konnte er wegen der grundlosen Wege vorrücken. Sobald Peter seinen Anzug vernahm, theilte er sein Heer und warf die eine Hälfte zwischen den König und Löwenhaupt. Da Mohilew zerstört, die dortige Brücke verbrannt war, ging Löwenhaupt etwas weiter unten über den Dniepr. Hätte der König nur noch eine Woche zugesehen, so würde die Vereinigung ohne große Schwierigkeit erfolgt sein. Piper und der Generalquartiermeister Gyllenborg stellten dringend die Nothwendigkeit vor, Löwenhaupt zu erwarten, aber Rhenschild, welcher den Feldmarschall als einen Anhänger Pipers haßte, und ihm, wie es scheint, eine Niederlage bereiten wollte, rieth zum Gegentheil. Carl beschloß weiter zu rücken, weil Mangel an Lebensmitteln und an Futter keinen längern Aufenthalt gestatte. Von 40,000 Russen verfolgt, erreichte indeß Löwenhaupt Liesna, zwei Meilen von der Stadt Propoisk; seine Eilboten an den König fing der Feind auf und das Heer Carls, statt ihm Luft zu machen, entfernte sich weiter und weiter gegen Süden. Am 28. Sept. ward Löwenhaupt angegriffen und behauptete trotz ungeheurer Uebermacht glorreich das Schlachtfeld; allein da er voraussah, daß er einem zweiten Angriffe am folgenden Tage nicht mehr mit Glück die Spitze bieten könne, zog er

in der Nacht nach Propoisk; um schneller vorwärts zu kommen, spannte er die Pferde eines Theils der Rüstwagen ab, machte die Fußknechte beritten und ließ das unbeweglich gewordene Geschütz und Gepäck stehen. Fünfzehnhundert Mann, die den Weg verfehlten, kehrten um und schlugen sich glücklich nach Liefland durch; viele andere ertranken beim Uebersetzen über die Flüsse, deren Brücken überall abgebrochen waren; mit 6000 Mann erreichte endlich Löwenhaupt die Ukraine, aber er wußte Nichts von Carl; es war ein Jubel ohne Gleichen, als Löwenhaupts Leute den 10. October 1705 durch Zufall auf den Generalmajor Lagerkrona stießen. Carl empfing den glorreichen Feldherrn kalt. Endlich vereinigte sich auch Mazeppa mit Carl, aber derselbe brachte nur 7000 Mann mit sich. Bei weitem die meisten seiner Kosaken waren aus Furcht vor dem Czaren von ihrem Hetman abgefallen. Peter ließ Mazeppa's Wohnsitz Baturin zerstören, sein Bild an den Galgen schlagen, gebot, daß die Geistlichkeit den Kirchenfluch über den Verräther ausspreche, und ordnete eine neue Hetmanswahl an.

Mit außergewöhnlicher Strenge brach indeß der Winter heran, gleichwohl behielt Carl seine Truppen über die Zeit hinaus im Feld und verwendete sie zur nutzlosen Bestürmung kleiner Plätze, mehrere tausend erfroren. Als das Frühjahr 1709 herankam, brachte das Thauwetter und das Austreten der Flüsse in dem niedern Lande den Schweden neuen, unersetzbaren Schaden. Doch gewann Carl XII. um jene Zeit

auch den Hetman der Zaporoger Kosaken. Mitten in dem Bezirke, wo die Schweden den Winter zugebracht hatten, lag die von 4000 Russen besetzte Kreisstadt und Festung Pultawa. Bei Beginn der guten Jahreszeit beschloß Carl die Belagerung dieses Platzes. Mit unsäglicher Mühe wurden die Laufgräben eröffnet, langsam, weil es an allem Nöthigen, besonders an Lebensmitteln fehlte, schritten die Arbeiten vorwärts, da kam die Nachricht, daß Czar Peter von Moskau her mit einem ungeheuern Heere heranrücke. Noch lag zwischen ihm und den Schweden der Fluß Worskla. Am 28. Juni 1709 versuchten einige Abtheilungen der Russen den Uebergang; Carl raffte eilig etliche Reiterschaaren zusammen und warf sich ihnen entgegen. Mehrere Male ritt er am Ufer auf und nieder im Bereiche der russischen Schützen, die herüberfeuerten. Eine Kugel traf ihn in den Fuß; etwas blaß, doch völlig ruhig, sagte er zu Löwenhaupt, „es thut nichts" und ritt noch einige Stunden in den Werken von Pultawa herum, ehe er sich verbinden ließ. Unter den königlichen Soldaten lief die Sage um, daß er an der Zukunft verzweifelnd den Tod gesucht habe. Der Uebergang der Russen ward den 1. Juli bewerkstelligt. Jetzt beschloß Carl sie den 8. anzugreifen. Da er wegen seiner Wunde das Pferd nicht besteigen konnte, übertrug er den Oberbefehl an Rhenschild. Am festgesetzten Tage bestürmten die Schweden das von den Russen errichtete, stark verschanzte Lager, aber obgleich sie mit gewohntem Muthe fochten, erlitten sie eine schwere Niederlage; denn es fehlte ihnen nicht

bloß an Brod, sondern sogar an Pulver, Blei und Kugeln, nicht minder verderblich wirkte überdies die Eifersucht der Generale. Löwenhaupt und Rhenschild machten sich nach den Berichten über die Schlacht die bittersten Vorwürfe. Vom Schlachtfelde weg führte Löwenhaupt das gelichtete, etwa noch 15,000 Mann starke Heer in ein schwach befestigtes Lager am Dniepr, das schnell von den Russen eingeschlossen ward, zu Vollendung ihres Unglücks fehlte es den Schweden an Schiffen, um über den Strom zu setzen. Ihre Lage war verzweifelt. Man suchte vor Allem den König zu retten. Sehr ungern entschloß sich Carl XII., die Seinigen zu verlassen. Auf einem großen Dnieprkahne, den man aufgefunden, fuhr er über den Strom. Zweitausend Mann folgten ihm. Nach drei Tagen erreichte und überschritt er den Bug und war nun auf türkischem Gebiete. Er ging erst nach Oczakow, dann nach Bender, wo er von dem türkischen Pascha freundlich empfangen ward und sich eine Wohnung einrichtete, die er bald in eine Veste umschuf. Kurz nach Carls Uebergang über den Dniepr mußte sich Löwenhaupt mit dem Reste seines Heeres, 10,000 Gesunden und 6000 Kranken, als Gefangene an Peter ergeben, der menschliche Bedingungen bot. Offiziere und Soldaten behielten ihr Eigenthum, aber Waffen, Geschütz und Heergepäck mußten den Russen übergeben, sämmtliche Kosaken ausgeliefert werden. Die Gefangenen haben seitdem dem Czaren großen Nutzen gebracht. Da die Krone Schweden sie wegen Armuth nicht auslösen konnte, wurden sie durch Rußland vertheilt,

und legten da und dort, um ihr Leben zu fristen, Schulen, Fabriken, Gewerbe an. Die Offiziere und Artilleristen traten in Peters Dienste als Baumeister und Ingenieurs. Seit dem Siege von Pultawa war Peter Herr wie in Rußland, so auch in Polen. Wenden wir zunächst unsere Aufmerksamkeit dem nach der Türkei entflohenen Fürsten zu! Carl hatte noch vom russischen Boden aus Unterhändler nach Constantinopel geschickt, um, koste es was da wolle, den Sultan zu einem Angriffe auf Peter zu vermögen. Einer dieser Agenten, der polnische General Poniatowsky, setzte die ganze türkische Hauptstadt in Bewegung, Juden, Christen und Mohammedaner erhielten Geld und noch mehr Versprechungen, doch vergeblich. Der damalige Sultan Achmet III. ehrte zwar den König und beschenkte ihn, aber mit Rußland wollte er nicht brechen, vielmehr erneuerte er 1709 den Carlowitzer Frieden, und bot dem Schwedenkönig eine Summe Geldes zur Reise nach Hause. Carl wies das Geld zurück, gab eine abschlägige Antwort auf die Ermahnung des Sultans, sich mit August von Polen zu verständigen, indem er erklärte, daß er mit dem Kurfürsten von Sachsen nur auf die Grundlage des Altranstädter Vertrags unterhandeln werde. Carls Gesandter, Poniatowsky, hatte die Kühnheit, im Februar 1710, dem Sultan Achmet, als er aus der Moschee trat, eine Beschwerdeschrift wider den Vezier zu überreichen. Im Juni 1710 ward der Vezier wirklich, jedoch nicht durch die schwedischen Agenten, sondern durch die Cabalen seiner türkischen Feinde gestürzt und Ru-

man Köprili, Sohn und Enkel zweier in der Reichsgeschichte der Osmanen berühmten Veziere, erhielt die erledigte Stelle. Die Hoffnungen Carls wuchsen. Numan Köprili veranlaßte ein Kriegsgeschrei durch das Reich, aber bald zeigte es sich, daß er den Muth nicht hatte, den Säbel zu ziehen. Nach einigen Monaten mußte er wieder abtreten. Sein Nachfolger, Mohammed Baltadschi, erließ wirklich im November 1710 eine Kriegserklärung wider Rußland.

Peter, der kaum zuvor, wie später ausführlicher gezeigt werden soll, Curland und Liefland sammt der Hauptstadt Riga erobert und Finnland bedrängt hatte, beschloß, den Türken zuvorzukommen, und knüpfte Unterhandlungen mit den unter osmanischer Hoheit stehenden Fürsten der Moldau und Walachei an. Demetrius Cantemir, Hospodar der Moldau, versprach kraft eines im April 1711 zu Lutzk abgeschlossenen Vertrags den Russen seinen Beistand im Türkenkrieg und erhielt dafür russischen Schutz und Erblichkeit der Fürstenwürde über die Moldau in seinem Hause zugesichert. Im Frühling 1711 zog Peter mit seinem Heere den Dniester herunter, bedrohte Bender, ließ sich aber dann durch die Vorspiegelungen Cantemirs und des Hospodaren der Walachei, Brankovan, daß es leicht gelingen werde, jenseits des Pruth den Türken bedeutende Magazine wegzunehmen, zum Einfall in das türkische Gebiet verleiten. Er setzte über den Pruth, ging in die Moldau und ward zu Jassy prächtig empfangen. Mit einem zweiten Heere

stand Feldmarschall Scheremetew in der Walachei: Alles schien trefflich zu gehen. Aber die Freude dauerte kurze Zeit.

Der Großvezier Mohammed Baltadschi zog mit einem Heere von mehr als 200,000 Mann, halb Türken, halb Tartaren, den Pruth herauf und drohte Scheremetew von seiner Rückzugslinie abzuschneiden. Um den General zu retten, mußte Peter den Türken entgegengehen. Diese standen bei Faltzü, die Russen bezogen ein Lager, einerseits durch Sümpfe, andererseits durch den Pruth gedeckt. Vorpostengefechte, welche mehrere Tage dauerten, fielen zum Nachtheil der Russen aus. Peter zog sich in sein befestigtes Lager zurück, die Lebensmittel gingen ihm aus, mehrere kleinere Abtheilungen waren durch jene Gefechte vom Czaren getrennt worden. Von hinten umzingelte der Tartarchan mit seinen leichten Reitern, von vornen der Vezier mit den Janitscharen der Russen Lager: Peter befand sich in der grausamsten Lage seines Lebens. Schreckliche epileptische Zufälle brachen an seinem Körper aus, rathlos, verzweifelnd lag er in seinem Zelt. Doch zeigte er gerade damals die ganze Hoheit seiner Seele; er erließ nämlich ein Schreiben an den von ihm eingesetzten russischen Senat, worin er erklärte, daß, was auch ihm geschehen möge, ob er gefangen oder getödtet werde, der Senat nie auf seine Person, sondern nur auf das Wohl des Reiches Rücksicht nehmen dürfe.

Wo Männer keinen Rath mehr wußten, fand eine Frau, jene Gefangene von Marienburg, jene Catharina, welche Peter 1707 förmlich geheirathet hatte, einen Ausweg. Sie

versammelte die Offiziere und stellte ihnen vor, daß eine goldene Brücke aus gegenwärtiger Lage retten könne, forderte jeden auf, seine Kostbarkeiten herzugeben, und ging selbst mit gutem Beispiele voran. Einige hunderttausende Rubel Werth an edlen Metallen oder an Pelzen kamen zusammen und wurden durch einen Gardeoffizier dem Großvezier überschickt. Catharinas List gelang, zum Theil nicht ohne Carls XII. Schuld. Der Schwedenkönig hatte nämlich kurz vorher den Vezier durch Trotz und besonders durch das Ablehnen der Einladung, selbst in das türkische Lager zu kommen, schwer beleidigt. Auf die Nachricht von den begonnenen Friedensunterhandlungen eilte Carl herbei, allein es war zu spät, er konnte den Abschluß nicht mehr hindern. Den 22. Juli 1711 wurde der Vertrag unterzeichnet, der den Untergang des großen Peter abgewendet, den Aufschwung des russischen Reichs gesichert hat. Die Hauptbestimmungen sind: Czar Peter nimmt die ihm von der hohen Pforte verliehene Gnade der Befreiung dankbar an — mit diesem Satz hub die Urkunde an, um der Türken Stolz zu kitzeln —, er tritt die Festung Asow sammt Zubehör an den Padischah ab; er schleift die von seinen Russen angelegten Festungen Taganrog, Bogorozdik, Kamennoi, Saton, er übergibt sein ganzes Geschütz der hohen Pforte; Rußland verzichtet auf alle fernere Einmischung in die Angelegenheit der Kosaken des Don und der Ukraine; kein Gesandter Rußlands darf fürder zu Constantinopel wohnen; die Gefangenen werden der hohen Pforte zurückgestellt, der Rückkehr des Königs von Schweden, welcher sich unter die

Flügel der Gnade des Padischah geflüchtet, wird russischer Seits kein Hinderniß in den Weg gelegt. Endlich gibt der Czar als Geißel gewissenhafter Vollziehung dieses Vertrags seinen geheimen Rath, den Kanzler Peter Schaffirow und den Feldmarschall Petrowich Scheremetew. Allerdings waren die Vortheile bedeutend, welche dieser Vertrag der Türkei zuwandte, aber der Vezier hatte den Schweden aufgeopfert — und was noch viel schlimmer für den Osmanli, er hatte den Gründer der Größe Rußlands, den Mann, der von Weitem her den Sturz des Halbmonds anbahnte, frei gegeben.

Der Czar eilte, sich und sein Heer an einen sichern Ort zu bringen und möglicher Reue des Veziers zu entziehen. Die Nachricht von dem plötzlichen günstigen Frieden ward zuerst in Constantinopel mit Freuden aufgenommen. Bald stimmten die Einflüsterungen der schwedischen Spione und der von ihnen gewonnenen Feinde des Großveziers den Sultan um. Man wagte jedoch nicht, Mohammed Baltadschi, so lange er noch an der Spitze des Heeres stand, Ungnade anzukündigen. Doch kaum war er mit einem Theile der Janitscharen in Adrianopel angelangt, als der Sturm losbrach. Der Sultan setzte den Vezier ab und ließ diejenigen hinrichten, welche zum Frieden gerathen und russisches Geld genommen hatten. Indeß war keine einzige der Bedingungen des letzten Vertrags von Peter erfüllt worden, denn er glaubte, zu Constantinopel Alles mit Geld ausrichten zu können. Allein schon im nächsten Monate nach Absetzung

Mohammeds Baltadschier folgte eine neue Kriegserklärung und zwar auf den Grund hin, weil der Czar die Schleifung der Festungswerke verzögere und keine Anstalt mache, die Kosaken, welche die hohe Pforte in ihren Schutz genommen, frei zu geben. England und Holland arbeiteten jedoch den Schweden und den Carl begünstigenden Franzosen eifrig entgegen und Peter säumte gleichfalls nicht, sein Gold in die rechten Hände fließen zu lassen. Sie drangen durch. Ehe der Feldzug eröffnet werden konnte, wurde im Frühling 1712 der Friede erneuert. Abermals versprach Peter, die Festungen zu schleifen und die Kosaken frei zu geben, hielt aber sein Wort so wenig als früher. Sieben Monate lang arbeiteten Carls Agenten unausgesetzt fort, dem Sultan seine Minister verdächtig zu machen und den Krieg zu entzünden. Dies schien im Herbste 1712 zu gelingen. Der Vezier, der den letzten Frieden abgeschlossen, ward abgesetzt und der Nachfolger erließ sieben Tage nach seiner Erhebung, den 19. November 1712 die dritte Kriegserklärung wider die Russen. Aber auch aus dieser dritten ward kein Ernst und überdies gerieth der Schwedenkönig bald nachher in schlimmen Zwist mit seinen bisherigen Beschützern.

Carl XII. hatte bedeutende Schulden gemacht, und als ihn seine Gläubiger zu drängen begannen, vom Sultan 500,000 Thaler gefordert. Achmet gab 600,000, fügte aber die Bitte bei, Carl möge nach Hause reisen. Statt diesen Rath zu befolgen, begehrte Carl noch mehr Geld. Dies beleidigte den Sultan, er ließ den schwedischen Ge-

sandten, der das neue Anlehen verlangte, einthürmen und versammelte den Divan. Nachdem über die Halsstarrigkeit des Schweden ausführlich Bericht erstattet worden, faßte der Mufti, oder höchste Geistliche der Osmanli, nach türkischer Sitte ein Fetwa oder eine Erklärung ab des Inhalts, daß der König, wenn er sich länger weigern würde, Vernunft anzunehmen, mit Gewalt verhaftet und nach Demotika gebracht werden solle. Demgemäß erging an den Tartarchan Befehl, das Nöthige anzuordnen. Carl benahm sich wie ein Wahnsinniger, als er hievon Kunde erhielt: er verwandelte seine Wohnung zu Bender in eine Festung und leistete mit seinen 300 Begleitern verzweifelten Widerstand, als ihn 1713 Mitte Februar 2000 Janitscharen und 12,000 Tartaren angriffen. Es versteht sich von selbst, daß Alles vergeblich war und nur dazu diente, seine tapfersten Begleiter um Leben und Freiheit zu bringen. Carl XII. selbst ward übermannt und nach Demotika bei Adrianopel abgeführt. Erstaunt über seinen Muth nannten ihn seither die Türken den Eisenkopf (Demürbasch), und die öffentliche Meinung der Osmanen sprach sich so laut gegen die dem Gast widerfahrene Behandlung aus, daß der Sultan, einen Aufstand der Janitscharen fürchtend, den Mufti, welcher den Fetwa gestellt, den Vezier, welcher zur Ausführung des Fetwas Befehle ertheilt, sowie den Seraskier und Tartarchan, welche den Befehl vollstreckt, im März und April 1713 absetzte. Gleichwohl gewann Carl abermals nichts. Die zwei Veziere,

welche schnell nach einander auf den abgesetzten folgten, ließen sich gleich den andern von den Russen bestechen.

Nachdem Carl noch länger als ein Jahr den Türken Trotz geboten, und um nicht den Vezier sprechen zu müssen, 43 Wochen lang unter dem Vorwande einer Krankheit das Bett gehütet hatte, entschloß er sich im Herbste 1714 zur Heimkehr nach Schweden, hauptsächlich, weil von dorther Botschaft kam des Inhalts, daß, wenn er nicht unverzüglich abreise, das Volk einen Reichsvorsteher wählen werde. Wie ein Narr war er geblieben, wie ein Narr bewerkstelligte er die Heimreise: innerhalb 14 Tage legte er 286 Meilen mit nur drei Begleitern, verkleidet, unter fremdem Namen in einem Ritte zurück, den 22. November 1714 langte er um Mitternacht vor Stralsunds Thoren in schwedisch Pommern an. Eben kam er recht, um noch mit anzusehen, wie durch die Schlacht von Pultawa und den verrückten 5jährigen Aufenthalt in der Türkei Schweden Gefahr lief, vollends seine letzten Besitzungen diesseits der Ostsee zu verlieren.

Nach dem Unglücke von Pultawa waren alle alten Feinde über Schweden hergestürzt, um ein Stück von der Beute des Löwen, den man für todt hielt, zu erhaschen. Damit Ordnung in meine Erzählung komme, beginne ich mit dem Norden. Als Carl XII. aus Sachsen nach Rußland aufbrach, stand in Finnland General Lübecker mit etwa 14,000 Schweden. Carl befahl ihm, während er selbst gegen Mohilew zog, hervorzubrechen und Petersburg sammt allen

neuen Anlagen zu zerstören. Lübecker setzte wirklich im September 1708 über die Newa und machte Anstalten, seinen Auftrag zu vollstrecken. Allein die Russen spielten ihm ein falsches Schreiben des Generals Apraxin in die Hände, worin stand, daß 40,000 Mann in der Nähe stünden, bereit, über die Schweden herzufallen. Lübecker gerieth in Schrecken, trat übereilt den Rückzug nach der Küste an und forderte den Admiral Ankersterna auf, ihn sammt seinem Heere einzuschiffen. Die Pferde wurden niedergestochen, damit sie nicht in die Hände des Feindes geriethen, dessen Stärke Lübecker weit überschätzte, die Pulverwägen zerstört. Nur etliche, aus sächsischen Gefangenen gebildete, Bataillone blieben zurück, welche nach kurzer Gegenwehr von den Russen übermannt wurden. Die Nothwendigkeit, alle verfügbaren Streitkräfte wider Carl im südlichen Rußland zu verwenden, bewirkte, daß der Czar diese 1708 auf finnischem Boden errungenen Vortheile nicht weiter verfolgen konnte.

Aber im Frühling nach der Schlacht von Pultawa, d. h. 1710 wandte sich Peter selbst gegen Finnland; er belagerte die Hauptfestung des Landes, Wiborg, welche sich den 10. Juni 1710 ergab; Kexholm fiel den 9. September, eine Grenzstadt nach der andern ging verloren: der Weg ins Innere stand den Moskowiten offen. Graf Nieroth führte an Lübecker's Stelle den Befehl über die Schweden; allein es fehlte ihm an ausreichender Mannschaft. Zwar forderte der schwedische Senat die finnischen Bauern auf, Widerstand zu leisten, und die Bauern erhoben sich wirklich, aber ihre unge-

ordnete Hülfe fleckte nicht. Finnland wäre schon damals von den Russen eingenommen worden, hätte nicht der Ausbruch des türkischen Kriegs Peter genöthigt, seine Streitkräfte gegen Süden zu kehren. Im Jahre 1713 dagegen machte der Czar in eigener Person einen ernstlichen Einfall. Den 22. Juli landete er mit bedeutender Heeresmacht auf der Küste von Nyland. Die Schweden brannten selbst Helsingsfors nieder, weil sie verzweifelten, den Ort zu behaupten. Graf Nieroth war gestorben und Lübecker hatte den Befehl wieder übernommen. Er zeigte dieselbe Saumseligkeit und Schwäche, wie früher. Obgleich er Verstärkungen erhielt, und obgleich Soldaten und Bauern zu schlagen verlangten, zog er sich nordwärts zurück. Nun drangen die Russen nach Abo, der Hauptstadt Finnlands, und nahmen sie. Alles schrie über Lübecker und der Senat zu Stockholm rief ihn nach Schweden, damit er dort Rechenschaft ablege. An seiner Statt erhielt Armfeld, ein tüchtiger und rascher Soldat, das Commando, aber weil um jene Zeit, wie ich unten zeigen werde, ein dänisches Heer Schweden mit einer Landung bedrohte, konnte man ihm keine Verstärkungen senden. Gleichwohl machte Armfeld dem Feind jeden Fuß breit Landes streitig, die Uebermacht war jedoch zu groß; er mußte sich aus einer Stellung in die andere zurückziehen, räumte das südliche Finnland und suchte nur den Norden zu behaupten. Auch dorthin folgten ihm die Russen im Februar 1714. Wider den Willen der andern Generale ließ sich Armfeld in ein Gefecht ein. Den 4. März bei grimmiger Kälte ward

er von den Russen angegriffen. Obgleich an Zahl weit schwächer, schlug sich das schwedische Fußvolk bei dem Dorfe Großlyro mit der größten Erbitterung und der Sieg schien gewonnen, als die schwedische Reiterei von der russischen geworfen ward. In Folge dessen erlitt Armfeld eine schwere Niederlage, kaum die Hälfte seiner Leute entrann, alle Offiziere bis auf 10 waren gefallen. Die Schweden zogen nach der äußersten Grenze von Oesterbotten hinauf, auch dort wurden sie angegriffen und als im Hochsommer der Czar mit seiner ganzen Flotte auslief, um theils das russische Landheer in Finnland zu unterstützen, theils die Küsten von Schweden selbst anzugreifen, erkannte der Reichsrath zu Stockholm die Unmöglichkeit längerer Vertheidigung Finnlands und rief Armfeld mit seinem kleinen Heere zurück. Armfeld bezog drüben eine Stellung bei Gefle. Finnland war in den Händen der Russen.

Schon 4 Jahre früher hatten die Schweden Liefland verloren, wohin wir uns jetzt wenden müssen. Diese Provinz war durch Löwenhaupts Abberufung nach der Ukraine von Truppen entblößt worden. Im Jahre nach der Schlacht von Pultawa rückten die Russen ein und besetzten das platte Land. Noch behaupteten die Schweden Riga, Pernau, Reval, Dünamünde. In Riga lag mit 6000 Mann Strömberg, der die kräftigsten Maßregeln zur Vertheidigung traf, allein es gelang Peter durch Bestechung, eine Parthei unter der Bürgerschaft zu gewinnen. Der Krieg hatte den Handel der Stadt vernichtet, die Einwohner sahen, daß der Schwede

sie nicht in die Länge schützen könne, und zogen daher vor, unter dem kräftigern Schirme Peters zu stehen. Unversehens flog der Pulverthurm, durch geheime Freunde Rußlands angezündet, in die Luft und die Erschütterung riß einen Theil der Wälle nieder; die Bürger bestürmten den Statthalter, durch freiwillige Uebergabe weiterem Unglück vorzubeugen. Strömberg übergab die Stadt den 11. Juli 1710; der Besatzung ward freier Abzug bewilligt, den jedoch nachher die Russen unter dem Vorwande verweigerten, daß der König von Schweden sein Wort nach der Schlacht von Narwa auch nicht gehalten habe. Dünamünde fiel 7 Tage nach Uebergabe Riga's. Den 21. August ward Pernau, einen Monat später ward Reval von den Russen eingenommen. Die Herrschaft der Schweden über die baltische Küste hatte ein Ende. Peter bestätigte die städtische Verfassung in den eroberten Orten, sowie die Rechte der liefischen Ritterschaft, verlangte dagegen Erbhuldigung, welche ihm ohne Anstand geleistet wurde. Die liefischen Regimenter traten in die Dienste des Czaren. Im nämlichen Jahre bereitete Peter die künftige Erwerbung Kurlands vor, das damals noch seine eigenen Herzoge hatte. Im Sommer 1710 bewog nämlich Peter den Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland, um die Hand der Nichte des Czaren, Anna, der Tochter seines verstorbenen Bruders Iwan, zu freien. Die Vermählung fand im Oktober 1710 statt. Bei den Festen, welche aus Gelegenheit dieses Ereignisses stattfanden, ward der Herzog genöthigt, nach russischer Sitte im Branntwein Bescheid zu

trinken. Die zarte Gesundheit des schwächlichen Herrn konnte solche Ausschweifungen nicht ertragen, er ward krank und starb im Januar 1711. Der Czar benützte den unerwarteten Tod, um den Bruder und rechtmäßigen Erben des Verstorbenen von der Nachfolge auszuschließen: er ließ das Land im Namen der Wittwe, der Großfürstin Anna verwalten.

Noch war das Maß der Schläge nicht voll, die auf Schweden einstürmten. Auch schwedisch Preußen und überdies die meisten deutschen Provinzen Schwedens, die Erwerbungen des 30jährigen Kriegs, gingen verloren. Wie ich schon früher zeigte, hatte der entthronte Polenkönig August stets die Absicht gehabt, so bald Gelegenheit komme, wieder loszuschlagen. Als die Nachricht von der Schlacht bei Pultawa einlief, erließ er unter dem 8. August 1709 ein Manifest, in welchem er allerlei Gründe entwickelte, warum der Altranstädter Frieden null und nichtig sei, die Krone von Polen wieder ansprach, zugleich aber versicherte, daß er die auf deutschem Boden liegenden Provinzen Schwedens durchaus nicht beunruhigen werde. Der Parthei des Königs Stanislaus in Polen beraumte er eine Frist von drei Monaten, um diesen zu verlassen und zu ihm, als dem wahren Gebieter des Landes, überzutreten; den reuigen Sündern ward Vergessenheit und volle Gnade zugesichert. Damit diese Erklärungen des Sachsen bei den katholisch Polen desto mehr Gewicht erhielten, fand Pabst Clemens XI. für gut, August von seinem auf den Altranstädter Vertrag geleisteten

Eide loszusprechen und die Polen von der Treue gegen Stanislaus Leszinski zu entbinden.

Die Versicherung Augusts, daß er die deutschen Besitzungen Schwedens nicht antasten werde, war eine grobe Lüge. Längst hatte er Umtriebe gemacht, um andere Gegner wider Schwedens deutsche Provinzen zu waffnen, und diese Wühlereien erreichten um jene Zeit ihr Ziel. König Friedrich IV. von Dänemark konnte die Niederlagen, welche er gleich zu Anfang des nordischen Kriegs erlitten, nicht verwinden, aber die Furcht vor Carls Eisenkopf hielt ihn lange im Zaum, obgleich sich ganz in der Nähe eine Gelegenheit bot, sich an einem Verbündeten Carls zu erholen. Oben wurde gesagt, daß Carls XII. Schwager, Herzog Friedrich von Holstein, in der Schlacht bei Clissow blieb, welche die Schweden Mitte Juli 1702 gegen König Augusts vereinigte Sachsen und Polen gewannen. Nach dem Tode des Herzogs ging seine Wittwe, Hedwig, die geliebte Schwester Carls XII., mit ihrem einzigen unmündigen Sohne nach Schweden, indem sie die Verwaltung des Herzogthums dem Bruder ihres Mannes, Christian August, lutherischem Bischof von Lübeck, überließ. Seitdem erhob König Friedrich von Dänemark Ansprüche auf das Land, aber ein Bündniß, welches der in Holstein zurückgelassene Regent 1704 mit dem Hause Braunschweig-Celle und mit Schweden schloß, kühlte das dänische Gelüste. Als jedoch Carl sich zu Ende des Jahrs 1707 in den russischen Krieg stürzte, schöpfte Friedrich von Dänemark neue Hoffnung.

Friedrich war nicht viel weniger ausschweifend, als August von Sachsen-Polen. Ohne Rücksicht auf Religion, Gesetz und Sitte heirathete er noch während der Lebzeiten seiner rechtmäßigen Gemahlin, Luisa, einer Prinzessin von Mecklenburg, das Fräulein von Vieregg, Tochter des preußischen Gesandten zu Kopenhagen, und lebte hernach, nachdem er sie verlassen, offen mit einer Gräfin Schindel bis 1711. Liebschaften, alte und neue, der Carneval und hohes Spiel zogen ihn von 1708 bis 1709 14 Monate lang nach Italien. Auch Florenz besuchte er. Dort lebte in einem Kloster Theresia Trenta, die Tochter eines Patriciers von Lucca, welche er früher geliebt und 1699 verlassen hatte. Friedrich von Dänemark ging in das Kloster und sprach mit der alten Geliebten. Sie machte ihm Vorstellungen über sein sündhaftes Leben und ermahnte ihn zur Buße. Friedrich war erschüttert und zeigte Neigung, in den Schoos der katholischen Kirche überzutreten: ein Entschluß, den Pabst Clemens XI. aus allen Kräften zu befördern suchte. Gerüchte von Bekehrung des Dänen erschollen durch das erstaunte Europa und schienen um so glaublicher, weil Friedrich damals den italienischen Grafen Veto, einen bekannten Jesuitenfreund, zu seinem Gesandten in Wien ernannte. Die sinnlichen Genüsse des Venediger Carnevals verwischten jedoch die leichten Rührungen des königlichen Herzens. Schon in Venedig machte man ihm Anträge, einem russisch-sächsisch-polnischen Bunde wider Carl XII. beizutreten, dessen Untergang in der Ukraine vorausgesehen ward. Friedrich IV.

verschob seinen Entschluß auf eine gelegenere Zeit. Von Venedig weg ging der Däne im Frühling 1709 nach Dresden, um den Plan wider Carl mit August von Polen-Sachsen in weitere Berathung zu ziehen. August bot Allem auf, den werthen Gast zu gewinnen. Ein deutscher Gelehrter und Spaßmacher, Faßmann, der zwei mit den gröbsten Schmeicheleien angefüllte Biographien der Könige August von Polen und Friedrich Wilhelm I. von Preußen verfertigt hat, beschreibt ausführlich, wie zu Dresden in Anwesenheit des Dänenkönigs der Gräfin Cosel, damals begünstigter Geliebten Augusts, zu Ehren mit ungeheurer Pracht und Verschwendung erst das sogenannte Turnier der Mythologie, oder ein Götteraufzug, dann ein Damenrennen gehalten wurde, bei welchem eine große Zahl ehemaliger und künftiger Maitressen des hohen Gastgebers ihre Rolle spielten. Bei jenem Turnier erschien August als Apollo, Friedrich als Jupiter, die Königin von Polen, Augusts rechtmäßige Gemahlin, als Vesta, die Cosel als Diana.

„Die Gräfin Cosel," sagt Faßmann, „stellte die Göttin Diana dar, und saß nebst vielen Nymphen und einer starken Bande von Musikanten auf einem über die Maßen prächtigen Triumphwagen. Beim Damenrennen, welchem ihre Majestät die Königin nicht selbst anwohnte, sondern nur zusah, ist der Gräfin Cosel große Ehre widerfahren. Denn sie ward von dem dänischen Könige geführt und ihre Majestät König Augustus folgte ihr zur Rechten, der Kammerherr von Holzendorf aber zur linken Hand." Ich will noch

ein anderes Zeugniß über jene Feste anführen. Der dänische Geschichtschreiber Hojer sagt: „Der Dresdener Hof wimmelte damals von einer unglaublichen Zahl vornehmer Fremden, worunter viele junge Edelleute aus Holstein waren, die aber zum Theil dieses Vergnügen durch Verspielen großer Summen allzu theuer bezahlen und hernach viele Jahre oder wohl gar ihr Lebtag für die Kurzweil büßen mußten."

Unter solchen Bacchanalien wurde das Todesloos über das arme Schweden geworfen. Friedrich von Dänemark schloß den 28. Juni 1709 einen Vertrag, kraft dessen er sich verpflichtete, Antheil an dem bevorstehenden Kampfe Augusts gegen Carl und Stan. Leszinski zu nehmen. Weil jedoch beide sich vor den Mächten fürchteten, welche die Bürgschaft des Trawendahler Friedens übernommen hatten, schoben sie zum Schein den Artikel ein, daß dem Herzogthum Holstein, sowie den schwedischen Besitzungen in Deutschland Neutralität zugesichert sein solle. August und Friedrich, so weit im Reinen mit einander, beschloßen nun auch, den Brandenburger, oder den ersten König Friedrich von Preußen, in ihre Genossenschaft hereinzuziehen. Sie begaben sich in eigener Person nach Berlin, wo sofort die Scenen der Verschwendung, die in Dresden und Leipzig begannen, fortgesetzt wurden. Längst hatte das brandenburgsche Haus Lust nach dem wohlgelegenen schwedischen Pommern, dessen Besitz die Zollern an das deutsche Meer gebracht hätte. Aber da beide Gäste wegen jenes Neutralitätsartikels keine

Befriedigung dieses Wunsches gewähren konnten, wurde der eigentliche Zweck des Besuches nicht erreicht. August und Friedrich mußten sich begnügen, daß der König von Preußen ein Bündniß bloß zur Vertheidigung, nicht auch zum Angriffe mit ihnen einging. Der Preuße wartete auf bessere Zeiten und wir werden sehen, daß er unerachtet der eben dem Dänen und Sachsen ertheilten Vertröstungen nicht ermangelte, seine Maßregeln zu treffen, damit auch diese Herren Nichts oder so wenig als möglich von der schwedischen Beute erhielten.

Von Berlin aus kehrte König Friedrich IV. in sein Erbreich zurück. Um diese nemliche Zeit lief die Botschaft von der Niederlage Carls bei Pultawa und der Vernichtung des ganzen schwedischen Heeres ein. Unter dem 9. Nov. erklärte sofort Friedrich IV. den Krieg an Schweden und zog in Seeland 18,000 Mann sammt den nöthigen Schiffen zusammen, entschlossen, das südliche Schweden wegzunehmen und dem glühend gehaßten Nachbar den Todesstoß zu versetzen. Durch dieselbe Nachricht ermuthigt, brach auch Kurfürst-König August mit 16,000 Mann Sachsen nach Polen auf, um Leszinski zu vertreiben. In Polen stand damals, von Carl XII. bei seinem Abmarsche nach Rußland zu Leszinskis Schutze zurückgelassen, der General Krassow mit etwa 9000 Schweden. Da Polen bloß ein Verbündeter Schwedens war, hielt es Krassow für seine Pflicht, das Heer, das unter seinem Befehle stand, das einzige, welches Schweden diesseits des baltischen Meeres noch besaß, zum Schutze der eigenen un-

mittelbaren Besitzungen zu verwenden und Leszinski sich selbst zu überlassen. Einen Angriff des Kurfürsten von Sachsen oder des Dänenkönigs auf schwedisch Pommern befürchtend, wandte er sich dorthin; der arme König Stanislaus, beinahe von allen seinen Unterthanen verlassen, folgte ihm. Vorsichtig wich König August, der schon auf dem Marsche begriffen war, dem Heere Krassows aus, hielt den 5. Okt. 1709 seinen Einzug in Thorn, ging dann nach Warschau, wohin er einen Reichstag berief, und war nun bis auf Weiteres wieder König von Polen unter des Czaren Peter Schutz, mit dem er die alten Bündnisse erneuerte. Nur der Palatin von Kiew, Potozki, stand noch für Leszinski im Feld, eine Schaar seiner Leute hielt Elbing in polnisch Preußen besetzt, aber im Jahr 1710 erstürmten Peters Russen diese Stadt und Potozki mußte sich nach Bender zu Carl XII. flüchten.

Während dessen war das südliche Schweden vom dänischen Heere besetzt worden. Wenden wir uns dorthin. Grenzenlose Noth herrschte in Carls XII. Erblanden, sein Ehrgeiz und Eigensinn hatte allen Wohlstand verschlungen. Die Ausgaben betrugen 25 Millionen Reichsthaler, die Einnahmen trotz alles Drucks, trotz aller Erpressungen, nur 24 Millionen, man berechnete den Verlust an streitfähiger Jugend auf 300,000 Köpfe. Und nun nahte der Feind. Den 1. November 1709 ging die dänische Kriegsmacht unter Segel und landete am folgenden Tage auf Schwedens Küste. Statthalter in dieser Provinz war Graf Steenbock,

welcher mit größter Thätigkeit Vorkehrungen traf, die Festungen verwahrte, Lebensmittel sammelte. Der Reichsrath berief einen Ausschuß der Stände nach Stockholm. In der fürchterlichen Noth flammte der Patriotismus auf, Adel, Bürger und Bauern übernahmen neue Steuern und verpflichteten sich, den Abgang bei den Regimentern zu Roß und Fuß während des ganzen Kriegs zu ergänzen. Allein außer dem durch die früheren Feldzüge herbeigeführten Menschenmangel vermehrte die Schwierigkeiten eine verheerende Seuche, die von Liefland nach Schweden hinüber sich verbreitet hatte und vom August 1710 bis zum 11. Februar 1711 fast die Hälfte der Bevölkerung Stockholms, gegen 30,000 Köpfe, wegraffte. Noch Schlimmeres kam hinzu; viele Bauern im südlichen Schweden zeigten gute Lust, unter die dänische Herrschaft zurückzukehren, welcher sie bis zu Carl Gustavs Zeiten angehört hatten. Der dänische Obergeneral Reventlow, welcher früher in österreichischen Diensten den Ruf eines guten Soldaten erworben, machte rasche Fortschritte, eroberte den Schlüssel des südlichen Schwedens, Helsingborg, besetzte die Landschaft Schonen, im Januar 1710 fiel er in die Provinz Blekingen ein; die dort befindliche schwedische Kriegsmacht bestand theils aus gefangenen Sachsen, welche ohne Weiteres zu den Dänen übergingen, theils aus Rekruten, durch deren Unerfahrenheit in den ersten Gefechten Verwirrung entstand; auch die Festung Carlskron wurde von den Dänen genommen, das schwedische Reich stand am Rande des Abgrunds. In der

34*

Verzweiflung forderte Steenbock die ganze männliche Bevölkerung auf, Mann für Mann mit den ersten besten Waffen zu ihm zu stoßen. Tausende von Bauern eilten herbei, aber der Reichsrath verbot allgemeine Bewaffnung, weil er fürchtete, daß das Volk, einmal bewehrt, Rache wegen des lange geübten fürchterlichen Steuerdrucks nehmen werde. Ohne auf dieses Verbot zu achten, brachte Steenbock unweit Christianstadt gegen 60,000 Bauern sammt zehn Regimentern zu Fuß und zu Roß zusammen, mit welchen er Mitte Februar 1710 dem Feind entgegenrückte. Die Dänen zogen sich in Unordnung gegen Helsingborg zurück. Ein Gefecht, das Steenbock den 11. März 1710 wagte, endete ungünstig für ihn, aber nachdem er einige Verstärkungen an sich gezogen, erneuerte er etliche Tage später vor den Mauern von Helsingborg den Angriff und brachte nun dem Feind eine Niederlage bei. Die Dänen verloren 4000 Mann an Todten, 3000 Gefangene, 29 Kanonen und viele Feldzeichen. Den 17. März räumten sie in großer Eile Helsingborg und Schweden; ihre Träume schneller Eroberung waren zerronnen.

Einige Wochen später geschah Etwas im Gravenhaag, was die schwer bedrohte Ruhe des Nordens herzustellen schien. Der Kaiser und die Seemächte fürchteten, daß Preußen und Hannover in den schwedischen Kampf verwickelt werden und dann ihre Truppen vom Heere Eugens und Marlboroughs abrufen möchten, oder daß überhaupt der nordische Krieg mit dem spanisch-französischen in eins

zusammenfließe. Oesterreich, England, Holland schloßen daher, um dies abzuwenden, gemeinsam mit Preußen im Haag unter dem 31. März 1710 einen Vertrag, welcher dem dänischen Festlande, Holstein und Schleswig, sowie den schwedischen Besitzungen auf deutschem Boden Neutralität verbürgte. Dieser Vertrag ist bekannt unter dem Namen des Haager Concerts. Der schwedische Reichsrath zu Stockholm genehmigte diesen, ohne erst bei Carl XII. in Bender anzufragen. Aber bald zeigte es sich, daß ohne eine bewaffnete Macht der Vertrag nicht aufrecht erhalten werden könne. König Friedrich von Dänemark und August von Sachsen-Polen machten unter dem Vorwande von Besorgnissen vor schwedischen Angriffen Miene, ihre beim Heere Marlboroughs stehenden Truppen zurückzurufen. Deßhalb schloßen der Kaiser, die Seemächte, König Friedrich I. von Preußen und mehrere deutsche Reichsfürsten, unter dem 4. Mai 1710 einen zweiten Vertrag im Haag, kraft dessen sie sich verpflichteten, ein Heer von 16,000 Mann aufzustellen, das nöthigenfalls mit Waffengewalt die Bestimmungen des ersten Vertrags behaupten solle. Zugleich rückten die Verbündeten mit dem Ansinnen heraus, das unter Krassow in Pommern stehende Heer, das ja jetzt nicht mehr zum Schutze des Landes nöthig sei, in ihren Sold zu nehmen und gegen Frankreich, den einzigen Verbündeten Carls XII., zu verwenden.

Das Berliner Cabinet nahm, wie man sieht, den Schein der Friedensliebe und der Unpartheilichkeit an, aber es war

anders gemeint. Um jene Zeit arbeitete der preußische Minister Ilgen einen Plan zur Zerstücklung Polens nach folgenden Grundsätzen aus: Polen solle zwischen dem Czaren von Rußland, der Krone Preußen und dem Könige August also getheilt werden, daß der Czar einen Strich von Lithauen, Friedrich I. das polnische Preußen und Samogitien erhalte, der Rest aber dem Könige August als erbliches Eigenthum verbleibe. Ein weiterer Artikel sprach Aufhebung der polnischen Verfassung aus und erkannte jedem der drei Fürsten unbeschränkte Gewalt über den ihm zufallenden Theil zu. Was die Weise der Ausführung betrifft, so lautete der Vorschlag so: vorerst solle sich der Czar Polens bemächtigen, die polnischen Magnaten einzeln berufen und ihnen die Frage vorlegen, ob sie in Abschaffung ihrer dem öffentlichen Wohle schädlichen Constitution einwilligen wollten oder nicht? Die Willigen sollte er belohnen, die Widerspenstigen durch Verheerung ihrer Güter züchtigen, und dann die Theilung in der obenbemeldeten Weise vornehmen. Auch daran war gedacht, den deutschen Kaiser Josef I. und Holland für den Entwurf zu gewinnen. Man wollte dem Kaiser das zu Polen gehörige, an Ungarns Grenze liegende Comitat von Zips abtreten und den Holländern alle möglichen Handelsvortheile auf der Ostsee einräumen, Danzig und Riga dagegen für unabhängige Freistädte erklären.

Dieses Projekt, das Preußen und Russen, wie aus des großen Friedrichs und Catharinas Geschichte erhellt, in feinem Andenken behielten, kam nicht zur Ausführung, viel-

leicht weil August wenig Lust in sich verspürte, zu Gunsten Preußens und Rußlands Etwas, was er besaß, herzugeben, sondern auch weil Peter nicht für Preußens Größe arbeiten wollte, noch mehr aber, weil Carl XII. das Haager Concert, das, wie er sagte, zu seinem Nachtheile entworfen sei, und ihn entwaffnen wolle, durch eine kraftvolle Erklärung an alle Höfe unter dem 16. November 1710 verwarf. Thatsache ist, daß Friedrich I. von Preußen seitdem feindselige Gesinnungen gegen Peter I. an den Tag legte. Er schickte zu Ende des Jahrs Ersander von Göthe als seinen Gesandten nach Bender zu Carl, und lud ihn ein, August als König von Polen anzuerkennen und sich mit diesem und Preußen gegen Rußland zu verbinden. Auch diesen Antrag wies Carl XII. entschlossen zurück, gab dem General Gyllenstierna Befehl, sämmtliche schwedische Truppen, die auf deutschem Boden stünden, unverweilt zu sammeln, dem verbündeten Heere, welches die Neutralität kraft des zweiten Haager Vertrags aufrecht erhalten sollte, entgegenzurücken und es anzugreifen; zugleich gebot er der Stockholmer Regierung, die Streitkräfte in Pommern zu verstärken, und übertrug den Oberbefehl über sämmtliche Truppen in Deutschland dem Besieger der Dänen, Grafen Steenbock.

Nun loderte das Kriegsfeuer von Neuem auf. Gewitzigt durch den unglücklichen Ausgang des letzten Zugs nach Schoonen, zeigte Friedrich IV. von Dänemark Lust, Frieden mit Schweden abzuschließen, als ihn der Czar durch große Versprechungen zu Fortsetzung des Kampfes bewog, er überließ

ihm 6000 Russen, welche nach Erstürmung der Stadt Elbing daselbst lagerten. Auch Hannover, das bisher den Travendahler Vertrag aufrecht gehalten und Holstein vor Angriffen geschützt hatte, trat, obgleich vorerst nur verdeckt, dem Bunde bei. Der Kurfürst lieh dem Dänenkönige 800,000 Thaler, welche durch Abtretung der Stiftslande Bremen und Verden, die Hannover aus der schwedischen Beute für sich ausbedang, gedeckt werden sollten. Das zu Aufrechthaltung der Neutralität bestimmte Heer kam nicht zusammen, nur 4000 Oesterreicher sammelten sich zu Grünberg in Schlesien, und der Tod Kaiser Josefs I. vereitelte vollends den Plan, die Ruhe im Norden herzustellen.

Im Sommer 1711 führte August ein aus Sachsen, Polen, Russen bestehendes, 20,000 Mann starkes Heer nach Pommern. Ebendorthin kam mit gleich starker Macht der König Friedrich von Dänemark. Sie lagerten gemeinsam vor der Hauptstadt des schwedischen Vorpommern, Stralsund, und begannen ihre Operationen damit, daß sie unter dem 26. Oktober 1711 einen Vertrag zur Theilung der schwedisch-deutschen Provinzen schlossen. August sollte Pommern und die Insel Rügen besetzen, ein Stück davon an Preußen abgeben, wenn das Berliner Cabinet dem Bunde beitreten würde; ferner sollte er für eine Summe Geldes die Hälfte von Rügen Dänemark überlassen, sodann die Stiftslande Bremen, Verden und die Stadt Wismar nehmen, davon für Geld Wismar an Meklenburg und ein Stück des bremischen Gebiets an Hannover abtreten. So-

dann werde man gemeinschaftlich dahin arbeiten, daß Schweden alle früher von Dänemark abgerissenen Länder über der Ostsee, nämlich die Provinzen Schonen, Halland, Blekingen an Dänemark zurückerstatte. August wußte sehr gut, daß die Seemächte Letzteres nie zugeben würden; er hatte diesen Vorschlag nur darum gemacht, um den Dänen für den Augenblick bei gutem Muth zu erhalten und dann hintendrein zu betrügen. Als Friedrich IV. von Dänemark später die Hintergedanken des Sachsen erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn. Der neue Bund war von Anfang an baufällig, weil Jeder den andern für Erreichung der eigenen Zwecke mißbrauchen wollte. Dem vereinigten Heere vor Stralsund fehlte es an einem sehr nöthigen Erforderniß, nämlich am groben Geschütz. Man beschloß, den Brandenburger um Kanonen zu bitten. Zu diesem Zweck bot der Czar dem Berliner Cabinet augenblickliche Auslieferung der Stadt Elbing und künftige Abtretung Stettins an, nämlich wenn letztere Festung erobert sein würde. Friedrich I., der die Russen so wenig als die Polen in seinem Rücken sich einnisten lassen, sondern Pommern für sich selbst erwerben wollte, schlug das Ansinnen rund ab, ja er ging noch weiter. Als August von Sachsen-Polen, um den Mangel zu ersetzen, sein eigenes Geschütz aus den Elbefestungen herbeizuführen versuchte, verweigerte der Brandenburger den sächsischen Feuerschlünden Durchgang durch sein Land. Deßhalb mußte die Belagerung Stralsunds aufgegeben werden. Nur von ferne sperrten Russen und Sachsen Stralsund und

Stettin. Die Dänen wandten sich gegen Wismar, und gegen die Stiftslande Bremen und Verden. Wirklich eroberten sie die letzteren, Wismar aber konnten sie nicht nehmen. Indessen hatte drüben in Schweden Graf Steenbock, dem, wie ich sagte, von Carl XII. die Leitung des Kriegs in Pommern und Deutschland übertragen worden war, Allem aufgeboten, um ein neues Heer zusammen zu bringen, das er nach Stralsund herüberführen wollte. Unsichtbare Hände durchkreuzten jedoch seine Anstrengungen. Schon war damals in höheren Kreisen schwedischer Gesellschaft der Gedanke lebendig, der nach Carls XII. Ermordung offen hervorbrach. Die schwedische Oligarchie, durch Carls Vater gestürzt, rührte sich wieder. Es lag nicht in ihrer Absicht, daß Carls Angelegenheiten in einen bessern Stand gebracht würden, vielmehr wollten sie den starrsinnigen König aufreiben und selbst mit dem Verluste der auswärtigen Besitzungen Schwedens die ehemalige Adelsherrschaft herstellen. Gleichwohl brachte Steenbock zuletzt 12,000 Mann auf die Beine, und eilte nun nach der Insel Rügen voraus, das Heer sollte auf der schwedischen Flotte folgen. Diese erschien wirklich den 26. September 1712 vor Wittow, dem nördlichsten Punkte der Insel Rügen, die Ausschiffung begann, 10,000, worunter 1800 Reiter, wurden ans Land gesetzt. In diesem Augenblick erschien die dänische Flotte; sogleich segelte ihr die schwedische entgegen, die dänische aber zog sich zurück. Diese Bewegung hatte zur Folge, daß die Transportschiffe, aus denen Steenbock eben Mundvorräthe und Schießbedarf

ans Land zu schaffen beschäftigt war, unbedeckt blieben. So hatten es die Dänen gewollt, sie machten mit einem Theil ihrer Flotte eine Wendung, überfielen die Lastschiffe und zerstörten 30 derselben — ein unersetzlicher Verlust für Steenbock. Es fehlte ihm an Pulver und Mundvorrath, die schon vorher ausgesogene Insel konnte das schwedische Heer nicht ernähren, die nahe Festung Stralsund Nichts abgeben. Vielleicht wäre Steenbocks Unternehmen schon damals verunglückt, hätte nicht Ludwig XIV. dem schwedischen Grafen 200,000 Reichsthaler ausbezahlen lassen. Steenbock ging mit seinen Truppen nach Stralsund hinüber und beschloß einen Angriff auf Jütland. Den 2. November 1712 brach er von Stralsund auf. Ungehindert von den Sachsen und Russen, die nicht weit entfernt lagerten, fiel er trotz der Einsprüche des Herzogs von Mecklenburg, in dieses Land ein, besetzte Rostock und zwang dadurch die Dänen, deren Verbindungen mit August und den Russen jetzt unterbrochen waren, zum Rückzuge. Jetzt machte Feldmarschall Flemming in Augusts Namen Friedensanträge, welche Stanislaus Lesczinski, der sich bei Steenbocks Heere befand, bereitwillig unterstützte. Dieser rechtschaffene Pole wollte, um sein eigenes Vaterland von den Uebeln des Kriegs zu erretten und zugleich Carl XII. von einem Gegner zu befreien, auf seine Ansprüche an Polen verzichten. Ein 15tägiger Waffenstillstand wurde geschlossen, und Lesczinski reiste nach Bender ab, um dem König seine Absichten zu eröffnen. Bald merkte Steenbock, daß August von Polen und der Czar die Unterhandlung nur deshalb

angeknüpft hatten, um ihn von allen Seiten zu umringen. Am letzten Tage des Stillstands brach er mit seinem Heere gegen Gadebusch, ein mecklenburgisches Städtchen, nicht fern von der holsteinischen Grenze, auf, wo das dänische Hauptquartier war. Nach angestrengten Märschen durch unwegsame Gegenden erreichte er die Dänen so unerwartet, daß König Friedrich IV. erst wenige Stunden vor dem wirklichen Eintreffen die Annäherung des Feindes erfuhr. Der Angriff erfolgte den 20. Dezember 1712. Die Dänen zählten gegen 16,000 Mann, die Schweden nur 12,000. Gleichwohl erfochten Letztere einen vollkommenen Sieg. Die Dänen verloren 3000 Todte, 4000 Gefangene, der Rest des Heeres entfloh nach allen Seiten. Die Sachsen und Russen waren im Anmarsch, um sich mit den Dänen zu vereinigen, auf die Nachricht von Friedrichs Niederlage zogen sie sich zurück. Vielleicht hätte Steenbock besser gethan, wenn er sich auf sie warf und sie aus Pommern zu vertreiben suchte. Allein entflammt vom schwedischen Nationalhasse zog er es vor, die über die Dänen errungenen Vortheile aufs Aeußerste zu verfolgen. Mit leichter Mühe entriß er dem Feind die Stiftslande von Bremen und Verden wieder. Steenbock that noch etwas Anderes, was seinem Namen einen bleibenden Fleck angehängt hat. Die Handelsstadt Altona, eine Nebenbuhlerin Hamburgs, gehörte damals wie heute noch der Krone Dänemark und König Friedrich IV. zog große Einkünfte aus diesem Hafenplatz. Um dem Gegner einen recht empfindlichen Streich zu versetzen,

beschloß Steenbock die Zerstörung Altonas. In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar 1713 wurde die Stadt an allen Ecken angezündet und bis auf den Grund zerstört. Die Hamburger zeigten unwürdige Schadenfreude über den Fall der Nebenbuhlerin, sie schloßen vor den unglücklichen Einwohnern, welche in grimmiger Kälte auf freiem Felde übernachten mußten, ihre Thore.

Nach dieser grausamen That bezog Steenbock Winterquartiere in Holstein. Er sollte diese Landschaft nicht mehr verlassen: seine Bahn war abgelaufen. In großer Anzahl rückten Russen und Sachsen herbei und vereinigten sich mit den Resten des dänischen Heeres. Steenbock gerieth in die schwierigste Lage, und zuletzt blieb ihm nichts Anderes übrig, als in der am Ausfluße der Eider in die Nordsee gelegenen holsteinischen Festung Tönningen eine Zuflucht zu suchen, welche ihm der holsteinische Minister Graf Görz öffnete, von dem unten mehr die Rede sein wird. Die Macht der Feinde war auf 46,000 Mann angeschwollen, und schloß Tönningen ein. Den 16. Mai 1713 mußte sich Steenbock mit seinem ganzen Heere, das noch aus etwa 11,000 Mann bestand, als Kriegsgefangener ergeben. Das letzte schwedische Heer, das diesseits der Ostsee im Felde stand, war vernichtet, nur noch die Städte Wismar, Stralsund und Stettin befanden sich in der Gewalt schwedischer Hauptleute.

Gegen diese wandten sich jetzt die Verbündeten. Peter hatte seine in Pommern stehenden Streitkräfte unter den Generalen Menzikof, Gallizin, Repnin, Bauer bis auf 40,000

Mann vermehrt, die er großen Theils durch Brandschatzungen nährte, welche die Bürgerschaft von Danzig und Riga zahlen mußte. Sein Plan, festen Fuß auf deutschem Boden zu fassen, war unverkennbar, und nicht bloß durch Eroberung in Pommern suchte er diese Absicht zu erreichen. Für den Rheinfeldzug des Jahres 1713 bot er dem Wiener Hofe 30,000 Russen, wenn Kaiser Carl VI. ihn zum deutschen Reichsstand erklären und mit Liefland, dem ehemaligen Lehen des Deutschordens, belehnen würde. Seiner Würde eingedenk wies Carl VI. das Moskowitische Ansinnen zurück, auch die beabsichtigte Erwerbung auf der deutschen Küste der Ostsee entgieng dem Russen, weil nun eine neue Macht in den pommerschen Krieg eingriff. Ich habe früher gezeigt, daß König Friederich I. von Preußen, obgleich von Russen und Sachsen dringend eingeladen, an dem Kampfe gegen Carl XII. Theil zu nehmen, jede Gemeinschaft ablehnte, durch friedliche Künste die Festsetzung der Russen auf der pommerschen Küste zu verhindern suchte. Unbezweifelbar ist es, daß Friederich für sich den Besitz Pommerns wünschte, aber er hatte weder den Muth, noch auch die Mittel das Werk zu vollbringen. Doch, was der Vater nicht gewagt, unternahm der Sohn. König Friedrich I., welcher eine Krone in das preußische Haus gebracht hat, starb den 25. Februar 1713, in einem Alter von 55 Jahren und 7 Monaten. Auf ihn folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm I., er begann die neue Regierung damit, daß er alle Pracht Friedrichs abschaffte, zahllose Hofbeamte, den Oberceremo-

nienmeister, die Kammerherren, Kammerjunker, Kammerdiener, Kammerpagen, die 24 Hoftrompeter (deren jeder monatlich 30 Thaler bezog), die Hofpauker, die hundert Mann Schweizerleibwache, viele Lakaien, Küche-, Keller- und Stallbediente, die Haiduken und Laufer, die Gelehrten, Künstler, Dichterlinge, welche sein Vater mit Pensionen begnadigt hatte, endlich das höchst kostspielige Regiment der, französischen Mustern nachgebildeten, Gardes du Corps fortschickte. An die Stelle der Verschwendung trat die strengste Sparsamkeit, welche es diesem Fürsten möglich gemacht hat, seinem Nachfolger Friedrich II. einen wohlgefüllten Schatz und ein stehendes Heer von 70,000 Mann zu hinterlassen. Schon nach Ablauf des ersten Jahrs seiner Regierung hatte er einige Millionen gesammelt und war im Stande, sein Heer von den 30,000, die er antraf, auf 45,000 Mann zu vermehren.

Eben dieser Friedrich Wilhelm beschloß jetzt die Verlegenheiten Schwedens zum eigenen Vortheile auszubeuten. Nach Gefangennehmung des Grafen Steenbock hatten sich die Russen gegen Stettin gewendet, und belagerten mit 24,000 Mann diese von 4000 Schweden und der Bürgerschaft vertheidigte Festung. Stettin litt durch die unausgesetzte Beschießung so sehr, daß der schwedische Commandant Meyerfeldt sich bereit erklärte, die Stadt an neutrale Truppen, an Holsteiner und Preußen, zu übergeben. Letzterer Vorschlag war geraume Zeit vorher durch den holsteinischen Minister Grafen Görz in Anregung gebracht worden, der

auf diesem Wege wenigstens die Russen von der Beute ausschließen wollte. Nachdem die Sachen so weit gekommen, begab sich Friedrich Wilhelm in eigener Person in das russische Hauptquartier zu Schwedt, einer nahen bei Stettin gelegenen Stadt. Ehe er seine Brandenburger in Stettins Mauern hineinbringen konnte, bedurfte er die Einwilligung der Russen, welche die Stadt belagert und zur Uebergabe genöthigt hatten. Fürst Menzikof, der das russische Belagerungheer befehligte, durfte es mit dem Preußen nicht verderben, aus Furcht, derselbe möchte sonst die Parthei Carls ergreifen; anderer Seits wollte er doch die wichtige Festung nicht für Nichts einem Andern geben. Menzikof und König August von Polen brauchten Geld. Dieses unentbehrliche Ding besaß Friedrich Wilhelm: er machte seine Anerbietungen, und zwar nicht vergeblich. Unter dem 6. October 1713 schloß Friedrich Wilhelm mit Menzikof, als dem Gesammtvertreter der nordischen Verbündeten, zu Schwedt einen Vertrag folgenden Inhalts: der Czar übergibt Stettin in der Art an den König von Preußen, daß in Zukunft der Platz von 2 holsteinischen und 2 preußischen Bataillonen besetzt bleibt. Ebenso soll Stralsund und Wismar, wenn sie vom russischen Heere genommen sind, an Preußen überliefert werden. Sobald alle schwedischen Plätze auf dem deutschen Boden erobert und an Preußen eingehändigt sind, räumen die nordischen Verbündeten Pommern. Dagegen verpflichtet sich Friedrich Wilhelm 400,000 Thaler, zur Hälfte den Russen, zur Hälfte dem König August, als

Kosten der Belagerung zu bezahlen, die ihm pfandweise übergebenen Plätze erst nach abgeschloßenem allgemeinem Frieden an Schweden zu erstatten, auch Anstalt zu treffen, daß weiter keine schwedischen Truppen nach Deutschland herübergeschickt werden. So lange der nordische Kampf fortdauert, bleibt Preußen neutral; sollte der König von Schweden aus diesem Vertrage Anlaß nehmen, Preußen feindselig zu behandeln, so werden die nordischen Verbündeten der Krone Preußen beistehen und nicht eher die Waffen niederlegen, bis Friedrich Wilhelm hinreichende Genugthuung für den ihm zugefügten Schaden erhalten hat. In zwei geheimen Artikeln wurde weiter bedungen, daß Preußen außer Stettin den ganzen Strich Pommerns von der Oder bis an die Peene sammt den Städten Demmin, Anklam und Wolgast besetzen und, wie Stettin, nicht vor dem Frieden an Schweden zurückgeben solle.

Am andern Tage nach Abschluß des Vertrags rückten zwei preußische Bataillone in Stettin ein und bildeten nunmehr mit zwei holsteinischen, die schon da waren, die Besatzung der Stadt. Friedrich Wilhelm I. rechnete, daß ihm statt des pfandmäßigen der wirkliche Besitz der Odermündungen in keinem Falle entgehen könne. Zwei Möglichkeiten waren denkbar: entweder suchte der hart bedrängte Schwede die Hülfe des Brandenburgers, die ihm allein Luft machen konnte; dann war Friedrich bereit, Beistand zu gewähren aber nur unter der Bedingung, daß ihm Stettin sammt dem betreffenden Stücke Pommerns für immer ab[illegible]

Hätte Carl Letzteres bewilligt, so würde Friedrich Wilhelm im Bunde mit Schweden die Waffen gegen Peter von Rußland gekehrt haben. Verweigerte dagegen Carl XII. die Genehmigung, so war Friedrich Wilhelms Entschluß gefaßt, gemeine Sache mit den Feinden des Eisenkopfs zu machen und Stettin mit Gewalt zu behaupten. Friedrich Wilhelm versuchte Anfangs den ersteren Weg, denn so sehr er Stettins Besitz begehrte, wünschte er fast ebenso stark die Verdrängung des Czaren aus Deutschland und Polen. Er schickte Gesandte nach Bender, und gab Carl XII. die besten Betheurungen, wie freundnachbarlich und redlich er es mit Schweden meine. Allein Carl handelte, wie es nach seinem Charakter zu erwarten war, er wies alle preußischen Anträge zurück, und erklärte, daß er den Vertrag von Schwedt nicht anerkennen werde. Nun schloß Friedrich Wilhelm mit Peter unter dem 12. Juni 1714 eine geheime Uebereinkunft, kraft welcher der Russe dem Preußen beim künftigen Frieden den Besitz von Stettin sammt Anhängseln, der Preuße dem Russen dagegen den Besitz der Provinzen Ingermanland und Carelien mit den Städten Wiborg und Narwa, ferner Esthland mit der Stadt Rewal gewährleistete. Zu gleicher Zeit warf Friedrich Wilhelm eine weit stärkere Besatzung, als der Schwedter Vertrag erlaubt hatte, in die Festung Stettin.

So standen die Sachen, als Carl XII. nach fünfjährigem Aufenthalt in der Türkei im November 1714 zu Stralsund eintraf. Er forderte augenblicklich von Preußen die Ein=

räumung Stettins. Friedrich Wilhelm erklärte, daß seine Verträge mit Rußland ihm nicht gestatteten, diesen Wunsch des Schwedenkönigs zu erfüllen, forderte aber seiner Seits 400,000 Thaler, die er, laut seiner Behauptung, zum Vortheil Schwedens und aus freundnachbarlicher Gesinnung, um Stettin vor unabwendbarem Untergang zu retten, an die Russen bezahlt habe. Nach einem unfruchtbaren Notenwechsel, in welchem Carl viele derbe Dinge sagte, Friedrich Wilhelm dagegen prächtige Vorwände zu Markte brachte, stieg Carl im April 1715 mit 3000 Mann von der Stralsunder Garnison zu Schiffe, besetzte die vor Stettin liegende Oderinsel Usedom, und vertrieb die 20 Mann starke preußische Besatzung einer auf der Insel angelegten Schanze. Jetzt schrie Friedrich Wilhelm über Gewaltthat, gab seinem Commandanten in Stettin, General Bork, Befehl, die 300 Holsteiner, die daselbst lagen, zu entwaffnen und gefangen nach Berlin zu schicken, und rückte an der Spitze von 32 preußischen Bataillonen und 27 Schwadronen, sammt 115 Feldgeschützen, in ein Lager vor Stettin. Die bisherige schwedische Regierung wurde aufgelöst, die Bürgerschaft wurde in die Kirchen berufen; von preußischen Waffen umringt, mußte sie Erbhuldigung leisten. Nun erschienen auch die übrigen Feinde Schwedens wieder im Feld: 24,000 Dänen drangen durch Mecklenburg nach Stralsund vor, 8000 Sachsen kamen unter General Wackerbarth, 24,000 Preußen machten sich gleichfalls auf den Weg gegen Stralsund, und an diese

schloß sich noch ein neuer Feind Carls, durch ähnliche Triebfedern wie die andern geleitet, an.

Einunddreißigstes Kapitel.

Alberoni und Görz. Karls XII. Tod. Schwedens Aristokratie. Der Friede zu Nystadt.

Ich habe früher gesagt, daß der Kurfürst von Hannover, begierig die Stiftslande Verden und Bremen aus dem schwedischen Nachlasse an sich zu reißen, mit Dänemark über den Beitritt zum nordischen Bund unterhandelte. Jetzt wurde Ernst damit. Unter dem 17. Mai und 26. Juni 1715 schloß Kurfürst Georg, seit einem Jahre zugleich König von England, mit Dänemark und den nordischen Verbündeten Verträge ab, kraft deren er dem Czaren Peter Esthland, Ingermanland und Carelien, dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen die Hälfte des schwedischen Pommern, der Krone Dänemark ein Stück von Schleswig gewährleistete, an Schweden den Krieg zu erklären und etliche Regimenter zur Eroberung Wismars zu stellen versprach, ferner an Dänemark 800,000 Thaler bezahlte, wogegen ihm die Stiftslande Bremen und Verden eingeräumt wurden, welche die Dänen seit 1713 besetzt hielten. Carl XII. hatte mit großer Anstrengung Anstalten getroffen, um Stralsund und die Insel Rügen durch Schanzen, Schiffe und Truppen so gut als möglich zu verwahren. Aber die

Streitkräfte, über die er verfügte, einige tausend Mann, waren viel zu schwach. Mitte Juni rückten die Verbündeten, 20,000 Mann stark, vor Stralsund; den Oberbefehl führte dem Namen nach König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, in der That an seiner Statt der Fürst Leopold von Dessau, den wir aus Eugens Feldzügen kennen. Da die Herbeischaffung des groben Geschützes viel Zeit erforderte, konnten die Dänen und Preußen erst Mitte Oktober die Laufgräben eröffnen. Zum Unglück für Carl erschien außer der dänischen auch eine englische Flotte, von Georgs I. Ministern gesandt, und schloß Stralsund zur See ein. Bald gewahrten die Belagerer, daß sie die Stadt erst dann nehmen konnten, wenn die Insel Rügen in ihrer Gewalt war. Der Dessauer Fürst nahm die Insel den 17. November nach heftigem Widerstande der Schweden. Carl erhielt bei dieser Gelegenheit einen Prellschuß auf die Brust, eine Kanonenkugel zerschmetterte sein Pferd, unter welchem man ihn halb todt hervorzog. Jetzt konnte sich Stralsund nicht mehr in die Länge halten. Gleichwohl wich Carl nicht eher, als bis die Stadt Tage lang mit glühenden Kugeln beschossen und eine hinreichende Sturmlücke vorhanden war. Den 22. Dezember 1715 ward er mit großer Mühe durch eine Bahn, die man in das Eis gehauen, nach einem Schiffe geführt, das ihn nach Schweden brachte. Von dem ganzen so ausgedehnten Gebiete, das die Schweden einst auf der deutschen Nordküste besaßen, war nur noch Wismar in ihrer Gewalt. Auch diese Stadt ergab sich im April

1716 an das aus Preußen, Dänen, Hannoveranern und Russen zusammengesetzte Heer, das seit dem Juni 1715 vor den Mauern lag.

Durch den Schwedter Vertrag war von Menzikof die Besetzung nicht nur Stettins, sondern auch der andern auf Pommerns Küste gelegenen schwedischen Orte, die erst noch erobert werden sollten, dem Könige von Preußen zugesagt worden; aber weil Friedrich IV. von Dänemark die heftigste Einsprache gegen die letztere Bestimmung erhob, hatte Czar Peter die Genehmigung der betreffenden Punkte des Vertrags verweigert und die Besetzung den Dänen überlassen. Friedrich Wilhelm mußte, zufrieden mit Einräumung Stettins, auf die andern Orte verzichten. Demgemäß besetzten nach dem Falle Stralsunds die Dänen diese Stadt, ebenso auch Wismar. Allein unvermuthet verlangten die Russen, zwei ihrer Bataillone in letzteren Ort zu werfen. Der dänische General verweigerte seine Einwilligung, darüber kam es zwischen Russen und Dänen zu offenen Feindseligkeiten, die kaum beigelegt wurden. Man ersieht hieraus, wie locker bereits das Band zwischen den Verbündeten war, die freilich jetzt das gemeinsame Ziel ihrer Bestrebungen erreicht hatten, und zugleich wie heftig der Czar nach dem Besitze eines Hafenplatzes auf der deutschen Küste begehrte. Nur Peter und König Friedrich IV. waren entschlossen, den Krieg weiter fortzusetzen und nach Schweden hinüber zu spielen; nicht so Sachsen, dessen König August mit unzufriedenen

Partheien in Polen genug zu thun fand, so wie Preußen und Hannover, die ihren Zweck erlangt hatten.

Folgen wir vorerst dem unglücklichen Schwedenkönig in die Heimath, diesem Fürsten, der vor 15 Jahren, da er als achtzehnjähriger Jüngling von Schweden auszog, ein Reich besaß, das die Ostsee in einem großen Kreise von Götaborg an bis nach dem bottnischen Meerbusen und der Newamündung, von da mit geringer Unterbrechung bis zu Elbe und Weser umfaßte, und jetzt, da er zurückkam Alles, Alles außer Schweden, großen Theils durch seine eigene Schuld, verloren hatte. Nicht viel geringer, als die Veränderung in der äußeren Lage des Landes, war der Umschwung der Gesinnung. Der schwedische Adel hatte die großen ständischen Rechte, die er einst genoß, aber durch Carls XII. Vater verlor, nicht vergessen. Man schrieb die gehäuften Unfälle, welche auf das Land einstürmten, nicht ohne guten Grund, der übermäßigen Gewalt des Thrones zu. Ist es ein Wunder, wenn die schwache Aristokratie an Wiederherstellung alter Privilegien dachte! Als Carl zurückkehrte, war der Plan schon ziemlich weit gediehen. Noch während seiner Abwesenheit berief der Senat, ohne erst des Königs Erlaubniß einzuholen, die Stände; Carl verbot es, der Senat beharrte auf seiner Absicht, und erst nach wiederholten Verboten Carls XII. gab er nach. Weiter wurde im Senat über die Frage berathschlagt, ob nicht die Stände bei längerer Abwesenheit des Königs ohne seine Zustimmung den Senat ermächtigen könnten, Frieden mit

den Feinden zu schließen. Auch für ein Partheihaupt hatten die Aristokraten gesorgt, das man im Nothfalle dem Könige entgegensetzen konnte. Carl war unverheirathet und hat nie ein Weib berührt, die Thronfolge hatte er dem einzigen Sohne seiner Schwester Hedwig, der Gemahlin des 1702 bei Clißow gefallenen Herzogs Friedrich, von Holstein, zugedacht. Er besaß noch eine zweite Schwester, Ulrike Eleonora, die er weniger liebte als die Herzogin Hedwig, und die er zur Ehelosigkeit bestimmt hatte, damit Schweden nicht durch den Unterhalt von Prinzen beschwert werde. Allein während er zu Stralsund weilte, bewog die unzufriedene Parthei Ulrike Eleonora, ihre Hand dem Erbprinzen von Hessen-Kassel zu geben. Die Vermählung erfolgte den 24. April 1715. Carl war sehr düster an diesem Tage und sagte: „heute tanzt unsere Schwester sich die Krone vom Haupte.“ Diese Voraussetzung traf nicht zu, vielmehr geschah das Gegentheil. Ulrike Eleonora und ihr Gemahl wurden seither als das Haupt der aristokratischen Parthei betrachtet, auch erbte sie, wie wir sehen werden, nach Carls Ermordung den Thron.

Bei seiner Rückkehr aus Stralsund zu Anfang des Jahrs 1716 empfing ihn das Volk mit einer großen Freude, denn obwohl er so viel Unglück über Schweden gebracht, liebte ihn der gemeine Mann dennoch, weil er ein tapferer, offener, redlicher Fürst war; die Aristokraten dagegen erschracken, gaben aber ihre Pläne nicht auf, sondern betrieben sie jetzt in tiefstem Geheimniß. Carl spottete ihrer:

„Ihr seyd während meiner Abwesenheit recht stark gewachsen!" sagte er höhnisch zu dem Grafen Alfred Horn. Da Rußland und Schweden noch immer im Felde standen und das Reich weiter berauben wollten, mußte auch Carl den Krieg fortsetzen, doch that er es jetzt bloß, um einen leidlichen Frieden zu gewinnen. Aber wie hiezu in dem furchtbar verarmten und streckenweise verödeten Lande die Mittel aufzubringen! Carl fand damals in der Person des neuen holsteinischen Ministers Grafen Görz einen ausgezeichneten Gehülfen. Ich habe schon oben den Namen dieses Mannes angeführt. Görz vereinigte die Laster der höhern Gesellschaft jener Zeit mit außerordentlichen Talenten, namentlich mit großer Erfahrung im Creditwesen. Er kannte die Höfe und die Herrscher aus eigener Anschauung und wußte sie zu behandeln. „Sagen Sie," schrieb er an den schwedischen Gesandten beim russischen Hofe, „sagen Sie dem Czaren Peter, wenn er sich auf seine Rechtlichkeit Etwas einbilden wollte, daß unter Fürsten alle Freundschaft nur Eigennutz ist, und daß, wenn ein König dem andern aufs Stärkste seine Ergebenheit betheuert, dieser andere, sobald er nicht klar den Nutzen sieht, der jenem aus ihrer Verbindung zufließt, stets denken muß, daß alle Betheurungen leere Worte sind, und daß Betrug dahintersteckt." Nur unter zwei Bedingungen war Schweden zu retten: erstens wenn man die nöthigen Summen zu Fortsetzung des Kriegs aufbrachte; zweitens wenn es gelang, den stärksten unter den Gegnern Schwedens von den andern loszureißen und zum Bundesgenossen

zu machen. Görz hielt Beides für möglich, vorerst aber fand er gerathen, seine persönliche Stellung gegen die Hartköpfigkeit und die despotischen Launen Carls XII. sicher zu stellen. Nur auf die dringendsten Bitten, vorerst nur auf ein Jahr, und nur auf die Versicherung hin, daß hinfort alle Anstrengungen auf Erringung eines leidlichen Friedens gerichtet seyn sollten, nahm er die oberste Verwaltung der schwedischen Finanzen an. Görz forderte weiter, daß er unabhängig vom Reichsrath, unabhängig von allen andern Collegien, und nur dem Könige verantwortlich seyn solle. Auch dieß ward bewilligt: aber von Stund an richtete sich der giftige Haß aller Beamten und besonders des ganzen Adels gegen den Ausländer, der ihnen über die Köpfe gestellt war. Was unmöglich schien, bewirkte Görz: er schaffte Geld, freilich mit Mitteln, ähnlich wie die, welche Law in Frankreich brauchte, aber weit gewaltthätiger. Er machte dem Unterschleif, den schwedische Beamte trieben, ein Ende, er gab Schuldscheine aus, deren Umlauf er erzwang, er schuf eine neue Art von Münzen, indem er Kupferstücke, die einen geringen Werth hatten, mit klug ausgedachten Stempeln versehen, als Thalerstücke in Umlauf setzte, er brachte auf schwedische Waaren Anlehen zu Wege. Noch erstaunlichern Erfolg hatten seine diplomatischen Unterhandlungen. Görz sah, daß nur dann, wenn Czar Peter von den andern Verbündeten losgeschält werde, Schweden sich retten könne. Allein Peter wollte die Waffen nur dann niederlegen, wenn man ihm Carelien, Inger-

manland, Esthland, Liefland, kurz die ehemaligen Eroberungen Schwedens an der baltischen Küste, abtrat. Görz bewog Carl, hiezu seine Einwilligung zu geben, zugleich stellte er seinem Könige reichlichen Ersatz auf anderer Seite in Aussicht. Dänemark, Polen und das Haus Hannover sollten die Kosten schwedischer Verluste an der Ostsee tragen. Um dieß zu bewerkstelligen, schmiedete Görz einen Plan, der die äußersten Gränzen unseres Welttheils umspannte.

Ich habe früher berichtet, daß seit dem Ende des spanischen Erbfolgekriegs der Italiener Alberoni das Steuerruder des spanischen Staats in die Hand nahm und seine Königin durch das Versprechen, die ehemals spanischen Besitzungen in Italien dem Kaiser abzunehmen, und ihren Söhnen zuzuwenden, den melancholischen König Philipp V. durch die Verheißung gewann, ihm die Regentschaft über Frankreich zu verschaffen und den Herzog von Orleans zu verdrängen. Seitdem waren Spanien und der französische Regent Todfeinde. Um gegen Alberonis Umtriebe eine feste Stütze zu gewinnen, schloß sich Orleans eng an das Haus Hannover an, das eben damals auf den Thron von England gelangt war; hinwiederum bedurfte Georg I. der Hülfe des Regenten, weil in Frankreich der vertriebene Stuart lebte, vor dessen Geburtsrechte Georg I. große und nicht unbegründete Besorgnisse fühlte. An die Stelle der Feindschaft, welche im Laufe des spanischen Erbfolgekriegs Frankreich und England entzweit hatte, war daher durch die Gewalt der Umstände ein enges Bündniß getreten.

Hiedurch aber wurde Alberoni und Spanien zugleich Feind Englands. Um Orleans der englischen Stütze zu berauben, beschloß der Italiener die bewaffnete Wiedereinsetzung der Stuarts. Aber er fühlte, daß Spaniens Kräfte hiezu nicht ausreichten, und hier auf diesem Punkte kam ihm Carl XII. halbwegs entgegen. Wie der Italiener das Haus Hannover aus dem neuerworbenen Reiche vertreiben wollte, so sah Görz in den alten Erblanden desselben Hauses eine Entschädigung seines Herrn für die Verluste an der baltischen Küste. Zwischen Alberoni und Görz fanden durch Mittelspersonen geheime Unterhandlungen statt, welche dahin zielten, daß Peter und Carl die Zurückführung der Stuarts nach England unternehmen und dafür zum Lohn Hannover erhalten sollten. Zum zweiten Opfer der Ausgleichung zwischen Peter und Carl XII. war, wie wir gleich sehen werden, Dänemark bestimmt. Endlich dachte ohne Zweifel Görz, Preußen, das Stettin und die Odermündungen an Schweden zurückgeben sollte, auf Kosten Polens zu befriedigen. Carl hatte auf die Einsetzung Leszinskis nicht verzichtet und auch Peter war bereit, den Sachsen August, den er von ganzer Seele verachtete, preiszugeben, aber Leszinski hätte, wäre der Plan ausgeführt worden, ohne Zweifel ein Stück von Polen an Friedrich Wilhelm I. abtreten müssen.

Schon im Jahre 1716 machten sich die Folgen der Unterhandlungen des Grafen bemerklich. Der russische Czar spielte eine merkwürdige Rolle an der Ostsee und in Däne-

mark. Herzog Carl Leopold von Mecklenburg lag mit seinen Landständen in heftigen Händeln, weil er seine eigenen fürstlichen Rechte über alles Maaß ausdehnen, die der Stände nicht anerkennen wollte. Das benachbarte Hannover und der Wiener Hof begünstigten die unzufriedenen Stände, der Herzog dagegen wandte sich an den Russen Peter um Hilfe und freite um die Hand seiner Nichte, der zweiten Tochter Iwans. Die Vermählung fand den 17. April 1716 statt, und als Brautgeschenk schickte Peter 20,000 Russen, welche auf die Güter der widerspenstigen Ritterschaft gelegt wurden und schändlich hausten. Peter dachte daran, sich von dem Schwager Mecklenburg abtreten zu lassen und denselben anderswo zu entschädigen. An Carl Leopolds Ehrgefühl lag es wahrlich nicht, daß der Plan, in solcher Weise den Russen auf deutschem Boden einzubürgern, fehlschlug, sondern nur der ernstliche Widerstand des Kaisers, der Höfe von Hannover, Dresden und Berlin, denen es vor einem solchen Nachbar graute, vereitelte den Wunsch des Czaren. Dagegen vermehrte Peter sein in Mecklenburg stehendes Heer bis auf 45,000 Mann. Dies hing so zusammen. Zwischen dem König Friedrich IV. von Dänemark und dem Russen war Verabredung getroffen worden, daß im Sommer 1716 20,000 Russen vereint mit 26,000 Dänen von der Insel Seeland aus auf der gegenüberliegenden Küste Schwedens landen und den Krieg gegen Carl vor Stockholms Mauern beendigen sollten. Im Sommer 1716 gingen die Russen nach Seeland hinüber, aber

statt 20,000, wie ausgemacht worden, erschienen 40,000. Dies erregte den Verdacht der Dänen, und bald stieg der Argwohn auf den höchsten Grad. Als nämlich Alles zur Abfahrt Mitte September gerüstet war, erklärte Peter ganz unerwartet, die Jahreszeit sei allzuweit vorgerückt, er könne sein Heer nicht den Gefahren des nahen schwedischen Winters aussetzen, man müsse den Kampf auf das nächste Jahr verschieben. Unverkennbar war es, daß Peter geheime Dinge im Schilde führte, daß er, von Görz gewonnen, die Schweden nicht mehr angreifen wollte, und einen Schlag wider Friedrich IV. und Kopenhagen beabsichtigte. So beurtheilte auch das dänische Volk den Stand der Dinge. Alles gerieth in Aufregung und griff zu den Waffen. Zum Glück für den dänischen König war eine englische Flotte im Sunde, deren Admiral Norris für den vorgesehenen Fall, daß so Etwas geschehen könnte, mit Vorschriften versehen war. Norris hatte Ermächtigung erhalten, wenn Peter Winkelzüge machen sollte, die russische Flotte anzugreifen und wegzunehmen. Ehe er es zum Aeußersten kommen ließ, wollte Friedrich IV. erst den Weg der Güte versuchen. Er schrieb an Peter I. einen höflichen Brief, worin er ihn bat, seine Flotte und sein Heer aus Seeland abzuführen. Peter mißtraute dem Erfolge, höchst aufgebracht verließ er die Insel und schickte seine Truppen nach Mecklenburg in die Winterquartiere, obgleich Kaiser Carl sich ernstlich diese Gäste verbat. In Dänemark glaubte man, daß es Peter auf die von den Dänen besetzte Stadt Wismar abgesehen

habe. Der Schlag Peters wider Kopenhagen war mißlungen.

Während dieß in Dänemark vorging, zog König Carl XII. im Frühling 1716 seine Truppen zusammen, und zwar nicht zur Abwehr, sondern zum Angriff; er wollte das mit Dänemark verbundene Norwegen erobern. Nur im geheimen Einverständnisse mit Peter kann er diesen Plan gefaßt haben. Wirklich drang er bis Christiania vor, aber da die Dänen noch die Festungen auf der Grenze inne hatten und ansehnliche Verstärkungen auf die bedrohten Punkte abschickten, trat Carl im Sommer 1716 wieder den Rückzug an. Das Jahr 1717 verging unter Kriegsrüstungen. Unglaublich klingt es, daß in dem armen entvölkerten Schweden gegen 60,000 Mann Soldaten aufgebracht wurden und doch versichern es die Quellen. Im Sommer 1718 war Alles zum Einfalle in Norwegen gerüstet. Peter hatte damals sein Heer an der finnischen Grenze und in Polen vereinigt, um je nach Umständen Leszinski wieder einzusetzen und August zu vertreiben, oder wenn keine Uebereinkunft mit Carl XII. zu Stande käme, wider Schweden loszubrechen. Alle Welt wunderte sich, daß er ein ganzes Jahr ruhig stehen blieb, weil seine Unterhandlungen mit Schweden bisher geheim geblieben waren. Im Mai 1718 traten schwedische und russische Gesandte auf Lofö, einer der alandischen Inseln zusammen, um die letzte Hand ans Werk zu legen. Schwedens Sache vertraten Görz und sein Freund Gyllenborg, für Rußland erschienen Brüce und Ostermann,

die vertrautesten Räthe des Czaren. Beide Theile entwarfen folgende Präliminarien: 1) König Carl schließt besondern Frieden mit Rußland und Preußen, aber nicht mit den andern Verbündeten (Dänen, Sachsen, Polen, Hannoveranern); 2) Schweden tritt nun an Rußland Gebietstheile ab, erhält dagegen alle seine Besitzungen auf deutschem Boden zurück; 3) zwischen Carl und Peter wird ein Schutz- und Trutzbündniß errichtet, und Schweden bekommt Ersatz auf Kosten Dänemarks, Hannovers, Polens; 4) Schweden erhält Norwegen, aber erst wenn Peter und Carl mit vereinter Macht den Stuart Jakob III. auf den englischen und Stanislaus Leszinski auf den polnischen Thron eingesetzt haben werden.

Während die Gesandten auf der kleinen Insel tagten, ordnete Carl einen doppelten Angriff wider Norwegen an. General Armfeld erhielt Befehl, im Norden vorzurücken und Drontheim anzugreifen. Mit 7000 Mann zog er über die hohen Alpen, die Schweden und Norwegen scheiden, wo der Schnee im heißesten Sommer nicht schmilzt und kaum der einzelne Wanderer zwischen Schluchten einen Fußpfad findet. Armfeld kam bis Drontheim, konnte aber diese Stadt nicht nehmen, weil die Bewohner entschlossenen Widerstand leisteten. Indessen hatte Carl 42 Bataillone zu 300 Mann und 26 Schwadronen zu 125 Reitern an der südlichen Grenze Schwedens gegen Norwegen zusammengezogen. Er beschloß zunächst die Festung Friedrichshall, welche die norwegische Grenze deckte, in seine Gewalt zu bringen. Die

Stadt fiel, aber die Citadelle hielt sich noch; unter seiner persönlichen Leitung wurde ein Außenwerk, Gyldenbron genannt, erstürmt, mit großer Thätigkeit betrieb er die Belagerung der Stadt. Am Abend des 11. Dezembers 1718 — es war der erste Adventstag — besichtigte er nach seiner Gewohnheit die Arbeiten. Plötzlich hieß es, Carl sei todt; man fand ihn auf der Brustwehr mit dem Gesichte gegen die Festung gewandt, liegen, die Hand hielt krampfhaft das Schwert, das halb ausgezogen war. Ein Schuß war rechts in die Schläfe gedrungen und links wieder herausgefahren. Das Gerücht wurde ausgesprengt, er sei durch eine aus der Festung herausgefeuerte Kanonenkugel getödtet worden. Aber dies war eine handgreifliche Lüge, erstens konnte er nicht von der Festung aus getödtet werden, weil er diese im Gesicht hatte, während doch der Schuß von der Seite her traf. Zweitens bewies der Erfund der Leiche, daß es nicht eine Kanonen-, sondern eine Pistolenkugel war, die durch seine Schläfe drang, und daß diese Kugel ganz aus der Nähe abgefeuert worden sein muß. Nicht ein ehrlicher Feind, sondern ein Verräther hat ihn ermordet. Das Werkzeug des Verraths war ohne Zweifel Carls XII. Adjutant Siggert, denn dieser Mensch hat sich 1722 selbst, — freilich in einem Anfalle von Wahnsinn, als Mörder Carls bekannt. Die Urheber des Verraths aber waren die verschworenen Aristokraten Schwedens, welche auch, wie ich sogleich zeigen werde, die Früchte des Mords gepflückt haben. Beim Heere vor Friedrichshall

befand sich Carls XII. Neffe, der junge Herzog Carl Friedrich, Sohn der Hedwig, welchen sein Oheim, wie ich früher sagte, zum Nachfolger bestimmt hatte. Der tapfere, durch die Vertheidigung von Stralsund berühmte General Dücker, machte dem jungen Manne sogleich den Antrag, ihn durch das Heer zum König ausrufen zu lassen. Aber Carl Friedrich hatte den nöthigen Muth nicht, überdieß verließ er sich zu blind auf sein Geburtsrecht. So ging der günstige Augenblick verloren, und Dücker gab den Prinzen als einen unfähigen auf. Während dessen hatte die aristokratische Parthei gehandelt: der Adjutant Siggert eilte aus dem Laufgraben weg zu dem jungen Landgrafen von Hessen, dem Gemahle Ulriken Eleonorens, der dreiviertel Stunden von der Festung entfernt auf einem Edelhofe sein Quartier hatte, und dieser schickte ihn insgeheim mit der Botschaft nach Stockholm zu seiner Gemahlin. Zu gleicher Zeit übernahm der Landgraf den Befehl über das Heer, führte dasselbe, die Belagerung aufgebend, nach Stockholm zurück, und verwandte die 400,000 Reichsthaler, die sich in der Kriegskasse befanden, für die Zwecke der Verschworenen.

In der ersten Zeit nach Siggerts Ankunft in Stockholm hielt der Reichsrath die Nachricht vom Tode des Königs geheim, bis er alle Maßregeln ergriffen hatte, um sich der Regierung zu bemächtigen. Dann erkannte er vorläufig Ulrike Eleonora als Regentin an, aber nur unter der Bedingung, daß sie ungesäumt einen Landtag einberufe und

in eine durchgreifende Umgestaltung des Staates willige. Hiernach ließ er die in Stockholm anwesenden Vertrauten des Ministers Görz, den holsteinischen Staatsrath von Natt und den schwedischen Generalmajor Eklef verhaften, und schickte Leute aus, um sich auch der Person des Grafen zu bemächtigen. Görz war eben von der Insel Lofö abgereist, um dem König ins Lager vor Friedrichshall die abgeschlossenen Präliminarien des Friedens mit Rußland zu überbringen und seine Bestätigung einzuholen. In einem Dorfe unweit Stromstadt in der Nähe der norwegischen Grenze ward er von seinen Verfolgern eingeholt und als Staatsgefangener erst nach Dereborg, später nach Stockholm gebracht. Der Oberst von der Adelsfahne Baumgard und der Kammerherr Björskiold, die beauftragt worden waren, die Verhaftung vorzunehmen, zeigten bei dieser Gelegenheit durch ihr rohes und grausames Verfahren die ganze Wuth einer lange niedergehaltenen, nun aber siegenden Parthei.

Auf den 11. Februar 1719 berief die Regentin einen Reichstag nach Stockholm. Zwei Hauptgeschäfte wurden hier betrieben: der Untergang des Grafen Görz und die Umänderung der Verfassung Schwedens. Beginnen wir mit letzterer. Die Regentin mußte erstlich, um als Königin anerkannt zu werden, auf das Erbrecht und die unbeschränkte Gewalt, welche Carl XI. und Carl XII. ausgeübt hatten, verzichten. Nach ihrem Tode, hieß es, solle Schweden ein Wahlreich sein. Fürs Zweite wurde die Regierung unter

fünf der höchsten Reichswürdenträger vertheilt. Carl Gyldenstiern ward Reichsdrost, Niels Gyldenstiern Reichsfeldherr, Rhenschild Reichsadmiral, Arfred Horn Reichskanzler, Cronhielm Reichsschatzmeister. Diese Herren standen an der Spitze von Ministerialcollegien, die aus 24 Räthen zusammengesetzt wurden. Ohne den Reichsrath konnte die Königin Nichts beschließen; was sie ohne ihn angeordnet, war ungültig; dagegen durfte sich, laut dem Wortlaute des Gesetzes, der Reichsrath auch ohne die Königin um Rechte und Freiheiten des Reichs bekümmern: wer sich gegen den Reichsrath verging, ward als Hochverräther an Leib und Leben bestraft. Um einen gültigen Beschluß zu fassen, mußten zehn Räthe gegenwärtig sein. Die Königin sollte bei gleichen Stimmen den Ausschlag geben und auch gegen eine Mehrheit von zwei Stimmen ihr Recht behaupten dürfen. Doch schrieb das Gesetz vor, daß sie in letzterem Falle ihre Gründe angeben müsse. Alle ansehnlichen Stellen blieben dem Adel, oder vielmehr den Schützlingen der Reichsräthe vorbehalten, und um eine möglichst große Zahl vornehmer Herren glänzend versorgen zu können, wurde ganz Schweden in 24 Hofding oder Landvogteien zerlegt.

Die Königin-Regentin liebte ihren Gemahl zärtlich, obgleich derselbe ihr untreu war; sie suchte ihm die Krone zu verschaffen, und dies gab der hohen Aristokratie Schwedens Gelegenheit, dem Throne noch weitere Rechte abzupressen. Im Jahre 1720 trat ein neuer Reichstag zusammen, dieser wählte den hessischen Prinzen Friedrich zum

Könige, aber nur, nachdem er eine Million hessischer Thaler an die Aristokraten ausgetheilt hatte, und unter der Bedingung, daß er die abermal veränderte Constitution genehmigte. Diese Constitution behielt dem Adel fast alle Aemter und Stellen, alle Vortheile, die sich irgend aus dem Staate ziehen lassen, als förmliches Recht vor; sie setzte fest, daß der Bauernstand auf dem Landtage seinen Schreiber nicht mehr selbst wählen dürfe, sondern ihn von den andern Ständen sich geben lassen müsse; sie schuf einen ständischen Ausschuß, welcher während der Zeit, da der Landtag nicht versammelt war, die Geschäfte besorgen und aus 50 Adeligen, 25 Priestern und 25 Bürgern bestehen sollte. Der Bauernstand war von letzterer Behörde ganz ausgeschlossen, der Landtag selbst zu einem Spielball der Oligarchie geworden. Die neue Constitution besagte ferner: der König kann nicht mehr als 50 Thaler auf die Staatskasse anweisen, er kann auf jedem Reichstage nur 8 Männer adeln, er darf keinem Fremden das Indigenat ertheilen, an den Privilegien der Stände Nichts ändern. Was die Aemter angeht, so besetzt im Heere der Oberst, in der Verwaltung der betreffende Präsident, die untern Stellen, die obern werden entweder vom Reichsrathe durch Mehrheit der Stimmen ertheilt, oder der König wählt aus dreien, die der Rath vorschlägt, einen aus. Die Krone war zu einem Schatten herabgesunken.

Schon der erste von Ulrike Eleonore berufene Reichstag traf Maßregeln, um die neuen Einrichtungen zu sichern. Weil die kleinen Gaukönige Schwedens fürchteten, daß das Heer,

monarchisch gesinnt, sich wider sie auflehnen dürfte, wurden sehr starke Reduktionen angeordnet und hunderte von Offizieren fortgeschickt, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie für ihre zum Theil sehr bedeutenden Soldrückstände Nichts bekommen sollten. Eine zweite Aufgabe der neuen Regierung war, die Ansprüche der Staatsgläubiger, welche die zahllosen, vom Grafen Görz geschaffenen, Staatsbriefe und Kupfermünzzeichen in Händen hatten, zu befriedigen. Mit der leichtesten Mühe von der Welt half sich der Reichstag von 1719 aus dieser Verbindlichkeit: man erklärte einfach, daß jene Zeichen auf ihren wahren Kupferwerth zurückgesetzt seien, und vertröstete die Papiergläubiger mit Entschädigungen, die nie bezahlt worden sind. Tausende geriethen dadurch an den Bettelstab.

Ich komme nun an das dem Grafen Görz zugedachte Schicksal. Alles, was er gethan, war auf Befehl des verstorbenen Königs geschehen, und nicht minder gewiß ist, daß nur mittelst der von ihm vorgeschlagenen Maßregeln Schweden gerettet werden konnte. Allein er sollte als Opfer des Hasses wider Carl XII. fallen. Vierhundert Anklagepunkte wurden gegen ihn erhoben, kein einziger war darunter, der eine unpartheiliche Prüfung aushielt. Görz habe, hieß es, den Staatsschuldscheinen erzwungenen Umlauf im Reiche verschafft, Görz habe Kupferstücke zu einem Gehalte, der mit dem inneren Werthe in gar keinem Verhältnisse stehe, mit dem Bilde heidnischer Götzen ausprägen lassen; Görz sei die Ursache des letzten Feldzugs, er habe den Russen Peter

ins Land gerufen, um den Herzog von Holstein auf den Thron zu erheben. Ein Blutgericht, bestehend aus Mitgliedern des Landtags, oder genauer gesprochen, aus Todfeinden des Grafen, wurde niedergesetzt; den Vorsitz führte Peter Ribbing. Die Beisitzer leisteten keinen Eid, dem Beklagten ward keine der gewöhnlichen Rechtswohlthaten verstattet, kein Vertheidiger beigegeben. Nur einmal verhörte man ihn, und bei diesem Verhöre mußte er vier Stunden lang stehen. Neun Stimmen im Reichsrathe erklärten sich gegen die Verurtheilung zum Tode, weil sie formlos, ungesetzlich wäre. „Was bedarf es der Formen," rief Peter Ribbing aus, „als Schelm hat er gelebt, als Schelm muß er sterben." Die Mehrheit des Reichsraths bestätigte das Urtheil und den 13. März 1719 ward Görz öffentlich hingerichtet.

Noch weilte in Schweden der Neffe und Liebling des ermordeten Königs, Herzog Carl Friedrich von Holstein. Die Königin Eleonore und der Reichsrath setzten ihm so lange mit Plackereien zu, bis er das Reich verließ: er gerieth einige Jahre später in die Hände Peters von Rußland, der ihn als Schreckmittel trefflich gegen die Stockholmer Gaukönige zu benützen wußte. In die Anfänge der Regierung Ulriken Eleonorens fällt ein fürchterliches Unglück. Ich habe oben berichtet, daß zu gleicher Zeit, da Carl XII. sich zum Angriff auf Friedrichshall rüstete, der General Armfeld mit 7000 Mann über die norwegischen Alpen nach Drontheim hinüberdrang. Auf die Nachricht vom Tode des Königs

beschloß Armfeld umzukehren. Im Januar 1719 bei eisiger Kälte trat er den Rückzug an. Das Heer gelangte mit Roß und Wagen eines Abends in das sogenannte Tydalsgebirge, wo kein Baum mehr wächst, also auch kein Feuer angezündet werden kann. Hier ist das schwedische Heer geblieben. Man fand nachher in dieser Oede Wagen, Kanonen, Gepäck, rund herum Fußgänger, Reiter und Pferde, alles erstarrt. Die Menge der Leichen war so groß, daß eine ungewöhnliche Masse von Raubthieren hier sich sammelte, weßhalb die Gegend mehrere Jahre lang durch Jäger stark besucht ward. Nur mit etwa 500 Mann der stärksten Soldaten erreichte Armfeld, aber mit durch Frost verstümmelten Gliedern, die bewohnten Gegenden Schwedens wieder.

Seit Carls XII. Ermordung und den letzten Reduktionen hatte Schweden kein genügendes Heer mehr, aber Feinde vollauf. Unter jeder Bedingung mußte man letztere zu befriedigen suchen. Zuerst wurde mit Hannover, dann mit Preußen-Polen, Dänemark, zuletzt mit Czar Peter I. abgeschlossen. Seele der Unterhandlungen mit den ersten vier Mächten war der englische Gesandte Carteret, welcher seines Königs, Georg I., Gunst dadurch suchte und erwarb, daß er mit englischem Gelde und Einfluß die Vergrößerung von Hannover betrieb. Carteret theilte mit vollen Händen Gold unter die tonangebenden Reichsräthe aus. Im Juli 1719 ward der Friede mit Hannover entworfen und im November unterzeichnet. Schweden trat an Hannover die Stiftslande von Bremen und Verden, sammt dem Pfand-

rechte auf Wildeshausen ab, dagegen übernahm Hannover, innerhalb drei Monaten eine Million Thaler zu bezahlen. Nebenbei versprachen die englischen Minister, den Schweden gegen Czar Peter beizustehen, doch blieb es beim bloßen Versprechen, weil das Parlament nicht für gut fand, Englands Schätze für das Kurhaus Hannover zu verschwenden. Der Friede zwischen Preußen und Schweden kam im Januar 1720 unter englischer und französischer Vermittlung zu Stande. Preußen erhielt alles Land zwischen Oder und Peene, die Städte Stettin, Danzig, Golnau, die Inseln Usedom und Wollin, dafür verpflichtete sich Friedrich Wilhelm I., innerhalb eines Jahres zur Bezahlung von zwei Millionen Thaler. Mit August von Polen hatte Schweden keinen Krieg mehr, die einzige Schwierigkeit völliger Ausgleichung bestand in der Rücksicht auf Stanislaus Lesczinsky.

Carl XII. hatte diesem seinem Geschöpfe eine Zuflucht in Zweibrücken angewiesen, welches Fürstenthum durch Carl X., einen gebornen Wittelsbacher aus der Linie Zweibrücken und Neffen Gustav Adolfs, an die Krone Schweden gekommen war. Dort lebte Stanislaus eine Zeitlang, umgeben von Geistlichen und eifrigst bemüht, Bekehrungen unter den protestantischen Einwohnern zu machen, aber dennoch von den Bürgern wegen seiner Herzensgüte und Wohlthätigkeit geliebt. Auch in Zweibrücken störte die Rachsucht des Kurfürsten-Königs August seine Ruhe. Feldmarschall Flemming entwarf im Auftrage Augusts einen Plan, ihn durch 12 verkleidete sächsische Offiziere aufgreifen und nach Dres-

den entführen oder vielleicht ermorden zu lassen. Der Anschlag mißglückte den 15. August 1717. Zwei sächsische Hauptleute vom Regimente Seißau fielen in die Hände Leszinsky's, zehn andere, die nicht gefangen wurden, verfolgte er als Mörder mit Steckbriefen. Carls Tod war ein neuer Schlag für Leszinsky; da mit ihm der Mannsstamm des schwedisch-zweibrückischen Hauses erlosch, fiel das Fürstenthum als erledigtes Reichslehen an den armen Prinzen von Kleeburg, einen Brudersſohn Carls X. Dieser Erbe hatte Verbindlichkeiten gegen August von Polen, welcher ihm beigestanden war, daß kein anderer Bewerber zuvorkam; er war überdies ein ebenso eifriger Protestant, als Stanislaus Katholike. Keinen Augenblick wollte er den Flüchtling länger in dem zugefallenen Lande dulden, er gab ihm Befehl, abzureisen, was den Polen in nicht geringe Verlegenheiten setzte, da er damals kaum zwanzig Louisd'or besaß. Stanislaus suchte und fand auf französischem Boden zu Weißenburg im Elsaß eine Zufluchtstätte. Er mußte es als ein Glück ansehen, als Schweden in den oben erwähnten Unterhandlungen mit dem Polenkönig August einbedang, Leszinsky solle für seine eingezogenen Güter in Polen eine Entschädigung von einer Million Gulden erhalten. August ging diese Verbindlichkeit ein, hat aber nachher die Schuld an Leszinsky so wenig als seine andern abgetragen.

Schwieriger waren die Unterhandlungen Schwedens mit Dänemark. Auch hier spielte der englische Gesandte Carteret den Vermittler, und hat mit seinem Geld zu Stockholm

und Kopenhagen das Meiste gethan. Im Juli 1720 kam ein Vertrag folgenden Inhalts zu Stande: Dänemark gibt an Schweden Vorpommern, die Insel Rügen, die Städte Stralsund, Wismar und Marstrand zurück, und erhält dafür 600,000 Thaler Entschädigung. Schweden verzichtet auf Befreiung vom Sundzolle, und verspricht die zerstörten Werke von Wismar nicht mehr herzustellen. König Friedrich IV. von Dänemark bestand darauf, daß Schweden der Krone Dänemark den Besitz von Scheswig, das dem Herzoge von Holstein abgenommen werden solle, gewährleiste, und daß Holstein so lange von dänischen Truppen besetzt bleibe, bis der Herzog Carl Friedrich förmlichen Verzicht geleistet haben würde. Die Königin von Schweden ließ dieß geschehen, schämte sich jedoch, in einer öffentlichen Urkunde die Beraubung ihres eigenen Neffen gut zu heißen, der Artikel aus dem Vertrage blieb weg; dagegen übernahmen Frankreich und England die Bürgschaft dafür, daß Dänemark Schleswig behalten dürfe. Holstein blieb von den Dänen besetzt. Nun wandte sich der beraubte Herzog an den Kaiser, und dieser brachte durch seine Drohungen zu Wege, daß 1721 die holsteinische Regierung, Kanzlei und Kammer zu Kiel wiederhergestellt ward. Hiemit nicht zufrieden, reiste der Herzog an den großen Höfen herum, um gutmüthige Herzen und eiserne Fäuste zu finden, die seine Ansprüche auf Schleswig unterstützen sollten. Nachdem er zu Wien sein weniges Geld ohne Nutzen verschwendet hatte,

folgte er einer Einladung des Czaren nach Petersburg, und wurde nun ein Spielball russischer Politik.

Noch war der letzte und gefährlichste Gegner Schwedens, Czar Peter I. übrig. Da die neue Regierung zu Stockholm sich gleich nach dem gewaltsamen Tode Carls XII. in die Arme Englands warf, so zog Peter I., der vorher, wie wir wissen, auf dem Punkte stand, sich mit Carl XII. gegen das Haus Hannover zu verbinden, andere Saiten auf. Durch Schrecken wollte er die Schweden zur Ergebung in die Nothwendigkeit zwingen, und in diesem Felde war er Meister. Im Juli 1719 lief er mit einer Flotte von 30 Linienschiffen, 130 Galeeren, 300 platten Kähnen und 40,000 Mann Soldaten von Kronstadt aus, schlug mitten in den Scheeren- oder den kleinen Felseninseln, welche Schwedens östliche Küste umgeben, auf dem Eiland Lemland sein Hauptquartier auf, schickte Apraxin aus, um die Ufer Schwedens nördlich von Stockholm zu verheeren, während Admiral Lacy die südlichen Küsten heimzusuchen beauftragt war. Die Städte Vorder- und Süder-Telge, Nyköping, Norköping, Oesthammer, Oeregrund, nebst zwei kleineren, 140 adelige Schlösser, 43 Mühlen, 1315 Dörfer und Baurenhöfe, 21 Kupfer-, Eisen- und Ziegelwerke wurden von Grund aus zerstört. Unter den Eisenwerken war eines, das die Besitzer mit 300,000 Thalern loskaufen wollten; 100,000 Stück Hornvieh gingen zu Grund, 80,000 Barren Eisen wurden ins Wasser geworfen, die Kupfer- und Eisengruben gesprengt, die Wälder angezündet. Dennoch wollte die

schwedische Regierung sich nicht bequemen, die von Peter verlangten Bedingungen anzunehmen, denn man hoffte zu Stockholm auf den versprochenen englischen Beistand. Carteret begab sich persönlich zu Peter, ward aber von ihm nicht angehört; der englische Admiral Norris, der mit seiner Flotte in der Ostsee stand, wagte die Russen nicht anzugreifen, weil er wußte, daß die englische Nation mit der Politik des Königs und seiner Minister, welche die hannoverischen Plane begünstigten, unzufrieden sei. Endlich verstand sich der schwedische Reichsrath dazu, einen Friedenskongreß in der finnischen Stadt Nystadt am Ende des Jahrs 1720 zu beschicken. Sie verlangten Waffenstillstand für die ganze Dauer der Verhandlungen, aber Peter gewährte denselben nur bis zum Mai 1821, er wollte die Schweden zwingen, schnelle Entschlüsse zu fassen. Als bis zur angegebenen Frist keine Uebereinkunft zu Stande gekommen war, wandte Peter die alten Mittel wieder an. Abermals landeten die Russen, im Angesicht der englischen Flotte, auf Schwedens Küste, 4 Städte, 19 Dörfer, 80 adelige, 500 Bauernhöfe wurden verbrannt, 12 Eisenhämmer, 8 Sägemühlen vernichtet, 6 Galeeren und andere schwedische Schiffe genommen. Endlich unterzeichneten die schwedischen Gesandten unter dem 10. September 1721 die traurige, so lang umgangene Urkunde: Schweden mußte Liefland, Esthland, Carelien nebst Wiborg und Kexholm und der Insel Oesel an die Krone Rußland abtreten, dagegen gab Peter Finnland zurück, versprach

2 Millionen Thaler zu zahlen, auch sich nicht in die innern Angelegenheiten Schwedens zu mischen, namentlich an künftigen Streitigkeiten über die Nachfolge auf den schwedischen Thron weder mittelbaren noch unmittelbaren Antheil zu nehmen.

Das Werk, das Gustav Adolph vor hundert Jahren begonnen, war zerstört, Schweden auf seine natürlichen Grenzen zurückgeworfen, aus der Zahl der Großmächte, in die es sich nie hätte eindrängen sollen, hinausgestoßen. Eine gerechte Nemesis hat in dieser Hinsicht gewaltet, Schweden ist von der Natur nicht bestimmt, das große Wort in Europa zu führen, und nur die Thorheit der Deutschen und die kirchlichen Kämpfe, in die Verrath und Bosheit unser Volk zu verstricken wußte, schob die Schweden in eine Anfangs glänzende, dann trostlose Bahn der Ehrsucht hinein, die über das eigene Volk, wie über die umliegenden Nationen schwere Leiden häufte. Die Rolle aber, welche Schweden bisher im Norden gespielt, übernahm nun in weit größerem Maßstabe Rußland, dessen Weltbedeutung auf Schwedens Untergang durch Peter I. begründet war. Neben Rußland schwoll durch dieselben Ursachen Preußen vorerst zu einer deutschen Macht ersten Ranges an.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Peters Walten im Inneren. Katharina. I. Peter II.

Peter gebot als unmittelbarer Herr in ganz Rußland und den neuerworbenen Provinzen Liefland, Curland, Esthland, Carelien, als mittelbarer Herr in Polen, in Schweden, in Dänemark. Auch im nördlichen Deutschland, in Mecklenburg zeigte er gute Lust, den Gebieter zu spielen. Doch hier trat ihm der Kaiser noch zu rechter Zeit in den Weg. Ich habe oben gesagt, daß Czar Peter nach Vereitlung des Anschlags auf Kopenhagen sein 40,000 Mann starkes Heer in Winterquartiere nach Mecklenburg verlegte. Der Kaiser ertheilte dem Kurfürsten von Hannover den Auftrag, diesen Russen, wenn sie nicht abziehen würden, mit Krieg zu drohen. Peter gab grobe Antworten: er sei aus eigenem Antriebe Willens gewesen, Mecklenburg zu räumen, aber wenn man Gewalt brauche, werde er noch 70,000 Mann nachschicken. Doch ließ er es nicht zum Aeußersten kommen; zögernd zogen die Russen nach Polen ab, einige Tausend, die zurückblieben, wurden vollends 1719 durch Hannoveraner vertrieben. Kaiser Carl VI. und die Reichsgerichte setzten den störrigen Mecklenburger Herzog, den Gemahl der Nichte des Czaren, als Tyrannen ab und beriefen seinen Bruder zur Regierung. Carl Leopold floh nach Danzig, wo er in kümmerlichen Umständen lebte und vergebliche Versuche machte, Bauern-Aufstände in seinem ehemaligen Herzogthum anzustiften. Seine Gemahlin

verließ ihn und wohnte in Petersburg. Mecklenburg war dem Czaren entgangen. Vollkommen gelang ihm dagegen sein Spiel in Stockholm, in Warschau, in Kopenhagen. Zu Stockholm spielte seit dem Nystadter Frieden der russische Minister Bestuschef in allen politischen Angelegenheiten, bald rathend, bald befehlend, bald drohend, eine Hauptrolle. Er war mächtig im Reichsrathe und lockte zugleich im Auftrage seines Gebieters Arbeiter, Künstler, Handwerker, namentlich solche, welche durch die letzten russischen Einfälle außer Stands gesetzt waren, ihre Fabriken und Gewerbe fortzusetzen, nach Rußland. Eine nicht minder hohe Sprache führte der russische Gesandte zu Kopenhagen, der dänische König zitterte vor dem Gedanken, daß der mächtige Czar den beraubten Holsteiner unterstütze und ihn wieder in Schleswig einsetze. Durch Demuth suchte daher Friedrich IV. den Moskowiter zu entwaffnen. Von Polen werde ich unten reden.

Ich halte es für angemessen, hier einen Blick auf die innere Geschichte des russischen Reichs zu werfen. Peter hatte von seiner ersten Gemahlin Eudokia Lapuchin die er schon 1697 verstieß, einen Sohn Alexei, der den Haß der Mutter gegen den Vater erbte und wie sie Parthei unter den altgläubigen Moskowitern machte, denen die Neuerungen des Czaren ein Greuel waren. Die Spannung zwischen Vater und Sohn wuchs, als Peter in der Person der schwedischen Soldatentochter, Catharina, eine Stiefmutter in das kaiserliche Haus einführte. Peter vermählte

im Jahre 1712 Alexei mit einer Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, denn er gedachte damals ihm den Thron zu hinterlassen. Die deutsche Gemahlin sollte ihn für die Sitten des Abendlandes gewinnen, von der gefährlichen Verbindung mit der Mutter und den altgesinnten Priestern losreißen. Aber Alexei behandelte die Gemahlin mit empörender Rohheit, sie starb 1715 einen unmündigen Sohn Peter II. hinterlassend, der 1727 Rußlands Thron, aber kaum für drei Jahre, bestieg. Mit allen Mitteln der Milde wie der Strenge suchte der Czar dem störrigen Sohne Vorliebe für europäische Bildung und die Pläne des Vaters einzuflößen; vergebliche Mühe! Endlich als Katharina, Peters zweite Gemahlin, von einem Knaben entbunden ward, faßte Alexei den Verdacht, der Czar möchte zu Gunsten des Neugebornen über die Thronfolge verfügen, und fand deßhalb gerathen, durch scheinbare Nachgiebigkeit den Vater zu gewinnen.

Im Jahre 1716 entfernte sich Peter für längere Zeit aus dem Reiche, theils wegen des nordischen Kriegs in Pommern, theils um eine Reise nach Frankreich anzutreten. Er ließ Alexei als seinen Stellvertreter in Petersburg zurück, empfahl ihm Magazine anzulegen, die Unterthanen gegen Räubereien der Beamten zu schützen, Uebelthäter mit dem Tode zu bestrafen. Bei der Abreise des Vaters stellte sich Alexei krank. Kaum war Peter fort, so erhob sich der Prinz vom Bette, um des gehaßten Vaters Entfernung durch ein Gelage zu feiern. Unmöglich konnte man sich

darüber täuschen, daß der ungerathene Sohn, sobald er zur Regierung komme, das Werk des Vaters umstürzen, die alte russische Barbarei wieder herstellen werde. Aber Peter hatte seine Maßregeln getroffen, daß ihm über alle Schritte des Prinzen genauer Bericht erstattet wurde. Von Kopenhagen aus schickte ihm Peter Befehl zu, von zweien Dingen eines zu thun, entweder ins Kloster zu gehen und das Mönchsgelübde abzulegen, oder dem Vater ins Ausland zu folgen. Alexei versprach das Letztere, aber unter dem Vorwand der Reise floh er erst nach Wien zu seinem Schwager, Kaiser Karl VI., der gleichfalls eine Prinzessin von Wolfenbüttel geheirathet hatte, und als dieser den staatsgefährlichen Gast nicht bei sich behalten wollte, ging er weiter nach Neapel. Dort wurde er von Offizieren, die der Vater abgeschickt, aufgegriffen und nach Rußland zurückgeführt. Der Czar ließ ihm den Prozeß machen. Ein Blutgericht von 89 Oberoffizieren, 35 Ministern oder hohen bürgerlichen Beamten, verurtheilte ihn im Juli 1718 als Hochverräther zum Tode. Dem Beispiele des Römers Brutus nachahmend, glaubte der Czar um des öffentlichen Wohles willen, das wirklich durch Alexei bedroht war, seine Gefühle als Vater aufopfern zu müssen, er bestätigte den Spruch. Ehe die Hinrichtung vollzogen werden konnte, starb Alexei unter fürchterlichen Zuckungen den 6. Juli 1718. Mehrere Mitschuldige, die man ihn anzugeben gezwungen hatte, wurden hingerichtet, die Mutter des Prinzen in ein fernes Kloster verwiesen.

Auf der Reise nach dem Westen, welche diesen Scenen voranging, hatte der Czar auch Frankreich besucht und sich zu Paris die merkwürdigsten Anstalten zeigen lassen. Er bewunderte unter Anderem die Einrichtung der Pariser Polizei; auch der Sorbonne und der Universität wendete er seine Aufmerksamkeit zu. Die geistlichen Doktoren der Sorbonne äußerten gegen ihn, daß es nicht schwer fallen dürfte, die griechische Kirche Rußlands mit der römisch-katholischen zu vereinigen, Peter gab eine ausweichende Antwort, und rieth den Pariser Doktoren, sich an seine russischen Bischöfe zu wenden, welche die Sache besser verstünden als er. Bald zeigte es sich, daß das, was Peter zu Paris gehört und gesehen, bedeutenden Einfluß auf russische Zustände übte. Schon 1711 hatte er den Bojarenhof, welcher bis dahin die höchste Behörde in Rußland gewesen, abgeschafft und an seiner Statt einen Senat eingesetzt, dessen Mitglieder des Czaren Beamte waren und nicht aus geborenen Russen zu bestehen brauchten. Im Jahre 1718 hob er die alten russischen Kanzleien (Prikasen) auf und errichtete nach französischem Muster zehn Regierungskollegien, deren jedes seine Regel erhielt. Als zweite Behörde kam eine geheime Inquisitionskanzlei, oder ein oberstes Polizeiamt hinzu, dessen Wirksamkeit sich sichtbar und unsichtbar über das ganze Reich erstreckte. Letztere Schöpfung Peters hat der russischen Kaiserherrschaft den größten Vorschub gethan, aber auch dem Lande und Volke tiefe Wunden geschlagen, besonders weil sie einmal eingewurzelt, nicht mehr beseitigt werden

konnte. Mehrere Nachfolger Peters wollten, liberalen Ansichten zu gefallen, die geheime Polizei abschaffen, aber sie lebte immer wieder auf. Bald nach Einrichtung der neuen Collegien legte Peter auch an die kirchliche Verfassung Rußlands die letzte Hand. Ich habe in einer früheren Vorlesung berichtet, daß der Czar nach dem im November 1700 erfolgten Tode des Patriarchen Adrian keinen Nachfolger ernannte, sondern das Patriarchat durch einen Stellvertreter oder einen sogenannten Exarchen verwalten ließ. Seit seiner Rückkehr aus Frankreich lief das Gerücht um, daß er deshalb keinen Patriarchen ernenne, weil er insgeheim beschlossen habe, die russische Kirche unter die oberste Aufsicht des Pabstes zu stellen. Peter ersann ein eigenthümliches Mittel, um der Welt zu zeigen, daß diese Behauptung unbegründet sei, und daß er weder einen Patriarchen noch einen Pabst haben, sondern allein Herr wie über die Leiber so auch über die Gewissen seiner Unterthanen sein wolle. Peter hatte einen Hofnarren Namens Sotof. Diesem Menschen veranstaltete er ein Hochzeitsfest, bei welchem der Narr erst zum griechischen Patriarchen, dann zum römischen Pabst gemacht wurde. Verkleidete Possenreißer spielten die Rolle von Cardinälen und mußten den römischen Hof verhöhnen. Die Russen fanden eine solche Kurzweil, die allerdings nur in Petersburg möglich war, allerliebst und Peter sah, daß er mit der Kirche ganz nach Gutdünken verfahren könne. Unter dem 14. Februar 1721 erschien der kaiserliche Ukas, welcher die Einsetzung der sogenannten heiligsten Synode vorschrieb,

einer Behörde, die ganz von der Willkür des Czaren abhing und hinfort an der Stelle des ehemaligen Patriarchen Rußlands Kirchenangelegenheiten leitete. Nach Einsetzung der heiligsten Synode schritt Peter zu einem zweiten kirchlichen Werke, das er eine nöthige Reform des Mönchthums nannte. Die russischen Mönche besaßen sehr bedeutende Güter, deren Ausdehnung dem Czaren überflüssig schien. Er ordnete daher Einziehung derselben an, verringerte Zahl und Umfang der Klöster, und setzte die übrig gebliebenen Mönche auf magere Nahrung herab. Noch im nämlichen Jahre nahm er den Kaisertitel an. Dies war folgerichtig, zur vollkommenen Ausbildung eigenthümlicher russischer Herrschaft fehlte nur noch ein Hauptpunkt, nämlich eine Maßregel, welche die Fortdauer des von ihm begründeten Regiments verewigte. Peter erkannte diesen Mangel und ergänzte ihn. Unter dem 5. Februar 1722 erließ er den berühmten Ukas, welcher dem jeweilig regierenden Czaren die Befugniß zusprach, ohne Rücksicht auf Geburt oder Erbrechte den zum Nachfolger im Reiche zu ernennen, welchen er selbst für den tauglichsten halten würde. Im folgenden Jahre nach Erscheinen dieses Ukases beendigte Peter den persischen Krieg, welchen er begonnen hatte, um sich am kaspischen Meere festzusetzen und Einfluß auf Mittelasien zu erlangen. Der Schah von Persien mußte die Provinzen Astarabat und Ghilan, sowie die Städte Derbent und Baku an Rußland abtreten. Peter, obgleich im Jahre 1724 erst 52 Jahre alt, fühlte, daß seine Gesundheit wankte: er mußte sich entschließen, über die

Nachfolge zu verfügen. Viele erwarteten, daß er seinen gleichnamigen Enkel, den Sohn des unglücklichen Alexei, bevorzugen werde, aber der Czar, der stets die Größe und den Glanz des Reiches im Auge hatte, glaubte, daß seine Gemahlin Catharina tauglicher zur Nachfolgerin sei, als jenes Kind. Jedoch wurde keine schriftliche Erklärung des Czaren in dieser Hinsicht ausgestellt, aber höchst wahrscheinlich ist es, daß er im Kreise seiner Vertrauten seine Absicht, Catharina zur Nachfolgerin zu ernennen, ausgesprochen hat. Oeffentliche Akte verliehen dieser Voraussetzung Gewicht. Schon im November 1723 kündigte ein ausführliches Manifest die Krönung Catharinens zur Kaiserin an. Die Ceremonie erfolgte im Mai 1724 und zwar durch des Kaisers eigene Hände, er selbst setzte ihr die Krone auf. Man ersieht hieraus, daß er mit wohl bewußter Absicht für gewisse wichtige Fälle als oberster Pabst der russischen Kirche amtete. Im nämlichen Jahre vermählte er seine älteste Tochter aus der Ehe mit Catharina, die Prinzessin Anna, dem Herzoge Carl Friedrich von Holstein. Mit welchen Gefühlen des Schreckens und der Angst muß die Nachricht von dieser Verbindung in Kopenhagen und Stockholm aufgenommen worden sein!

Alles hat der außerordentliche Mann, der von 1689 bis 1725 des Nordens Geschicke leitete, vermocht, er hat die Natur selbst überwunden, nur Eines wollte ihm nicht gelingen, nämlich seinen Russen die abendländischen Begriffe von Ehre und insbesondere dem Beamtenstand den Geist der

Redlichkeit und gewissenhafter Pflichterfüllung einzuflößen. Peter hatte einen gemeinen Russen Namens Menzikof aus der Masse hervorgezogen, mit Gnaden überschüttet, zum General, zum Statthalter eroberter Provinzen, zum Fürsten ernannt: denn Menzikof war der einzige Eingeborne, der des Kaisers Plane faßte und gut ausführte, was der Czar wollte. Aber er hatte einen großen Fehler, der noch heute in gleicher Sphäre häufig sein soll: er konnte das Betrügen, Rauben, und Stehlen nicht lassen. Wenn ihn Peter ertappte, strafte er ihn mit eigener Hand, wie einen Hund, d. h. er prügelte ihn halb todt und zwang ihn zur Herausgabe des Raubs. Absetzen wollte und konnte er ihn nicht, weil kein tüchtigerer Mann zu finden war. Durch Betrügereien, die er bald nach dem Tode des Alexei beging, reizte er den Kaiser so sehr, daß Peter ihn um 100,000 Dukaten strafte und ihn zwang, seine Juwelen herauszugeben und die Statthalterei über Esthland und Ingermanland an den Admiral Apraxin abzutreten. Nach dem persischen Krieg kamen gleichwohl neue Unterschleife des Fürsten an den Tag. Diesmal drohte ihm völliger Sturz, eine Gefahr, welche nur durch den schnellen Tod des Kaisers abgewendet ward. Wie Menzikof, so trieben es auch andere Beamte, jeder in seinem Kreise. Peter hatte in den letzten Jahren Maßregeln blutiger Strenge vermieden, weil er hoffte, daß das Gefühl für Ehre, das er allen Ständen einzuflößen unabläßig bemüht war, endlich wirken werde. Aber im ersten Monat des Jahrs 1724 fand er für nöthig, wieder einmal ein fürchterliches Straf-

beispiel zu geben. Achtzehn Verbrecher, lauter Leute von Stande, bejahrte Männer, Räthe in den verschiedenen Collegien, wurden aufs Schaffot geführt. Neun erhielten je fünfzig Knutenhiebe, dann schlitzte man ihnen die Nasenlöcher auf und brachte sie auf die Galeeren. Drei wurden enthauptet, Einer lebendig gerädert. Dieser Geräderte war der Kronfiskal Nesterow, den der Kaiser oft den geschicktesten und beredtesten unter seinen alten Moskowiten genannt, auch ihm, als er jenes Amt erhielt, mehrere schöne Landgüter geschenkt hatte, damit Nestorof als reicher Mann weniger in Versuchung zum Stehlen käme. Nichtsdestoweniger ward ihm ein Unterschleif von 300,000 Rubeln nachgewiesen. Die fünf letzten, welche ungerechte Urtheile unterschrieben hatten, ohne sie zu lesen, wanderten für 6 Monate auf die Galeeren. Selbst seine eigene Gemahlin Catharina, die er aus dem Staube hervorgezogen, bereitete dem Czaren tiefen Verdruß. Catharina zeichnete sich durch einen hohen Grad von Sinnlichkeit aus. Auch nach ihrer Krönung zur Kaiserin unterhielt sie Liebesverständnisse mit einem schönen Kammerherrn, Mons de la Croix. Peter wüthete, als er dahinter kam. Mons wurde hingerichtet, sein Haupt auf einen Pfahl gesteckt und mehrere Andere fielen mit ihm. Ein Augenzeuge meldet, daß der beleidigte Czar die Gemahlin an den Pfahl führte, auf dem das Haupt des Lieblings steckte, und daß er Anfangs davon sprach, Catharina vor ein Gericht zu stellen. Tolstoy und Ostermann wußten ihn jedoch von diesem Gedanken abzubringen. Um jene Zeit

erkrankte Peter. Gerüchte liefen um, daß Catharina und Menzikof, um sich vor Peters Rache zu sichern, durch künstliche Mittel seinen Tod befördert hätten. Doch ermangeln diese Verdächtigungen hinreichenden Grunds, nach tüchtigen Zeugnissen ist Peter eines natürlichen Todes gestorben. Ausschweifungen hatten die Kraft seines sonst felsenfesten Leibes erschöpft. Bei der Ceremonie der Segnung des Wassers, welche in der russischen Kirche mit großem Pompe am Erscheinungsfeste gefeiert wird, erkältete er sich, und starb den 9. Februar neuen Styls 1725.

Werfen wir noch einen Blick auf das Privatleben dieses außerordentlichen Fürsten, dem in gleicher Art vielleicht die ganze Weltgeschichte keinen zweiten an die Seite stellt. Peters Sinn war einzig auf das Praktisch-nützliche, auf Dinge gerichtet, welche sein Reich emporbringen konnten. Von Grundsätzen bürgerlicher Sittlichkeit oder höfischen Anstandes hatte er keinen Begriff, und die Barbarei, die er bekämpfte, beherrschte ihn in vielen Stücken; selbst Saufgelage waren alltäglich am Petersburger Hofe, und häufig geschah es dabei, daß Peter die anwesenden Damen, den Herzog von Holstein oder wer sonst da war, zu unmäßigem Trinken von Branntwein nöthigte. Der mecklenburgische Gesandte Weber, dem wir das beste Buch über Peters Regierung verdanken, berichtet, daß ihm kurz nach seiner Ankunft der Admiral Apraxin in des Czaren Namen ein Fest gab, das damit endigte, daß Alles toll und voll auf dem Boden herum lag. Er fügt bei, solche Scenen seien alltäglich gewesen.

Aber auch hiebei befriedigte Peter seinen Nützlichkeitstrieb. Der Trunk war am russischen Hofe ein diplomatisches Mittel, man benutzte ihn, um solchen, denen man geheime Absichten zutraute, die Würmer aus der Nase zu ziehen. Peter horchte auf und bemerkte sich einzelne Sätze in seine Schreibtafel, Mancher hat sich im Trinken um den Kopf geredet. Manchmal forderte Peter eine Tischgesellschaft, die er betrunken gemacht, auf, sich mit ihm durch Umhauen gewisser Bäume, die ihm im Wege standen, nüchtern zu arbeiten. Sein Hof war einfach und kostete wenig, woher es erklärlich, daß Peter den schwedischen, türkischen und persischen Krieg führen konnte, ohne einen Rubel Schulden zu machen. Der Aufwand des kaiserlichen Hauses betrug jährlich kaum 60,000 Rubel; man sah an seinem Hofe weder Kammerherrn noch Kammerjunker. Zehn bis zwölf junge Leute von guter Familie, die man Dentschik nannte, und ebenso viele Grenadiere der Garde machten den Hof aus. Diesem Haushalte entsprach die von Peter eingeführte Rangordnung, welche 16 Classen umfaßte und nur solche Leute enthielt, die dem Staate wirkliche Dienste leisteten. Die Söhne des höhern Adels durften zwar bei Hofe erscheinen, aber ehe sie Dienste gethan, hatten sie keinen Rang; der Sohn eines Leibeigenen, der ein Amt bekleidete, stand über ihnen. Die großfürstlichen Gewänder der alten Zeit, Kleider, mit Diamanten, Rubinen, Smaragden übersät, zog Peter nie an, sein Anzug war auf die Zimmer- und Schiffsarbeiten be-

rechnet, die er so oft mit eigener Hand betrieb. Seine Hauskleidung bestand aus alltäglicher Leinwand, seine Messer und Gabeln waren mit hölzernen Stielen versehen.

Peter hatte, wie ich schon bemerkte, seine Gemahlin nicht bestimmt zur Nachfolgerin ernannt. Catharina und Menzikof hielten daher seinen Tod eine Zeit lang geheim, bis sie ihre Maßregeln getroffen, dann beriefen sie zum Schein eine Versammlung von Generalen, Ministern, Senatoren. Catharina war allgemein beliebt, Menzikof dagegen so verhaßt, daß Viele daran dachten, Peter II., den Sohn des Alexei, als Kaiser auszurufen. Allein als Feldmarschall hatte Menzikof die Soldaten auf seiner Seite, und dies entschied. Catharina ward auf den Thron erhoben. Ihre Regierung dauerte nur zwei Jahre, vom 9. Februar 1725 bis zum 17. Mai 1727, an welchem Tage sie im 38sten Jahre ihres Lebensalters starb. Während dieser kurzen Zeit arbeitete Menzikof unabläßig an der Erhebung seines Hauses und dieses sein Streben beherrschte die kurze Regierung Catharinas I. Er suchte das Herzogthum Kurland, das noch immer im Namen Anna's, der Tochter Iwans, verwaltet wurde, an sich zu bringen, was ihm jedoch mißlang, weil die kurländische Ritterschaft, weil Polen, weil Sachsen, weil zuletzt die Kaiserin Catharina selbst ihm entgegenwirkten. Dagegen setzte er durch, daß die Czarin in dem letzten Willen, kraft dessen sie ihren Stiefenkel Peter II. zum Nachfolger erklärte, dem Fürsten nicht bloß den Vorsitz im Senate übertrug, sondern sogar

verfügte, daß der Thronfolger Peter II. Menzikofs Tochter heirathen solle. Als Catharina im Mai 1727 starb, war Peter II. erst 12 Jahre alt. Für den Fall, daß sie während seiner Minderjährigkeit mit Tod abgehen würde, hatte die alte Kaiserin eine Vormundschaft eingesetzt, welche aus ihren Töchtern Anna und Elisabeth und deren Gatten, dem Herzoge von Holstein und dem lutherischen Bischof von Lübeck, sowie aus den Mitgliedern des hohen Senats bestehen sollte. Letztere waren der Fürst Menzikof, der Großadmiral Apraxin, der Großkanzler Golowkin, der Vicekanzler Ostermann, die geheimen Räthe Golizyn und Dolgoruki. Diese Behörde versammelte sich jedoch nur ein einziges Mal, nämlich an dem Tage, da Catharina I. starb. Die Versammelten erkannten damals das Testament als vollgültig an, aber zwei Stunden nachher hob es Menzikof thatsächlich auf, denn er wollte allein herrschen, keine Genossen neben sich dulden, und dies gelang ihm auch vorerst, weil er über die Soldaten verfügte. Menzikof nöthigte im August 1727 den Herzog von Holstein und seine Gemahlin Rußland zu verlassen und nach Holstein zu gehen, er ließ sich von Peter II. die Würde eines Generalissimus ertheilen und verlobte den jungen Czar mit seiner Tochter. Somit schien er am Ziele, nach welchem er längst gestrebt: nämlich die Rolle Peters des Großen auf eigene Rechnung zu spielen, aber in diesem Augenblicke ereilte ihn das Schicksal. Durch seinen Hochmuth hatte er Jedermann, zuletzt auch den jungen Czar beleidigt. Die Dolgoruki, seine Todfeinde,

benützten diese Stimmung, und sprachen dem kaiserlichen Knaben auf einer Jagd Muth ein, einen Verhaftsbefehl wider den aufgedrungenen Vormünder zu erlassen. Menzikof wurde ergriffen und nach Sibirien abgeführt, wo er kurz darauf starb. Und nun lebten für kurze Zeit die Pläne der altrussischen Parthei wieder auf. Peter berief seine Großmutter Eudokia Lapuchin an den Hof, verlegte die Residenz von Petersburg nach Moskau zurück und gab sich ganz den Dolgoruki hin, ja er verlobte sich sogar mit der Schwester seines Lieblings, des jungen Dolgoruki. Aber Peter starb schon im Februar 1730 an den Blattern. Die Dolgoruki machten einen vergeblichen Versuch, ihrer Schwester die Nachfolge zu verschaffen; zu gleicher Zeit entwarfen die Mitglieder des Senats einen Plan, statt der monarchischen, nach deutschem oder vielmehr schwedischem Vorbild, eine aristokratische Regierungsform einzuführen, welcher Anschlag Anfangs zu gelingen schien, aber bald wieder vereitelt ward. Hievon später am paßenden Orte.

Nur eine Bemerkung will ich mir erlauben. Zuerst gründet Peter eine vollendete Alleinherrschaft im Norden. Wenige Jahre nach seinem Tode versuchen es erst Menzikof, dann die Dolgoruki, diese Herrschaft ihrer eigenen Familie zuzuwenden. Neid der andern Großen verhindert letzteren Plan, dagegen fallen die Neider auf den Gedanken, Peters Werk gemeinsam auszubeuten. Der natürliche Feind der Despotie ist die Oligarchie, doch scheitert letztere an dem

Geiste des russischen Volks. Aehnliche Pläne sind aber wieder in unsern Zeiten aufgetaucht.

Wenden wir uns nach Polen und Sachsen. August, der so viel Geld und Mannschaft in den Kriegen wider Carl XII. verlor, erbte allein Nichts aus der schwedischen Beute. Dies kam — abgesehen von der geringen Befähigung des Königs-Kurfürsten für eine große Politik — hauptsächlich daher; weil August auch nach der unglücklichen Schlacht bei Pultawa mit seinen eigenen Unterthanen, den Polen, in schlimme Händel gerieth. Nach Carls XII. Rückkehr aus der Türkei hob sich nämlich die Parthei Leszinskis schnell wieder und ernstliche Unruhen entstanden. Die Polen schrieen, daß die Anwesenheit der sächsischen Truppen, welche sie verpflegen und bezahlen müßten, ungesetzlich und der Freiheit gefährlich sei. Zu Tarnograd ward gegen August eine Conföderation abgeschlossen, welcher sogar ein großer Theil des polnischen Reichsheeres beitrat. Flemming kam mit seinen Sachsen in schweres Gedränge, ganze Regimenter wurden vernichtet, und einmal hieben wüthende Polen neun sächsischen Offizieren Hände und Beine ab und ließen sie so verstümmelt auf der Straße liegen. Ohne Zweifel wäre August durch seine Unterthanen aus Polen verdrängt worden, hätte ihn nicht ein russisches Heer, das der Czar schickte, mit Gewalt aufrecht erhalten. Erst im Februar 1719 kam ein Vergleich zu Stande, bei welchem es sich zeigte, daß die Gegner Augusts Verlegenheiten meisterlich auszubeuten verstanden. Die Hauptpunkte lauteten so: die sächsischen

Truppen ziehen aus Polen ab, die katholische Religion genießt ausschließliches Ansehen als Staatskirche; nur solche protestantische Partheien dürfen Gottesdienst halten, welche schon von Alters her dieses Recht besaßen; jede neuerbaute ketzerische Kirche wird niedergerissen, ohne Gesang und Predigt mögen Nichtkatholiken zu Haus Gott verehren. Eine Leibwache der Krone von 1200 Mann wird errichtet, die der König aus beliebigen Leuten, Sachsen oder Polen, zusammensetzen mag. Man sieht, für die Wohlthat, von den Polen wieder als König anerkannt zu werden, mußte sich der Sachse zum Dränger seiner protestantischen Unterthanen, der polnischen Dissidenten, hergeben.

Wie sehr August seitdem von fanatischen Feinden der Reformation abhing, zeigte im Jahre 1724 ein Vorfall zu Thorn, der großen Lärm durch Europa erregte. Die Bevölkerung der damals zu Polen gehörigen, jetzt preußischen Stadt Thorn, bestand bei weitem dem größten Theile nach aus Protestanten, aber die Jesuiten hatten ein Collegium daselbst. Bei einer Prozession wollten Jesuitenschüler die Umstehenden zum Hutabziehen und Niederknieen zwingen; darüber brach ein Aufruhr des Pöbels aus, der nun das Collegium der Jesuiten stürmte und Verwüstung in demselben anrichtete. Der protestantische Stadtrath, selbst von der allgemeinen Erbitterung fortgerissen, sah durch die Finger und strafte die Uebelthäter nur zum Schein. Nun klagten die Jesuiten in Warschau und der versammelte Reichstag verlangte strenge Bestrafung. August schickte eine aus lauter

eifrigen Katholiken bestehende Commission, welche die Sache als ein Verbrechen beleidigter Majestät behandelte, der Stadt keine ordentliche Vertheidigung erlaubte, mehr als 80 Personen einkerkerte, das Todesurtheil über die Häupter des Magistrats verhängte und endlich befahl, daß in Zukunft Rath und Besatzung zur Hälfte aus Katholiken bestehen sollte. Der König unterschrieb das Urtheil und trotz den Fürbitten der Höfe von Berlien, **Wien**, Petersburg, ja sogar des **päbstlichen Nuntius**, wurden 9 Personen, der Bürgermeister Rösner und 8 Räthe, öffentlich hingerichtet.

Anzeigen sind vorhanden, daß August diese Grausamkeit nicht gerne anordnete, aber er konnte nicht anders; die Sache hing so zusammen. August hatte, wie ich früher berichtet, das lutherische Bekenntniß abgeschworen, aber alle Welt wußte, daß er im Herzen an keinen Gott glaubte, daß er jenen Schritt nur darum that, um König von Polen zu werden. Deßhalb traf ihn, was in gleichem Falle Alle trifft: Haß derer, die er verließ, geheime Verachtung derer, zu denen er überging. Sein Nebenbuhler, Stanislaus Leszinsky, war nicht nur ein rechtschaffener Mann, sondern hing auch mit voller Ueberzeugung der katholischen Kirche an. Darum wandte sich der bessere Theil des Clerus dem ehemaligen Starosten von Posen zu. Wie hätte auch irgend ein wohlmeinender Pole vor diesem Ueberläufer, der sein eigenes Volk, die Sachsen, mit Füßen trat und das ärgerlichste Leben führte, Achtung empfinden sollen. Um nun diese Mißachtung zu entwaffnen, mußte August, nachdem er mit Waffengewalt

durch die Russen hergestellt war, die Forderungen der hitzigsten Katholiken befriedigen und selbst den Fanatiker spielen. Daher jene Artikel des Warschauer Vertrags und das Blututheil von Thorn. Wahrlich, die polnische Krone, die er trug, war kein beneidenswerthes Gut! Auch nach Abschluß des Warschauer Vertrags blieben die Russen noch zwei weitere Jahre im Lande stehen, und August zitterte, daß ihn Peter in Folge der geheimen Unterhandlungen mit Görz verjagen werde. Gegen Ende seiner Tage gerieth August in neue Spannung mit den Polen. Diese wußten, daß er darauf umgehe, den Thron in seiner Familie erblich zu machen, und damit er hiezu die Einwilligung seines Nachbars erlange, einen guten Theil von Polen abzutreten. Der polnische Reichstag nöthigte den König, über die freie Wahl für den Fall seines Todes eine förmliche Akte auszustellen; ja, er forderte sogar im Jahre 1732 den deutschen Kaiser als Bürgen der polnischen Verfassung auf, zum Schutze der Wahl ein kleines Heer an der Gränze zusammenzuziehen.

Der sächsische Kurprinz August II., wegen dessen Erbfolge die Polen solche Besorgniß hegten, war ein Jahr vor dem Uebertritt seines Vaters, den 7. Oktober 1696 geboren. Der Kurfürst-König ließ ihn in der lutherischen Religion erziehen. Oeffentlich wurde diese Sonderbarkeit durch die Rücksicht auf die Großmutter des Prinzen, Anna Sophia von Dänemark, eine eifrige Lutheranerin, gerechtfertigt. Auch England und mehrere evangelische Fürsten Deutschlands baten den Vater, seinem Sohn Freiheit zu lassen. Noch im Jahre

1711 genoß der Kurprinz das Abendmahl nach evangelischer Weise. Glaubwürdige Nachrichten liegen vor, daß er bei der Kaiserkrönung Carls VI. im Jahre 1711 den dänischen Gesandten flehentlich bat, ihn zu retten, denn man wolle ihn zum katholischen Glauben zwingen, während er doch in der Religion, in welcher er erzogen, zu leben und zu sterben gedenke. Aber 1712 ward er auf Reisen nach Italien geschickt und den 27. November desselben Jahrs legte er zu Bologna in die Hände des Cardinals Cusani das katholische Bekenntniß ab, doch vorerst nur insgeheim, die öffentliche Erklärung erfolgte erst im September 1717. Die Sache hing so zusammen. Wie der Vater, um die Krone Polens zu erlangen, den Glauben gewechselt hatte, so verlangte er auch für den Uebertritt des Sohnes einen ähnlichen Preis. Der Preis bestand darin, daß Kaiser Carl VI. dem Kurprinzen seine Tochter, Maria Josepha, zur Gemahlin gab: eine Verbindung, welche mittelbar das Versprechen österreichischer Hülfe zu seiner Erhebung auf den polnischen Thron in sich schloß.*)

Nichte

*) Zur allseitigen gerechten Würdigung Augusts muß noch ins Auge gefaßt werden, daß er nach der Aussage seines Hofcavaliers von Loen in seiner Jugend ein Freigeist war, daß seine Reisen in katholischen Ländern ihn von manchen Vorurtheilen heilten, daß damals die besten Köpfe beider Confessionen auf eine Wiedervereinigung hinarbeiteten, daß eine Besprechung mit dem edlen Papste Innocenz XII. einen tiefen Eindruck in August zurückließ. Die Schranken, die beide Confessionen trennten, erschienen ihm als gleichgiltig. Ueber den Werth der polnischen Krone hat er sich freilich getäuscht. In Sachsen haben aber die Katho-

Als Kurfürst von Sachsen fuhr König August I. nach gänzlicher Beendigung des nordischen Kriegs fort, dieselbe Wirthschaft zu treiben, wie früher. Feste folgten auf Feste und die Verschwendung nahm kein Ende. Eine der vielen schlimmen Folgen, dieser Weise zu regieren, tritt in der niedrigen Lobhudelei hervor, mit welcher eingeborne Schriftsteller die Herrlichkeit des glanzvollen Kurfürsten darstellen. So felsenfest auch sein Körper war, so unerschütterlich seine Gesundheit schien, hatte König August seine Lebenskraft schon im Jahre 1732 so sehr erschöpft, daß er nicht mehr aufrecht stehen konnte. Ein alter Schaden am linken Bein brach auf, der Brand kam dazu, und den 1. Februar 1733 gesegnete August das Zeitliche.

---

liken durch seinen Uebertritt Nichts erreicht, erst 1806 erhielten sie gleiche Rechte mit den Lutheranern. Mit Recht bemerkt K. Ad. Menzel (Neuere Gesch. der Deutschen, Bresl. 1855, IV., S. 526): „Dafür stellt die hohe Geistesbildung und edle Sinnesart dieses aufrichtig katholischen, über ein eifrig protestantisches Volk gesetzten Herrscherstamms und die gegenseitige, dem Religionseifer Trotz bietende Liebe und Treue einen höchst bedeutsamen Moment des deutschen Lebens dar. Vielleicht trägt derselbe die Keime einer noch wichtigeren Entwicklung der Zukunft entgegen.“ D. H.

Gfrörer, August Friedrich

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts

Bd.: 1

Schaffhausen 1862